This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den Österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me
alienum puto.
Hemmer-Burgstall 1846.

Dreißigster Jahrgang.

Wien 1906.
Verlag des Österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

B23

Bestens empfohlen.

GEGRÜNDET 1832.

Telephon Nr. 19.470. —— **Telephon Nr. 19.803.**

Wechselstube des Bankhauses

SCHELHAMMER & SCHATTERA

Wien, I. Stefansplatz 11.

Telegramm-Adresse: Schelhammer Börse Wien.

Oesterr. Postsparc. Clearing-Verkehr Nr. 50244. — Ungar. Postsparc. Clearing-Verkehr Nr. 8168. — Giro-Conto bei der österr.-ungar. Bank. — Giro-Conto beim Wiener Giro- und Cassenverein.

Coulantester Ein- und Verkauf aller Gattungen Lose, Renten, Prioritäten-Obligationen, Pfandbriefe, Gold- und Silbermünzen, fremder Noten etc.

Bar-Einlagen werden im Conto-Corrente zum günstigsten Percentsatz verzinst.

Lose auf Raten gegen coulanteste Berechnung.

Anweisungen auf alle wichtigen Plätze des In- und Auslandes.

Vinculierungen und Devinculierungen sowohl von Stiftungs-Obligationen als auch Militär-Heirats-Cautionen prompt und coulantest.

Börse-Aufträge zur Capitalsanlage als auch zur Speculation werden bestens ausgeführt.

Verlosungs-Evidenzhaltung. Die bei uns gekauften Lose und Werthpapiere übernehmen wir auf Wunsch kostenfrei wegen der Verlosung in Evidenz.

Couponseinlösung findet bei uns ohne Abzug statt.

Promessen zu allen Ziehungen.

Versicherung von Losen und Anlagewerthen gegen Coursverluste im Falle der Verlosung genau nach Prämien-Tarif.

Escompte und **Einlösung** gezogener Lose, Obligationen, Coupons etc. zum billigsten Zinsfuss.

Informationen und Auskünfte über alle das Bank- und Wechselgeschäft betreffenden Angelegenheiten unentgeltlich.

Couponbogen-Besorgung.

Militär-Heirats-Cautionen. Auskünfte über den Ankauf sicherer, hochverzinslicher Werthe werden kostenfrei ertheilt, der Ankauf und die Vinculierung provisionsfrei durchgeführt.

Depot-Uebernahme. Bei uns gekaufte Werthpapiere übernehmen wir unentgeltlich zur Verwahrung und Verwaltung, welche Einführung wir speciell den P. T. Losvereinen zur Gebrauchsnahme empfehlen.

Bestens empfohlen:

Verlosungsblatt „ANKER"

Verlässlichstes und billigstes Finanz- und Verlosungsblatt.

Bezugsgebühr: für **Wien K 4.50**, für die **Provinz K 5.—**
(incl. Zustellung).

Abonnementsbeträge können sowohl per Anweisung übersendet, als auch in der Wechselstube **Schelhammer & Schattera**, Wien, I. Stefansplatz 11, eingezahlt werden.

iversity Libraries

Schwerversilberte

Christofle Essbestecke und Tafelgeräthe

anerkannt bestes Fabrikat von ausserordentlicher Haltbarkeit.

Complet eingerichtete **Besteckcasetten, Schüsseln, Saucieren, Kaffee- und Theeservice, Tafelaufsätze, Kunstgegenstände.**

Grösste Auswahl der schönsten Modelle.

Christofle & Cie

k. u. k. Hoflieferanten

Heinrichshof

WIEN

I. Opernring 5.

Illustrirte Preisliste auf Verlangen.

Das

k. k. Versteigerungs-Amt

Wien, I. Dorotheergasse 17

übernimmt:

Hinterlassenschaften, Mobilien aus Uebersiedlungen und Gegenstände jeder Art:

wie Gemälde, Kunstobjekte, Claviere, Harmoniums, gute Möbel, Decorationsstücke, Wägen u. s. w. mit Ausnahme von neuen Waaren zur Versteigerung.

Anmeldungen

täglich von 9—12 Uhr, auch brieflich und telephonisch (Nr. 2916).

Städt. Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Lebens- u. Renten-Versicherungs-Anstalt.

Direction:

Wien, I. Tuchlauben 10

(im eigenen Hause).

Filialen in Wien:

Bei den Gemeindebezirks-Kanzleien sämmtlicher 20 Bezirke Wiens.

Sicherheitsfond:

Eine Million Kronen.

Versicherung auf das Ableben. Versicherung auf das Erleben. Gemischte Versicherung. Aussteuer-Versicherung. Versicherung von Leibrenten, Invaliditätsrenten und Witwenpensionen für Berufsthätige.

Gegründet von der Gemeinde Wien zum dauernden Andenken an das 50jährige Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph.

Vom hohen k. k. Ministerium des Innern genehmigt zufolge Erlasses vom 13. Juli 1898, Z. 22.561.

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den Österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Dreißigster Jahrgang.

Wien 1906.
Verlag des Österreichischen Volksschriften-Vereines.
Manzist: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

Postsparcassen-Conto Nr. 851.821.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 10 1969

DB17
04

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne, IV. Margarethenstraße 19.

Aus alter und aus neuer Zeit.

Von Heinrich Hematmüller.

1.

Aus den Tagen der Belagerung Wiens durch die Türken 1683.

(Nach den Aufzeichnungen des Paters Gervasius, damals Pfarrers von St. Rupprecht[1]) in Wien.)

.... 13. Juli 1683 ... Es ist kein Zweifel mehr darüber unter den Wienern, dass es mit der Belagerung unserer schönen Stadt seitens der Türken ernst wird. Der Großvezier Kara Mustapha in Person soll sie befehligen. Man sagt, er wäre sehr tapfer, aber auch raub- und mordlustig und trüge statt des Herzens einen Stein in der Brust. Gott schütze Wien und seine Bewohner! Und der Schutz des Allerhöchsten ist so nothwendig für uns! Unser tapferer Stadtkommandant General Ernst Rüdiger Graf Starhemberg thut ja alles im Vereine mit seinen Leuten und unser Bürgermeister Liebenberg und auch der Rector magnificus der Universität Laurenz Gruner waren nicht müßig im Organisiren von Vertheidigern, aber alles was Waffen trägt und wehrhaft ist in dieser unglücklichen Stadt, beträgt kaum 22.000 Mann, gegen mehr als 200.000 Feinde! Aber wir wollen nicht verzagen. Bis heute haben die unserigen 30.000 Palliſaden eingerammt und auf den Wällen stehen 200 Kanonen und werden Tod und Verderben den Feinden der Christenheit entgegenschleudern. Die Stadt hat Hand- und Roßmühlen errichtet, Lebensmittel herbeigeschafft und 169.000 Eimer Wein, wir werden nicht Hunger und nicht Durst

[1]) Die älteste Kirche in Wien, auf der Rupprechtsstiege in der innern Stadt. Leider sehr vernachlässigt und wenigen Wienern bekannt.

leiden müßen und doch wird das Elend unbeschreiblich sein. Alles strömt von der Umgebung der Stadt zu uns herein, denn die Türken hausen bis Lilienfeld hinauf jetzt schon wahrhaft entsetzlich. Greise, Weiber, Kinder, alles was nicht Waffen tragen kann, wird zum Anfertigen von Kleidern, Wäsche und Verbandzeug für die Kämpfenden verwendet und unser geistlicher Oberhirt, der hochwürdigste Bischof von Wiener-Neustadt, Leopold Graf Kollonits ist in unserer Mitte, rathend, tröstend, beruhigend und helfend — hat er doch der Stadt, die alles nur kein Geld besitzt, sein eigenes Vermögen geopfert und bei Reichen und Vornehmen für Wien überdies 600.000 fl. in wahrhaftem Sinne erbettelt, nur damit die hiesigen Behörden nicht Mangel an Geld zu leiden haben. Dies ist ein wahrer Trost für uns, die wir nur zu kämpfen und zu leiden haben werden.

Ich bin kaum noch in meiner Kirche zu finden und habe eben Zeit, alle Tage sehr früh am Altare des heiligen Rupprecht das heilige Meßopfer darzubringen und diesen starken Helfer in der Noth um seine Fürsprache beim Lenker der Welten zu bitten, denn wir haben schon Verwundete und Sterbende genug hier in der Stadt, denen ich geistlichen Trost und Hilfe zu bringen habe und meine Pflichten als Armenvater mehren sich stündlich.

Wie ich dies hier aufzeichne, kommt eben unser Meßner, eine kreuzbrave Haut, der in seinen wenigen, vom Kirchendienste freien Stunden, als Mineur beim Freiherrn von Kielmannsegge arbeitet, welch letzterer, obzwar nicht Soldat, aber im Mineurwesen hochgebildet, die Minierarbeiten allhier freiwillig leitet. Graf Starhemberg hat, um den Türken keinen Halt beim Stürmen auf die Stadt zu geben, heute alle Vorstädte niederbrennen und die stärkeren Gebäude sprengen lassen und mein Meßner hat dabei geholfen — wahrlich eine seltsame Verquickung von Gottesdienst und Herrendienst bei diesem Manne, aber hilf was helfen kann!

Ganz Wien herinnen ist ein wahres Meer von Rauch, der durch die engen Straßen hereinwogt von den brennenden Vorstädten und die Augen zum Thränen und Lungen und Hals zum Husten bringt.

Dazu knattern drüben der Donau[1]) heute den ganzen Tag die Gewehre und man sieht von unserem Kirchthürmlein genau, wie türkische Reiter Weiber, Greise und Kinder fortschleppen wollen, doch ist ihnen

[1]) Leopoldstadt.

das Savoyische Regiment[1]) hart an und jagt ihnen die Beute immer wieder ab.

24. Juli .... Wien ist vollständig von den Türken eingeschlossen. Wenn ich vom Thurme zu St. Rupprecht hinausluge in's Land, nach Nord und Süd, nach Ost und West, schaue ich nur die unübersehbaren Schaaren der Feinde und deren weiße Zelte und der Halbmond blitzt mir in tausend und tausendfacher Gestalt entgegen. Aus der Vorstadt St. Ulrich glänzt und flimmert mir das große, halbmondüberragte Zelt des Großveziers herüber, von weitem schon kenntlich durch seinen riesigen Umfang, seine Pracht und Herrlichkeit. Die Zelte, die es in dieser Gegend umlagern, schätzt Lieutenant Gregorovitz, der mit einer Abtheilung vom Regiment Heister an der Mauer unterhalb unserer Kirche zu kämpfen bestimmt ist, auf 25.000; welche Massen von Streitern müßen diese Zelte beherbergen!"

In unserer, jetzt von aller Welt abgeschlossenen und so arg bedrängten Stadt, ist es heute sozusagen drunter und drüber gegangen, alles war in Aufregung und anstatt auf der Wache gegen den Feind zu sein, der bereits Miene macht gegen uns zu kämpfen, war in der Stadt, unter uns selber, offener Aufruhr, Mord und Todtschlag. Aus den Vorstädten, wo es noch immer brennt, hat der Wind, der heftig bläst, Brennstoff in die Stadt geschleudert, das Schottenkloster fing Feuer und bald brannte die ganze Häuserreihe auf der Freiung bis zum Zeughaus[2]) und dieses selbst, wo 1800 Tonnen Pulver aufbewahrt werden, wurde von den Flammen arg bestrichen. Welche Gefahr für uns! „Belzebub selber scheint mit den Türken verbündet zu sein", schrie in seiner Angst das Volk. Aber der Neffe unseres Stadtkommandanten, Graf Guido Starhemberg, der Zeuglieutenant Lumpert, Bürgermeister Liebenberg und Oberkämmerer Focky begossen selber die Pulverfässer mit Wasser und halfen den hölzenen Gang im Zeughause niederreißen, der bereits brannte und zwangen die Arbeiter die Fenster dieses Gebäudes zu vermauern, deren eiserne Rahmen bereits glühten und halfen selbst bei dieser Arbeit wacker mit.

---

[1]) von Prinz Julius Ludwig von Savoyen 1683 im Mai errichtet. Dieser, ein Bruder des Prinzen Eugen, war aber kurz vorher bei Regelsbrunn gefallen. Das Regiment wurde, als Magni-Dragoner, am Tage vor der Schlacht bei Szlankamm, 1692, von den Türken überfallen und zusammengehauen.

[2]) Heut städtische Feuerwehr am Hof.

Das Volk, das in großer Zahl herbeikam, war anfangs ganz niedergeschlagen und ruhig, dann ging ein Lärmen und Schimpfen los und man hörte plötzlich die Rufe weithinschallen: „Verrath! Verrath! Der Brand ist gelegt! Man liefert uns den Türken aus!“ Alle beruhigenden Worte seitens des Bürgermeisters Liebenberg und anderer halfen nichts, das Volk war durch gewissenlose Leute aufgehetzt worden und suchte überall nach Opfern für seinen Verdacht und seine Rache.

Ein Officier, der in einem der brennenden Häuser auf der Freiung wohnt, warf seine Habe auf die Straße und suchte zu retten davon, was möglich war. Hierunter befanden sich auch einige ganz gewöhnliche Gehstöcke, welche das Volk unglücklicherweise für Racketenstöcke hielt, beschuldigte den Kriegsmann, dass er mit diesen Racketenstöcken den Türken geheime Zeichen habe geben wollen, mishandelte den seine Unschuld betheuernden Krieger ganz unmenschlich und brachte ihn in's Gefängnis.

Ein junger Mensch, der sich den in dieser schweren Zeit doppelt dummen Scherz machte, in Frauenkleidern herumzugehen, wurde für einen Spion gehalten, erschlagen und in Stücke gerissen.

Einer meiner Pfarrarmen bei St. Rupprecht, ist ein gewisser Thanon, ein schwachsinniger aber nicht boshafter oder gemeinschädlicher Mensch, welcher die Gewohnheit hatte, immer an einer Zwiebel zu kauen und auch deren mehrere davon immer bei sich trug. Dieser Arme im Geiste eilte auch zur Brandstätte hin und ward über das Feuer derart aufgeregt, dass er seinen wenigen Verstand vollends verlor. Gott allein weiß, wie Thanon, den das Volk seiner Gewohnheit und seines etwas hochfahrenden Wesens halber den „Baron Zwiebel“ nannte, dazu kam, eine Pistole einzustecken. Wie der Schwachsinnige den Riesenbrand sah, zog er die Pistole und feuerte dieselbe gegen die Flammen ab. Diese Verrücktheit kostete ihm das Leben, denn er wurde von der wüthenden Menge ergriffen, einige Gassen weit unter Prügeln und Püffen geschleift und dann auf die grausamste Weise getödtet.

Jetzt — es ist nach dem Gebetläuten — ist man Herr des wüthenden Feuers und des grausamen Volkes und ich sehe den Grafen Rüdiger von Starhemberg oben von seinem Lugaus am Stephansthurme hinausschen auf die rührigen Feinde. Er schaut, ich sehe es deutlich durch meine Fenster wo ich sitze und schreibe, just das Kreuz auf dem Stephansthurme an — hat er Sorge darob, dass an Stelle des Wahr-

zeichens der Christenheit in nicht ferner Zeit der Halbmond wird erglänzen? Mir krampft es das Herz zusammen bei diesem entsetzlichen Gedanken —

Die Haringer-Spindlerin[1]) wollt heut Vormittag über die Stiege bei St. Rupprecht hinab zum Wall, um ihrem dort Wache thuenden Sohn das Essen für den Tag zu bringen. Eine der ersten Kanonenkugeln welche die Türken heute ab und zu hereinsenden, hat ihr beide Füße abgerissen und sie ist, von mir knapp noch mit der heiligen letzten Ölung versehen, bald hernach gestorben. Ihre zwei übrigen, noch kaum zehn- bis zwölfjährigen Kinder habe ich beim Krämer gegenüber dem St. Rupprechts-Kirchlein einstweilen untergebracht — St. Rupprecht hat schon eine gehörig große Zahl von Waisenkindern erhalten — der Heilige allein wird wissen, wie sein Pfarrer diese armen Würmlein alle ernähren und erhalten soll!

31. August .... Bis heute bin ich nicht dazugekommen, über das, was in und um Wien vorgefallen, Aufzeichnungen zu machen. Es ist auch zu viel geschehen und ich habe viel zu viel zu thun, bin über das Erlebte zu erregt und auch zu müde gewesen zum schreiben. Heute bin ich frei um mich zu erholen, und der hochwürdigste Herr Bischof Kolonits thut selbst den Dienst für mich, da er sieht, dass ich vor Überanstrengung sonst zusammenbreche. Und doch zeichne ich auf, was mir nachgerade erinnerlich, einmal, weil es der Nachwelt von Nutzen sein kann und da ich ohnehin vor Mattigkeit nicht schlafen kann und mich, auf jetzt allerdings nutzlos scheinende Weise, doch nützlich machen will.

Der Kampf um Wien ist wahrhaft entsetzlich gewesen bisher und wird es noch mehr sein, denn Kara Mustapha setzt a l[illegible] um die Stadt türkisch zu machen. Er selber richtet sein Hauptaugenmerk auf die Burg, ihm zu beiden Seiten die fanatischen Janitscharen. Der Pascha von Rumili, Hussein Pascha von Mesopotamien und Hassan Pascha von Damaskus stehen auf seinem linken Flügel bis zur Donau, vom Kärntnerthor bis zum Rothenthurmthor lagern die Pascha von Erlau und Großwardein mit asiatischen und ägyptischen Völkern und auch die Leopoldstadt ist von den Türken stark besetzt. Das Minengraben und Beschießen ist eine ununterbrochene Sache. Die Stücke der

[1]) Härings-Verkäuferin.

ersten türkischen Bombe, die in der Stadt platzte, haben wir gesammelt und geweiht und den Türken rückgeschossen. Alles ist bei uns Tag und Nacht thätig, Breschen werden ausgebessert, Verwundete gepflegt, Sterbende versehen, Todte beerdigt und die Wehrhaften drängen sich in die Lücken, die der Tod alltäglich in die Reihen der Vertheidiger bringt.

Graf Rüdiger von Starhemberg geht allen mit den glänzendsten Beispielen voran, selbst verwundet und erkrankt, erscheint er täglich unter den Vertheidigern, ermuntert, sorgt für sie, belobt und bestraft. Jüngst hat er zwei Knaben, einen von zehn und einen von fünfzehn Jahren, köpfen lassen, weil sie sich, der Himmel allein weiß wie das möglich war, als türkische Spione hatten verwenden lassen.

Einem Lieutenant, der während der Nachtwache aus Ermüdung es hatte übersehen, dass die Türken sich dicht an der Mauer drunten eingruben, ließ er die Wahl zwischen dem Galgen oder mit den vierundzwanzig Mann, so er bei der Nachtwache bei sich hatte, die türkische Minirarbeit wieder zu zerstören. Der Lieutenant hat natürlich den Ausfall gemacht, die türkischen Minen auch zerstört, hat aber dabei als wackerer Mann den Tod für uns gefunden. Friede diesem Tapfern!

Einige Soldaten, welche über das endlose Kämpfen, Wachen, Hungern und das Nichtbezahlen des Soldes ihre Unzufriedenheit äußerten, ohne jedoch dabei ihren Dienst zu vernachlässigen, mußten um ihr Leben würfeln und auch sonst überwacht der Starhemberg alles, läßt die Straßen mit Ketten absperren, abgraben, verrammeln und ist entschlossen, jedes Haus einzeln zu vertheidigen, wozu Soldaten und Bürger sich auch ehrlich und heilig entschlossen und verpflichtet haben.

Sechstausend Mann von uns sind bereits gefallen, 30—40 Personen sterben täglich an verheerenden Krankheiten und die Lebensmittel werden langsam alle und deren Preise sind kaum noch zu erschwingen.

Kara Mustapha bietet alles auf, um Herr unserer Stadt zu werden und wir wissen es genau, dass er sich täglich in einer mit Eisenplatten gepanzerten Sänfte zu den Erdarbeiten unserer Feinde bringen läßt und dort, in einem bombenfesten Raume, diese Arbeiten überwacht.

Der Lieutenant Gregorovitz vom Regiment Heister ist an den Herzog Karl von Lothringen, der ein Entsatzheer im Marchfelde sammeln soll, gesandt worden, um Hilfe zu verlangen. Auch ein Pole, der früher

als Dolmetsch in der orientalischen Compagnie gedient und gut türkisch kann, der jetzige Leopoldstädter Bürger Kolschitzky und sein Diener welche beide nun in der Compagnie des Hauptmanns Frank dienen, schlichen schon wiederholt durch das feindliche Lager und Kolschitzky[1]) gelang es am 14. August vom Herzog Karl von Lothringen wieder in die Stadt zu kommen und dem Grafen Starhemberg die frohe Botschaft zu überbringen, der Herzog warte nur noch auf den König Johann Sobieski von Polen und dessen Truppen ab, um Wien zu entsetzen. Er werde ihn vom Beginne des Entsatzes durch Feuer am Kahlenberge verständigen.[2]) Es wäre noth und wir hoffen alle, dass es sich bewähre, dass, „wo die Noth am größten, Gottes Hilfe am nächsten ist." Heute abends werde ich, wie tausende und abertausende in Wien, wieder sehnsüchtig nach dem Kahlengebirge hin ausschauen, um die Feuer zu entdecken, welche den Beginn unserer Befreiung uns verkünden sollen — für uns, wo die Noth immer höher steigt, werden es wahre Freudenfeuer sein.

30. September .... Also, einen ganzen langen Monat bin ich nicht dazugekommen, meine Eintragungen in das Kirchenbuch von St. Rupprecht zu machen! Wer diese Zeilen in kommenden Jahrhunderten, aus kommenden, jetzt noch gar nicht geahnten Geschlechtern stammend, auch lesen wird, er zürne nicht darüber und heiße mich nicht faul, dass ich es wochenlang unterlassen habe, kleine und kleinliche Dinge aufzuzeichnen, kann ich doch nur Sinn haben für großes, wahrhaft erhabenes. Denn so viele große, im Leben der ganzen christlichen Welt wichtige Dinge haben sich in diesen letzten vier Wochen zugetragen, dass ich nun diese großen wichtigen Ereignisse für meine Pfarrkinder hier aufzeichnen will, in der gehobensten Stimmung, wie zum Feste der Geburt des Herrn und ich möchte jubeln in alle Welt hinaus, laut und vernehmlich: „Ehre sei Gott in der Höhe, denn Friede ist wieder geworden den Menschen auf Erden!"

Friede dem erhabenen Monarchen[3]), Ruhe in Wien und neu gekittet sind die Lande des Hauses Habsburg! Denn der Erbfeind der

---

[1]) Der muthige Kolschitzky wurde später der „erste Kaffeesieder" in Wien und soll das Kaffeetrinken in Wien heimisch gemacht haben.

[2]) Das ist der heutige Leopoldiberg und Kahlenberg. Das ganze Gebirge hieß damals Kahlengebirge.

[3]) Kaiser Leopold I. regierte von 1658—1705.

Christenheit ist mit Gottes Hilfe und der guten Menschen Tapferkeit und Ausdauer besiegt und auf der Flucht — wohl auf Nimmerwiederkehr!

Ich merke es, ich werde förmlich zum Dichter für das Kirchenbuch von St. Rupprecht und meine Gefühle werden diejenigen, die einst dies lesen, was ich hier aufzeichne, doch nicht mehr verstehen und mich darob schelten, dass ich das Papier, also Kirchengut verschwende. Denn vergangen werden sein die Tage der Noth und der Gefahr, verklungen die Fanfarentöne des Siegers vom Thurme zu St. Stephan, verrauscht der Jubel des befreiten christlichen Volkes von Wien, gestorben und verdorben und vergessen jene, deren Tapferkeit und zähe Ausdauer im Streit, den Halbmond niederwarfen vor dem Kreuze in den Staub und die kommenden Geschlechter werden nicht mehr ahnen was wir gelitten, und darum auch nicht mehr verstehen können unseren Freudenrausch, unseren Siegesjubel und unsere große, große Dankbarkeit gegen Gott den Vater, der uns erhört, für den Sohn, der mit uns um das Kreuz gestritten im Kampfe und gegen den heiligen Geist, der uns inspiriret und einig gemacht hat im Streite gegen den Erbfeind: die Sinne, die Zungen und die Thaten der Christen!

Und so will ich in aller Kürze schreiben, was ich noch weiß aus den schweren Tagen, allen denen daran Betheiligten zur Ehr, den Nachfahren meiner jetzigen Pfarrkinder aber zur Lehr!

Am 4. September flog eine fünf Klafter lange Strecke der Basteimauer auf, am 6. eine noch größere, und jedesmal stürmten die Türken mit wüthendster Anstrengung und ihr „Allah il Allah" übertönte den Donner der Kanonen, das Rollen und Grollen, das Prasseln und Sausen und Zischen der herniederfallenden Mauertrümmer, die Commandorufe der Officiere, das Stöhnen der Verwundeten und die angstvollen Todesschreie der Sterbenden.

Inzwischen hatten wir Nachrichten erhalten, dass das christliche Entsatzheer sich wirklich im Marchfelde sammele[1]) und endlich, endlich

---

[1]) Beiläufig: 27.100 Österreicher, 26.600 Polen, 14.400 Sachsen, 11.300 Bayern 8400 aus dem fränkischen und schwäbischen Kreise, im ganzen 38.700 Mann Fußvolk, 46.100 Reiter mit 186 Geschützen. Den Oberbefehl führte Herzog Karl von Lothringen, neben ihm befehligte König Johann Sobieski die Polen. Kaiser Leopold I. verblieb in Dürrenstein an der Donau.

wurde es am 6. September bei einbrechender Nacht zur Gewissheit, dass die Stunde unserer Befreiung geschlagen habe.

Abgemattet von der aufregenden Plage des Tages, besorgt und vergrämt ob unserer immer trostloser werdenden Lage, war ich gegen 8 Uhr abends an diesem 6. September in den halbzerschossenen Pfarrhof von St. Rupprecht zurückgekehrt und hatte mich eben hingesetzt, um mein karges Nachtmahl einzunehmen, als unser Mesner athemlos und hochgradig erregt zur Zimmerthür hereinstürzte und mit thränenden Augen und schluchzender Stimme, gegen das donauaufwärts führende Fenster weisend, fast stotternd wie ein Kind, hervorstieß:

„Herr Pfarrer — Hochwürden — dort — dort —"

Er brachte nicht mehr hervor, der tapfere Mineur und Mesner, und blitzschnell durchfuhr es mich: „Wenn — wenn es möglich wäre —"

Ich wagte es nicht auszudenken, schleppte mich mehr als ich gehen konnte zum Fenster und sah hinaus.

Da, ich traute meinen Augen kaum, brannte droben am Kahlenberge ein Feuerchen, fast schüchtern, als getraue es sich die frohe große Botschaft nicht recht zu verkünden, aber, da flammte ein zweites Feuer droben auf, ein drittes und ein viertes und bald brannten sie, wie Johannisfeuer, über den ganzen Kamm herüber bis zur alten Burg der Babenberger: Herzog Karl von Lothringen gab uns das verabredete Zeichen![1])

„Sie sind da!" „Der Lothringer ist da!" „Der Polenkönig auch!" tönte es von der Straße herauf, ganz Wien jauchzte, alles war in Bewegung und immer wieder ertönten sie, die langersehnten Rufe: „Hoch der Kaiser!" „Hoch seine Verbündeten!" „Hoch Wien!"

Dass wir diese Nacht kein Auge schloßen, ist natürlich, aber auch dass wir die Stunden und Minuten zählten bis zum Morgenroth der Befreiung. Endlich, am 12. September, gegen 9 Uhr vormittag, gab die Wache droben vom Thurme zu St. Stephan das heißersehnte Zeichen: „Das christliche Heer steigt die Hänge des Kahlengebirges herab!"

---

[1]) Die Heißler-Dragoner (das vorerwähnte Julius Savoyen-Dragoner-Regiment) hatte den Befehl erhalten, diese Feuer anzuzünden. Oberst Heißler durchschwamm mit 600 seiner Dragoner die Donau oberhalb Klosterneuburg, zündete die Befreiungsfeuer am Kahlenberge an und gelangte, mit seinem Regiment wieder die Donau durchschwimmend, ohne Verlust nach Korneuburg zurück.

Es war keine Zeit für uns, um für den Sieg unserer Glaubensbrüder zu beten, denn das Entsatzheer stürmte auf die Türken und diese stürmten auf uns ein, eine Aufregung sondergleichen bemächtigte sich unser aller, ein erschreckliches Durcheinander in der Stadt; auf den Wällen und außerhalb nichts als Donner der Geschütze, Knattern der Gewehre, Beten, Fluchen, Pferdegetrappel, Stöhnen, Waffengeklirre allerorten, Siegesjubel, Wehegeschrei von tausend und abertausend Kehlen [1]) und alles eingehüllt in Wolken von Rauch und Staub und Pulverdampf.

Um 6 Uhr abends wussten wir, dass die Schlacht [2]) zu unseren Gunsten entschieden sei und am nächsten Vormittag zogen die Sieger unter unserem gränzenlosen Jubel und namenlosen Entzücken ein in die zerschossene halb zerstörte Stadt. Wir dachten nicht an die überstandene Angst, nicht an das Elend und die Noth, nicht an den Heldenmuth der Vertheidiger und nicht an die fast übermenschliche Anstrengung unserer Befreier, Noth und Kummer hatten uns demüthig gemacht und selbst die Kriegsbeute [3]) lockte keinen hinaus, sondern alle und alle folgten willig den Heerführern nach dem Dome zu St. Stephan. Herren und Knechte, Arme und Reiche, Alt und Jung sanken zerknirscht in die Knie und als der hochwürdigste Herr Bischof Kollonits am Hochaltare das „Te deum laudamus" mit vor Rührung zitternder Stimme intonirte, antworteten in den ehrwürdigen Hallen des Domes und draußen in den Straßen, auf den Knien liegend und die Hände

[1]) Der Großvezier hatte bei Döbling 30.000 christliche Gefangene, Weiber, Greise, Kinder, als er sah, dass die Schlacht für ihn verloren sei, niedermetzeln lassen.

[2]) Nach einer Messe, welche der Kapuziner Marcus Avianus am Leopoldsberge las, und bei der König Johann Sobieski ihm ministrirte und der zahlreiche Fürstlichkeiten beiwohnten, griff das Entsatzheer die Türken an. Alles war so kampfesmutig und siegesbewusst, dass, als um 3 Uhr nachmittags Herzog Karl von Lothringen den sächsischen Feldmarschall Götz fragte, ob man sich mit den errungenen Vorteilen, der Ermattung und der Verluste der Truppen wegen, für heute begnügen solle, dieser ruhig zur Antwort gab: „Ich bin ein alter Mann und möchte gern heute noch in Wien ausruhen!" So wurden die Türken gänzlich besiegt und der herzogliche Adjutant Graf Auersperg konnte am 13. September früh mit der Siegesnachricht zum Kaiser eilen. Die Belagerung hatte 50 Tage gedauert. Die Geschützstände der Türken sind heute noch sehr deutlich auf der davon sogenannten „Türkenschanze" in Döbling zu sehen.

[3]) Die Kriegsbeute betrug u. A.: 370 Kanonen, unzählbare Fahnen und Roßschweife, 15.000 Zelte, in vielen noch speisebedeckte Tische, 10.000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10.000 Schafe, 100.000 Metzen Korn u. s. w.

fromm gefaltet und zum Lenker der Geschicke im Danke hoch erhoben, tausende und abertausende, vor Freude aus dem innersten erschauernde Menschenkinder, in zum Himmel brausendem Chor:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke!"

2.

Drei Weihnachtsgeschichten.

„Ehre sei Gott in der Höhe . . . !"

Für viele Menschen gewinnt das Gute erst an Werth, wenn sie es nicht mehr besitzen, oder sie lernen gar erst den Werth eines Gegenstandes, einer Sitte, schätzen, wenn sie, fern von der Heimat, daran gemahnt werden. So ist es z. B. mit den Nationalgebräuchen der Fall, aber auch mit den sinnigen Festen der Religion, die mancher erst in der Ferne schätzen lernt.

Das lieblichste Fest der Christenheit ist das Weihnachtsfest, ein Fest der Freude für Jung und Alt. Das hatte dem Kaufmanne Liborius Fleißig lieb' Mütterchen oft gesagt und Liborius hatte das auch so lang begriffen, als der Weihnachtsbaum geschenkebeladen im hellen Glanze alljährlich am Tische der Kinderstube im Elternhause stand. Aber für ihn war Weihnachten das Fest des Gebens, des Beschenktwerdens geblieben: das Fest des Friedens, das die gesammte Menschheit alljährlich auf's neue vereinigt und verbindet, war es ihm nicht geworden.

Mit dem Verlassen des Vaterhauses schwand dem so gut und warmherzig veranlagten Liborius nach und nach vollends der Sinn für die Bedeutung der kirchlichen Feste im Leben und drüben, über dem großen Wasser, in der Republik Mexiko, fand er keine Zeit zur Feier der Geburt des Erlösers. Allerdings stand er den Weihnachtsgebräuchen der mexikanischen Christen fremd gegenüber, da er dieselben wenig kannte und wohl auch nicht verstand. Und doch trat ein Ereignis ein, das ihm in der Schlichtheit, mit der es sich zutrug, gewaltig packte und in seinem Innern Töne erklingen ließ, die er längst verhallt dachte und das ihm mit einemmal Dinge vorzauberte aus der trauten Kinderzeit: die Heimat und das Weihnachtsfest.

Liborius betrieb damals einen Handel in dem mexikanischen Städtchen Amecameca, das in einem durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Thale reizend am Fuße des feuerspeienden Berges Popocatepetl eingebettet liegt. In der Nähe dieses alten Städtchens befindet sich der vielbesuchte Wallfahrtsort Sacro Monte, durch dessen öftern Besuch Liborius sich als Christ erwies und sich sein besseres Ich erhielt.

In seinen Diensten befand sich ein Indianer namens José, ein ehrlicher aber wortkarger Mann und guter Christ, der seinen Herrn fast ständig auf dessen Reisen in die Umgebung begleitete und ohne Murren zu jeder Zeit Dienste that. Nur am 24. December 1891 kam es wegen einer Dienstleistung zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen José und seinem Herrn, da letzterer verlangte, José habe ihn zu dem am Fuße des Popocatepetl liegenden Rancho Flamaca zu begleiten, von wo Liborius noch im Laufe des Tages eine Ladung Schwefel, der im Krater des Vulkans gewonnen wird, mittelst Maulthieren nach Amecameca zu bringen gedachte, wo am Tage vorher ein Händler mit diesem Artikel eingetroffen war. José stellte seinem Herrn vor, dass heute Christabend sei und er nach Sacro Monte zu gehen gedenke, um dort die Messe zu hören und an der mitternächtlichen Procession theilzunehmen. Liborius aber, verblendet von dem Gewinne, den ihm das rechtzeitige Liefern der Schwefelladung bot, vergaß auf Festtag und Christenpflicht und bestand auf sofortigem Abmarsche nach dem Rancho; doch ließ er sich zu der Zusage herbei, so zeitgerecht heimzukehren, dass der Indianer noch vor Mitternacht in Sacro Monte sein könne.

Und so brachen denn die beiden aus dem Städtchen auf und erreichten gegen Mittag den Rancho Flamaca. Zum großen Ärger des Indianers wickelten sich daselbst aber die Geschäfte nicht so glatt ab, wie er es gehofft hatte und es wurde spät nachmittags, als sein Herr und er sich auf den Heimweg machten, der natürlich langsam vor sich ging, da die schwerbeladenen Maulthiere auf den elenden Wegen nur sachte bergab kamen. Der Indianer murrte ab und zu und sandte seinem Herrn, der zur Eile trieb, nicht eben freundliche Blicke zu. Noch war eine Schlucht zu passiren, die sich, von Bäumen umsäumt, in südöstlicher Richtung vom Städtchen gegen den Popocatepetl hinzieht, was noch vor Einbruch der Nacht zu bewerkstelligen kam, sollten die Schwierigkeiten des Marsches sich nicht vermehren.

Trotzdem sank die Sonne unter, als sie auf dem Kreuzwege anlangten, wo sich der Weg ins Städtchen abzweigt, das bereits Dunkelheit umhüllte, denn in jenen Breiten folgt dem Sonnenuntergange die Nacht ganz unvermittelt.

Auf diesem Kreuzwege, der eine herrliche Aussicht in das Thal und auf den Vulcan hin bietet, steht eine prachtvolle Ceder, ein alter Riese unter den Bäumen und Liborius gar wohl bekannt, denn die Indianer nennen diesen Baum árbol de la cruz — Baum des Kreuzes — und bringen ihm große Verehrung entgegen: denn hoch in seinem mächtigen Geäste hat eine fromme Hand ein Holzkreuz angebracht und die zu diesem Crucifixe wallfahrenden Indianer hatten die Zweige dieses Baumriesen mit Blumenkränzen und bunten Bändern aufs reichlichste geschmückt.

Josés, der Indianer, hielt bei dem „Baum des Kreuzes" die Maulthiere an und warf sich auf die Kniee, sich fromm bekreuzigend und begann laut und mit lebhaftem Geberdespiel zu beten. Liborius lauschte diesen Worten und wurde eigenthümlich bewegt, als er den Inhalt des Gebetes seines Dieners vernahm, der in seiner Einfachheit und in schlichten Worten den Gekreuzigten bat, ihm nicht zu zürnen, dass er heute, an dessen Geburtsfeste, nicht zur Messe nach Sacro Monte kommen könne.

Wie nun der Indianer vom Geburtsfeste des Herrn sprach, sank die Sonne unter und deren letzte Strahlen beschienen den Beter und die alte Ceder, Liborius aber starrte mit dem Ausdrucke der höchsten Überraschung den Baum an, der, umfluthet vom ersterbenden Lichte der Tropensonne, mit seinen Kränzen und den im lauen Abendlüftchen flatternden Bändern ihm plötzlich wie ein Christbaum aus der halbvergessenen Heimat erschien. Wie im Fluge zogen sie an seinem geistigen Auge vorbei, die Weihnachtsbilder aus der fernen Heimat: Lieb' Mütterlein, wie sie die Lichtlein auf dem Baume entflammte, die Geschenke vertheilte, er vermeinte den hellen Jubel der Kinder unter dem Christbaum zu vernehmen und sein religiöses Gefühl brach sich plötzlich Bahn durch all die weltlichen Gedanken und es wurde ihm auf einmal klar die Lehre und erhebende Bedeutung dieses Abends für die ganze Welt und für ihn; und das unsichtbare Band plötzlich erkennend, welches das Fest der Geburt des Erlösers um die gesammte Menschheit schlingt, wes Stammes die Menschen auch seien und welcher

Winkel auch ihre Heimat sei auf diesem weiten Erdenrund, sank er neben dem Indianer auf die Kniee, faltete fromm die Hände und betete mit thränenfeuchten Augen und von innerer Erregung zitternder Stimme, laut und vernehmlich, wie einst als Kind in der Heimat, seit vielen Jahren an diesem Abende wieder mit den Engeln des Herrn:

„Ehre sei Gott in der Höhe...!"

* * *

„... Friede den Menschen auf Erden ..."

I.

Im neunten Jahrhundert n. Ch. sah es im heutigen Nieder-Österreich und die Enns und Steyr aufwärts sehr traurig aus, denn die fortwährenden das Land verwüstenden Raubzüge der Ungarn hielten die wenigen Einwohner in steter Aufregung. Waffenlärm durchscholl die Gaue und die Schlachttrommeln riefen die Streiter schon wieder auf zum Kampf, ehe sie noch der Ruhe gepflogen nach eben vollendetem blutigen Strauß. Um das Jahr 870 führte Aribo als Graf im Traungau an der Enns mit Nachdruck das Schwert gegen die Ungarn — „er führte das Schwert" ist der bezeichnendste Ausdruck für das „regieren" in damaliger Zeit.

Die Enns bildete die eigentliche Gränze gegen Ungarn, denn in Nieder-Österreich waren sie noch gar schlimme Gäste und auch die Burg in Steyr sah sie vor ihren Mauern, in denen Aribo Rast hielt und zu Hause war, was selten genug im Jahre der Fall war.

Im Jahre 876 waren die Ungarn wieder in Nieder-Österreich eingefallen und Graf Aribo war dem Markgrafen Radbot, der zu Pechelaren seinen Sitz hatte[1]), zu Hilfe geeilt.

Bald aber verbreitete sich die Schreckenskunde, Radbot und Aribo seien im offenen Felde geschlagen worden, und wirklich verkündeten die heimkehrenden Reste des stolz und siegesfroh ausgezogenen Heeres den Sieg der Ungarn. Schaaren flüchtiger Reisiger retteten sich in die

---

[1]) Heute Pöchlarn an der Donau. Markgraf Radbot und Graf Aribo waren keine Monarchen im heutigen Sinne, sondern Statthalter des römisch-deutschen Kaisers, etwa Civil- und Militair-Gouverneure der Gränz-Provinzen.

Burg zu Steyr, bis auch diese von den Ungarn eingeschlossen wurde. In der Burg selbst herrschte eine sehr gedrückte Stimmung, denn Graf Aribo wurde vermisst und jetzt, wo die Burg von der Außenwelt abgeschlossen war, fehlte von ihm jede Nachricht.

Zwischen dem heutigen St. Ulrich und der Kirche in Garsten[1]) war damals eine Fähre über die Enns. Weder St. Ulrich noch Garsten bestanden damals schon, aber auf beiden Ufern der Enns hausten Bauern, Holzarbeiter und Fischer, Dienstleute des Grafen Aribo, und für diese war diese Verbindung geschaffen worden. Sie besorgte ein Fischer, dessen Häuschen am rechten Ennsufer stand, mit einem Kahn. In einer Nacht Ende August 876 wurde am Fenster des Fährmannes sehr kräftig und andauernd gepocht. Unwirsch erhob sich der Alte von seinem Lager, denn ein gräßlicher Sturm tobte draußen und prasselnd schlug der Regen an das Fenster. Er öffnete die schwere eichenbohlene Thür der Hütte, worauf sich hastig ein großer starker Mann an ihm vorbei in die Stube drängte.

„Gott zum Gruß", sagte der Eindringling mit tiefer rauher Stimme und legte den nassen Mantel ohne viel Umstände auf einen Stuhl, „seid doch der Fährmann, nicht?"

„Der bin ich", entgegnete mürrisch der Alte und suchte mit raschem Blick zu ergründen, wer der späte Gast wohl sei, „was wollt Ihr?"

„Könnt Ihr mich übersetzen über die Enns?" fragte der Kriegsmann, denn ein solcher war er, das bewiesen die blecherne Sturmhaube, die er eben ein wenig lüftete und das kurze breite Schwert an seiner Linken.

„Ihr seid wohl toll?", brauste der Fährmann auf, „übersetzen über die Enns, bei dem Sturm! Ist so hoch das Wasser, wie ich noch nie erlebt, zög uns der Wind in einen Wirbel zwischen die Felsen, so die Enns mehr als genug hat! Und dazu bei der rabenschwarzen Nacht — säh' das Ruder nicht, geschweige das Fahrwasser, seid froh, dass Ihr unter Dach seid hier bei mir!"

Der Kriegsmann hörte den Alten ruhig an, dann sagte er trocken:

„Schon gut — ich *muß* aber heut Nacht über die Enns, verstanden?"

---

[1]) St. Ulrich am rechten, Garsten ihm gegenüber am linken Ennsufer, eine halbe Stunde oberhalb Steyr.

der Fährmann erleichtert aufathmend, stieg mit dem Knappen aus und kettete das Schifflein an, dieweil der Knappe seine Taschen absuchte.

„Freund", sagte er endlich, „ich bin bettelarm und kann Euch den großen Dienst, so Ihr mir jetzt erwiesen, nur danken, nicht lohnen! Nehmt aber diesen Ring — kehrt Graf Aribo einst heim, so geht getrost zu ihm und weist ihm dieses Schmuckstück vor, er wird Euch reichlichst lohnen, was Ihr für mich gethan! Gott mit Euch, Alter!"

Sprach's, drückte dem Fährmann etwas Hartes in die schwielige Hand und war auch schon im Dunkel der Nacht verschwunden.

„War halt eine Fuhr um Gotteslohn", brummte der Fährmann, steckte das Ringlein ein und trollte der Hütte seines Vetters zu.

II.

Vier Wochen später trieb der plötzlich in der Burg zu Steyr kürzlich erschienene Graf Aribo die Ungarn gen Melk hinab und er und Markgraf Radbot erzwangen sich von ihnen die langersehnte Winterruhe. Graf Aribo kam erst spät im December heim nach Steyr und machte Ordnung auch zu Hause. So wurde es Weihnachten.

Am „Heiligen Abend" war des Vormittags Fischmarkt am Ennsufer vor den Häusern drunten unter der Burg Steyr. Standen nicht viel Häuser noch da, nur eine Siedelung von Dienstleuten des Grafen und von einigen Kaufleuten und Handwerkern, die mit dem Leben in der Burg in Verbindung waren. Der Fisch ist eine „Fastenspeise" und damals war es keine schlechte, denn die Enns und die Steyr waren viel fischreicher als jetzt.

Der alte Weremund, so hieß der Fährmann, stand auch da und bot einige Fischlein feil, recht kleine, nichtige, denn er hatte beim Fang kein Glück gehabt. Kaufte sie auch niemand und die Leute lachten ihn noch überdies aus, weil seine Waare gar so bescheiden war. Das that dem ehrlichen Alten bitter weh. Denn es gebrach ihm vollends am Gelde und zu Hause warteten sein Weib, seine Tochter, deren kranker Mann, der sich, just für Weihnachten, vor einer Woche den rechten Fuß gebrochen hatte, und zwei Enkelkinder auf Brot und wohl auch auf eine kleine Weihnachtsbescheerung. Das war nun alles eitel Hoffnung, brachte der alte Weremund die Fische nicht los und etwas Geld dafür in der Tasche.

„Aber, so laßt Euch doch was sagen", meinte der Alte, der wohl genugsam wusste, dass Kriegsleute von ihrem Vorhaben nicht leicht abzubringen sind, „selbst wenn wir glücklich hinüberkommen, rennt Ihr schnurstracks den Ungarn in die Hände, so in stattlicher Zahl vor der Burg liegen, Gottes Jammer!"

„Just in die Burg zu Steyr hinein muß ich noch heut Nacht", sagte der Knappe, für das hielt ihn der Fährmann, mit einer Entschiedenheit und einer Miene, die keinen Widerspruch duldeten, „grad das Wetter ist günstig für mich! Heut werden die Belagerer weniger wachsam sein und ich kenn' jedes Weglein! Also, wollt Ihr mich überfahren — oder ich fahr allein!"

„Heilige Maria! Ihr seid toll", jammerte der Alte, „wollt allein fahren und ich getraue mich nicht!"

„Entscheidet Euch rasch", unterbrach ihn der Knappe ungeduldig, „hab keine Zeit zu vertrödeln, bald naht der Morgen — und die in der Burg erwarten mich dringend, na?" und die Augen des Mannes blitzten den Alten an, so scharf, so zum gruseln fast.

„Gut", sagte der Fährmann, „wenn 's denen in der Burg zum Vortheil ist, so Ihr hineinkommt —"

„Doch, ich glaube gar sehr, Alter! Seh ich aus wie ein Lügner?"

„So kommt", meinte der Alte, „bin ein gräflicher Mann, wenn auch ein gar alter und hier bestallter Fährmann, ist daher auch meine Pflicht zu fahren! Betet aber vorher, sonst werden wir beide ertrinken, die Enns ist ein gar falsches Wasser!"

Die beiden verließen die Hütte und stiegen abwärts zum Ufer und betraten den zur Überfuhr dienenden recht gebrechlichen Kahn, wo der Alte den Kriegsmann sich niedersetzen und sich fest anhalten hieß. Ein Stoß mit dem Ruder und die Wasser der Enns drehten das Fahrzeug hinaus in das offene wogende Gerinne, wo die sturmgepeitschten Wellen den kleinen Kahn hoben und senkten, drehten und tauchten und zu verschlingen drohten. Der Fährmann arbeitete aus Leibeskräften und betete laut — der Krieger, der ihm nicht helfen konnte, da nur ein Ruder vorhanden war, hielt sich an wie er konnte und sah stumm in die zischenden gluckenden gurgelnden Wasser. Endlich knirschte der Kiel des Schiffleins am linken Ennsufer in den Sand.

„Gott und allen Heiligen sei Lob, wir sind herüben — hinüber fahr ich jetzt nimmer, bleib bei meinem Vetter hier über Nacht", sagte

der Fährmann erleichtert aufathmend, stieg mit dem Knappen aus und kettete das Schifflein an, dieweil der Knappe seine Taschen absuchte.

„Freund", sagte er endlich, „ich bin bettelarm und kann Euch den großen Dienst, so Ihr mir jetzt erwiesen, nur danken, nicht lohnen! Nehmt aber diesen Ring — kehrt Graf Aribo einst heim, so geht getrost zu ihm und weist ihm dieses Schmuckstück vor, er wird Euch reichlichst lohnen, was Ihr für mich gethan! Gott mit Euch, Alter!"

Sprach's, drückte dem Fährmann etwas Hartes in die schwielige Hand und war auch schon im Dunkel der Nacht verschwunden.

„War halt eine Fuhr um Gotteslohn", brummte der Fährmann, steckte das Ringlein ein und trollte der Hütte seines Vetters zu.

II.

Vier Wochen später trieb der plötzlich in der Burg zu Steyr kürzlich erschienene Graf Aribo die Ungarn gen Melk hinab und er und Markgraf Radbot erzwangen sich von ihnen die langersehnte Winterruhe. Graf Aribo kam erst spät im December heim nach Steyr und machte Ordnung auch zu Hause. So wurde es Weihnachten.

Am „Heiligen Abend" war des Vormittags Fischmarkt am Ennsufer vor den Häusern drunten unter der Burg Steyr. Standen nicht viel Häuser noch da, nur eine Siedelung von Dienstleuten des Grafen und von einigen Kaufleuten und Handwerkern, die mit dem Leben in der Burg in Verbindung waren. Der Fisch ist eine „Fastenspeise" und damals war es keine schlechte, denn die Enns und die Steyr waren viel fischreicher als jetzt.

Der alte Weremund, so hieß der Fährmann, stand auch da und bot einige Fischlein feil, recht kleine, nichtige, denn er hatte beim Fang kein Glück gehabt. Kaufte sie auch niemand und die Leute lachten ihn noch überdies aus, weil seine Waare gar so bescheiden war. Das that dem ehrlichen Alten bitter weh. Denn es gebrach ihm vollends am Gelde und zu Hause warteten sein Weib, seine Tochter, deren kranker Mann, der sich, just für Weihnachten, vor einer Woche den rechten Fuß gebrochen hatte, und zwei Enkelkinder auf Brot und wohl auch auf eine kleine Weihnachtsbescheerung. Das war nun alles eitel Hoffnung, brachte der alte Weremund die Fische nicht los und etwas Geld dafür in der Tasche.

Wie der Alte sich die Leute so besah, die hin- und hergingen und scherzten und lachten, wurde ihm gar weh um's Herz und kein Friede war in ihm, denn er allein grad muß heut traurig sein. Da wichen die Leute plötzlich scheu und ehrfurchtsvoll zur Seite und trotz der empfindlichen Kälte rissen die Männer die Pelzmützen von den Köpfen und sahen am Wege die Enns abwärts. Von dort schritt ein Mann langsam her, groß, stark, in ritterlicher Kleidung, mit Biberpelzbesetztem Wamms und prächtigem Dolch im Gürtel. Der besah sich die zum Verkauf ausgelegten Fische und sprach bald den an und bald die, so ihm in den Weg kamen.

Dem alten Weremund wurde etwas bang zu Muthe als er den Rittersmann, dem so viel Ehrfurcht erwiesen wurde, sich näher besah.

Das sei Graf Aribo, sagten ihm die Standnachbarn. Den hatte er nie zuvor gesehen, wie denn auch, in seiner Einöde draußen, aus der er kaum einmal im Jahr herauskam, und der Graf war so selten daheim in der Burg. Und doch, er mußte ihn kennen — woher denn nur?

Der Graf sah die Fischlein des Alten flüchtig an und so im Weitergehen schon streifte sein Blick auch das Gesicht des alten Weremund. Es gab dem Grafen plötzlich einen förmlichen Ruck, das merkte der Alte und dann wandte sich der Graf mit rascher Drehung zurück und stand vor dem Fährmann und Aribo's Augen blitzten den alten Weremund an, so, ja, wie damals, in jener Sturmnacht, im August.

„Bist doch der Fährmann von drüben, an der Enns?", fragte Aribo in seiner kurzen Weise.

„Wohl, edler Herr", stotterte der alte Weremund und wollte die Mütze ziehen, was er vor Aufregung bisher vergessen hatte, zu thun.

„Lass das nur", wehrte Aribo ab, „Deine Mütze brauche ich nicht — hast wohl einen Ring bei Dir oder zu Haus?"

Und des Grafen Blick sprach dabei mehr als seine Worte.

„Hab ihn hier bei mir, edler Herr, trag ihn beim Amulette", stammelte der Alte und krammte schon im Wamms darnach, „wusst nichts anzufangen damit und getraut mich auch nicht ihn zu zeigen — da ist er!"

Aribo nahm hastig den Ring aus der heute zitternden Hand des alten Weremund.

„Warum kamst Du damit nicht zu mir?", fragte er, den Ring besehend.

„Getraute mich nicht, edler Herr und wollt auch nicht — war mein Dienſt, die Überfuhr dazumal, die hab ich Euren Kriegsleuten ohne Entgelt zu leiſten, hätt ſo ausgeſehen, als ließe ich mich dafür bezahlen! Dacht, der Knappe holt ſich noch ſelber den Ring, ſo ihm was daran gelegen iſt!“

Und der Alte richtete ſich jetzt merklich höher auf, weil er ſeinem Herrn hatte Red und Antwort geben können, wie es ſich gebührte, für einen rechtſchaffenen Mann. Aribo aber nickte freundlich.

„Komm in einer Stunde hinauf zu mir in die Burg“, ſagte er ganz weich im Ton, „ich red nicht gern für die Gaffer!“

Und Graf Aribo ging ſeines Weges weiter. —

Und der alte Weremund ſtieg eine Stunde ſpäter in die Burg hinauf. Wie er dann nach einer geraumen Weil heimwärts ging, hatte er wohl noch ſeine Fiſchlein im Korb, aber auch Brot und Fleiſch und allerlei für den Chriſtabend als Beſcheerung für die ſeinen, auch einige „goldene Patzen“ im Sack und war nimmer der geplagte Fährmann, ſondern von heut ab gräflicher Fiſchmeiſter im Burgfrieden zu Steyr!

Und ſo hatte der alte Weremund heute, am Chriſtabend, auch ſeinen inneren Frieden wie alle anderen Menſchen und für ſeine weiteren ihm noch vom Himmel gegönnten Tage, was im Weihnachtsgruß ſo ſchön verkündet hat der Engel des Herrn aus Himmelshöh'n:

„Friede auf Erden!“

* * *

„. . . die eines guten Willens ſind!“

Der Winter des Jahres 1150 ließ ſich ſchon anfangs December ſehr rauh an. Nach ſehr ſtarken Fröſten, welche die Flüße Enns und Steyr mit feſtem fahrbarſtarken Eis bedeckten, hatte es ſich ſo langſam aber ausgiebig eingeſchneit und jetzt zu Weihnachten fror es ſo tüchtig drauf los, daſs der Schnee unter den Füßen knarrte, für den alten Wolfhard, den Thorwart vom Gilgenthor in der Reſidenzſtadt Steyr[1]), ein gar liebliches Getön; denn er war daran von Jugend auf

[1]) Stadt Steyr, heute in Ober-Öſterreich, war damals die Hauptſtadt Steiermarks und Reſidenz der Markgrafen, der ſogenannten ſteieriſchen Ottokare.

mehr gewohnt als an Wärme und den Sommer mit seinen lauen Lüften.

Der Wolfhard, der jetzt stark über sechzig Jahre zählt, war in seiner Jugend ein großer Wandervogel gewesen, der im Dienste von Stadt Steyrer Eisenhändlern nach Deutschland zog, in Nürnberg so bekannt war wie in Hamburg und von da seine Wissbegier durch Reisen in Dänemark und Norwegen befriedigte. Jetzt war er fein seßhaft in Steyr, denn als die alten Knochen nimmer recht wollten, hatte er vor zehn Jahren durch Vermittlung eines seiner Dienstherren, der ein Rathsgebietiger zu Steyr war, die Stelle eines Thorwartes am Gilgenthor daselbst erhalten und lebte da vom kargen Wächterlohn und seinen kleinen Ersparnissen recht ruhig. Seine Nichte, seines Bruders verwitwete Tochter, die er mit ihren zwei Kindern zu sich genommen, war eine fleißige wackere Frau, welche die kleine Hauswirthschaft tüchtig zu führen verstand.

Am Christabend war das Gilgenthor vom benachbarten Garsten herein fast nicht zu erreichen, so tief lag der Schnee auf dem Sträßlein und auch der tiefe Stadtgraben, der beim Gilgenthor begann und bis zum Schlosse, der Residenz des Markgrafen Ottokar VII.[1]) reichte, war vollständig zugeschneit. So unwirthlich es aber draußen im Freien war, desto heimischer und freundlicher war es droben in der großen Stube über dem Thorweg, welche dem Wolfhard und den Seinen als Hauptwohnraum diente. Im Kamin brannten einige große Scheiter und knisterten und krachten und das Feuer gab einen so hellen Schein, dass er das Licht der großen Öllampe schier verdunkelte, die auf dem breiten eichenbohlenen, heute des Christabendes wegen mit einem frischen Linnen gedeckten Tische stand.

Der Thorwart saß behaglich in einem großen Lehnstuhl davor, um ihn die zwei Kinder seiner Nichte und ihm gegenüber saß Wolfhard's Freund, der Leibknappe des Markgrafen, und alle vier thaten dem Geselchten, dem Kletzenbrot, den Äpfeln und Nüssen, welche Frau Elikke geschäftig auftischte, alle Ehre an. Schließlich blieben nur mehr Äpfel und Nüsse auf dem Tische, „so zum zubeißen", wie Frau Elikke sagte, indem sie einen gewaltigen Zinnkrug mit Wein auf den Tisch stellte, „für uns Drei — sie wies auf ihre beiden Kinder — wird

[1]) regierte in Steyr vom Jahre 1129—1164.

das grad recht sein, dieweil Ihr beide Euch den Burgwein schmecken läßt!"

„Ist auch ein feiner Tropfen, das", sagte Wolfhard nach einem derben Schluck aus dem Krug und schnalzte mit der Zunge vor Vergnügen dabei, „mein Freund Liupold da trinkt keinen schlechten Wein!"

„So ich einen guten Tropfen krieg, wär' ich ein Narr, schlechten Wein zu trinken", lachte der Leibknappe Liupold, „ist übrigens der Weihnachtswein, den die Frau Markgräfin Kunigunde hat heute vertheilen lassen. Hab aber auch schon mit Wasser gar oft vorlieb nehmen müßen und heut vor drei Jahren, grad am Christabend, hatten wir auch das gar wenig."

„Wo war denn das, ich bitt, Herr Liupold?" fragte der Knabe, der in großer Bewunderung des Knappen Wehrgehänge betrachtete.

„Wo? Im heiligen Lande, mein Kleiner", sagte der Knappe, streichelte dem Buben das blonde Kraushaar und zupfte dann in seinem grauen Bart herum, „will Euch das erzählen, wie wir dort Christabend hielten, unser gnädigster Herr und ich![1]) Laßt mich nur noch einen Schluck thun vorher, redt sich dann leichter."

Das that der Knappe und erzählte dann:

„Just am Tag vor Weihnachten zogen wir, in Kleinasien war's, durch eine gräuliche Wüstenei. Nichts als Sand und Steine und die Sonne brannte so heiß, wie bei uns im Juli. Der Abend brachte einige Kühle und mild umsäuselte uns die laue Luft des Südens, einschläfernd, wie das eintönige Geklingel der Schellen, welche die Kameele, die unsere Lasten trugen, um den Hals hangen hatten. Gegen Mitternacht machten wir Halt und lagerten. Nirgends aber war Wasser zu finden. Endlich wurde so ein kleines Gerinnsel entdeckt, das Wässerchen vertheilt, kam aber so wenig auf den Mann, dass wir kaum den Durst löschten damit. Wollt gar mancher murren darob, aber unser Burg-Caplan fing an zu sprechen, vom Christkind, das vor mehr als tausend Jahren nicht weit von hier geboren wurde, von dessen Armuth in der Krippe zu Bethlehem und wie wir grad heut, dem Christkind zu lieb, erst recht uns bescheiden müßten! Und wir wurden weich wie Wachs

---

[1]) Markgraf Ottokar VII. war im Jahre 1147 mit Kaiser Konrad III. im gelobten Lande.

und demüthig im Herrn und als unser Burgcaplan hernach ein Weihnachtslied anstimmte, sangen es alle gar inniglich mit, auch unser gnädigster Herr Markgraf, und es war uns dann so weihnachtsmäßig froh und vergnügt zu Muthe, als wie daheim. Werd' diesen Christabend mein Lebtag nit vergessen!"

„Hab auch so einen besunderlichen Christabend erlebt", sagte jetzt der Thorwart und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er seine Gedanken sammeln, „ist wohl an die dreißig Jahre her! Hatte damals — war vor Weihnachten — Steyrer Eisenwaaren nach Hamburg gebracht und sollte nach Neujahr wieder heim. Lud mich ein Schiffsherr, dem ich befreundet war, ein, nach Norwegen mit hinauf zu fahren, statt die Zeit in Hamburg zu versitzen und mein Geld zu vertrinken, Mitte Januar wären wir wieder da, käm mir ja auf eine Woche Zeit nit an! Ich war natürlich gleich dabei. Anfangs war die Fahrt gut, sprang aber der Wind um und trieb uns von der norwegischen Küste ab und am Christabend waren wir im Nebel, Eis und Finsternis auf hoher See. Da saßen wir am heiligen Abend drunten im Schiffsraum und hielten uns im Sturmeswüthen an Tisch und Bänken fest, um nicht umgeworfen zu werden. Zu essen war auch nicht viel da: Erbsensuppe mit Speck und ein klein wenig Glühwein zu trinken. Sprachen aber von der Heimat und unseren Lieben zu Haus, wie die jetzt sich's gütlich thun würden."

„Aber auch zur Mette gehen und andächtig beten", sagte da plötzlich ein Schiffsknecht ernst, „und ein Weihnachtsliedel singen!"

„Das können wir just auch thun", erwiderte ihm der Schiffsherr, „wollen da am Wasser keine schlechteren Christen sein, als die am Land es sind — wer stimmt ein Weihnachtsliedel an, he?"

„Dazu fand sich bald einer und wir sangen mit, so gut wir konnten. Und bald war uns auch so weihnachtsmäßig froh dabei und so weich um's Herz und kindlich, just wie Euch, Freund Liupold, vor drei Jahren in der Wüste im gelobten Land! Ist eben ein ganz eigen Gefühl in der Menschenbrust um die heilige fröhliche Weihnachtszeit!"

Der Knappe nickte zustimmend.

„Möcht doch wissen, warum das so ist?", meinte Frau Elikke nachdenklich, „hab' wohl auch schon trübe Weihnachten gehabt, wie vor zwei Jahren, wo mein Mann, Gott hab' ihn selig, grad eine Woche vor Weihnachten gestorben war, und doch hatt' ich um diese Zeit ein

so eigen ruhiges Gefühl und kam so ein Trost über mich, trotz dem Leid! Das muß die Zeit schon so mit sich bringen für diejenigen, die diese Zeit und ihre Gnaden zu verstehen vermögen!"

„Da habt Ihr wahr gesprochen, Frau Elikke", sagte der Knappe jetzt bedächtig, „Weihnachten ist wirklich eine ganz eigene Zeit, ein Fest der irdischen Gnaden und des himmlischen Friedens, überall auf dem weiten Erdenrund, im Norden und im Süden, für Reiche und für Arme, für Gesunde und Kranke, aber, nur für die:

„die eines guten Willens sind!"

3.

Der Schutzengel der Kinder.

Ein nebliger feuchtkalter Novembertag war angebrochen. Das Jahr 1869 war im Bereiche des atlantischen Ozeans überhaupt sehr nebelreich. Der Postdampfer kam nur langsam vorwärts, er trieb mehr als er fuhr und immerwährend ertönte die Dampfpfeife als Warnungssignal. Die Kajütepassagiere des Dampfers waren bereits im Speisesalon versammelt und frühstückten; denn an Schlaf war bei dem Lärm nicht zu denken, dazu war es hier in diesem Raume behaglich warm.

An einem kleinen Tischchen saß eine Familie: Vater, Mutter und Töchter, letztere im Alter von sechs bis zwölf Jahren, und sprachen halblaut. Die Frau machte ein sehr bekümmertes Gesicht, der Gatte schien seine Unbehaglichkeit niederkämpfen zu wollen, allein es gelang ihm nicht ganz, denn seine Frau sagte:

„Siehst du, dass es dir ebenso ergeht wie mir, auch du hast Angst! Wenn nur der Nebel weichen wollte! Ich glaube, dass er daran schuld ist, dass wir so ängstlich sind, jedem Geräusch zaghaft lauschen und jeden Augenblick ein Unglück fürchten!"

„Du hast recht, meine Liebe", entgegnete zustimmend der Gatte und legte das Zeitungsblatt, worin er zerstreut geblättert hatte, auf das Tischchen. „Der Nebel ist kein Freund des Menschen und erst recht nicht des Seemannes! Dazu macht mich das fortwährende Pfeifen ganz nervös — auch ich wollte, wir wären schon drüben in der neuen Welt!"

„Gott gäb's", seufzte die Frau, „uns Auswanderern harrt ja dann noch immer ein hartes Los! Aber wir haben dann doch festen

Boden unter den Füßen und schweben nicht zwischen Himmel und Wasser wie jetzt!"

„Mama", frug das älteste der Mädchen, ein schönes kluges Kind, dazwischen, „gelt, es wird uns nichts geschehen? Ich habe keine Angst, aber Ella und die andern sind so furchtsam und fragen immer, was es ist, wenn oben auf Deck ein lauteres Geräusch ertönt."

„Ja", sagte die kleine Ella und schmiegte sich an die Mutter, „ich fürchte mich! Weißt du, Mama, es ist so häßlich finster, wenn ich zum Fenster hinaussehʼ —"

„Fürchtet nichts", beruhigte der Vater die Kinder und lächelte gezwungen, „wir stehen in Gottes Schutz."

„Wenn wir aber doch in's Wasser fallen?", frug das jüngste der Mädchen und setzte mit kindlicher Wichtigthuerei hinzu: „Davor habe ich Angst! Wer wird uns da herausziehen, wenn man nicht sieht, wo wir hineingefallen sind?"

„Hast du schon wieder vergessen, was ich dir gestern abends, als du dein Nachtgebet sprachst, erzählt habe?", frug die Mutter und streichelte dem Kinde das weiche Haar. „Wer gibt auf die braven Kinder acht, damit ihnen kein Unglück geschieht — nun?"

„Der Schutzengel", sagte die Kleine und faltete fromm die Händchen, „gelt, Mama, ich bin brav und der Schutzengel wacht auch über mich?"

„Ja, mein Kind, gewiss", stimmte die Mutter voll Rührung über das fromme Gemüth ihres Töchterchens bei und küßte es auf die Stirn.

In diesem Augenblicke erzitterte das Schiff in allen Fugen, ein furchtbarer Knall erfolgte, ein Plätschern, Rauschen, Zischen — Dampf- und Rauchwolken überall, hoch auf rauschten die Wasser — Schreien, Jammern, Beten, Fluchen — alles wild durcheinander, dann ertönten kräftige, schreienden Tones gegebene Commandoworte, hierauf ein Hasten und Rennen nach oben — was war geschehen?

Der Dampfkessel des Auswandererschiffes war geplatzt und mit riesiger Gewalt war ein Theil des Schiffes in die Luft geflogen. Im nächsten Augenblicke schon trieb der Rumpf des Fahrzeuges steuerlos in den hochwallenden Wogen des Meeres und herzzerreißende Hilferufe verkündeten, dass, bedeckt vom dichten Nebel, in dem kalten Wasser vor Angst halb wahnsinnige Menschen verzweifelt mit dem Tode kämpften.

Hilfe bringen ist unmöglich, denn das Wrack des Schiffes beginnt mit unheimlicher Schnelligkeit zu sinken. Der brave Capitän trifft mit größter Kaltblütigkeit und Todesverachtung die Rettungsvorkehrungen. Rasch werden die von den Wirkungen der Explosion verschonten Boote bemannt, die grimmen, rauhen und doch so warmherzigen Matrosen schleppen Weiber, Greise und Kinder in die Kähne, die dann herabgelassen und flottgemacht werden, und während das geborstene Schiff wirbelnd und strudelnd, gurgelnd und zischend in den brodelnden unergründlichen Wassern versinkt, setzen die wackeren Matrosen in den Rettungsbooten im gleichen Takt die Ruder ein — Gott mit ihnen!

Der Nebel und die hochgehenden Wogen des Meeres hatten die Rettungskähne bald getrennt. In einem derselben befanden sich zwei der durch die furchtbare Katastrophe nun zu Waisen gewordenen vier kleinen Schwestern und es gelang dem gebrechlichen Fahrzeuge ein Schiff zu sichten, das die armen Schiffbrüchigen liebevoll aufnahm und nach glücklicher Fahrt in New-York landete. Mitleidige Menschen erbarmten sich der beiden kleinen Waisen, brachten sie zu den Schwestern des Ordens Notre Dame, wo sie erzogen wurden und, herangewachsen in den Orden traten. Die eine der beiden Schwestern ist nun Oberin des Klosters in Mankota im Staate Minnesota, die andere gehört demselben Orden in New-Orleans an.

Beide Schwestern betrauerten durch die ganze lange Reihe von 23 Jahren außer den Eltern ihre beiden anderen Schwestern als todt; denn, nachdem sie nie wieder etwas von ihnen gehört hatten, konnten sie nur annehmen, daß diese, gleich ihren Eltern, bei dem entsetzlichen Unglück zur See in den Wassern des Ozeans ihren Tod gefunden. Wie groß war aber die Freude der beiden eifrigen Dienerinen des Herrn, als sie vor kurzer Zeit die Entdeckung machten, daß sich unter den Mitgliedern des Ordens Notre Dame noch zwei Nonnen befanden, welche denselben deutschen Familiennamen trugen wie sie selbst und da auch die Taufnamen dieser beiden Nonnen diejenigen der als todt beweinten Geschwister waren, so verschaffte sich die Oberin in Mankota bald die Überzeugung, dass diese beiden Nonnen ihre Schwestern sein mußten. Dem war auch so und alle vier hegten nur den einen Wunsch, sich zu sehen und zu sprechen.

Der Wunsch gieng in Erfüllung, als der Orden von Notre Dame eine Zusammenkunit seiner Mitglieder aus allen Zweigklöstern in

Mankota veranstaltete und hier, im Hause des Herrn, wo die älteste der Schwestern als Oberin waltete, fanden sich nach dreiundzwanzigjähriger Trennung die vier Schwestern als Nonnen von Notre Name gesund und zufrieden wieder. In den herzlichsten Umarmungen und der Freude des Wiedersehens vergaßen die vier Frauen aber nicht ihrer in's Jenseits dahingeschiedenen Eltern, und manch' Wehmuthszährlein mischte sich in ihre Freudenthränen.

„Welch' ein wunderbares Wiederfinden nach so langen Jahren", sagte die jüngste der Schwestern, „es ist noch kaum zu glauben und dem Himmel sei Dank hiefür!"

„Ja", entgegnete die Oberin, „Du hast recht, wir wollen Gott für die wunderbare Rettung aus ganzem Herzen danken und dabei der letzten Worte unserer seligen Mutter eingedenk sein, die sie in dem Augenblicke, als das Unglück geschah, gerade zu Dir sagte. Erinnerst Du Dich noch daran?"

„O, gewiss, meine theure Schwester", sagte diese mit nassen Augen, „und wie recht hatte doch die gute Mutter! Nie werde ich ihre Worte vergessen, denn es ist ja an uns vieren wahr geworden: Der Schutzengel wacht über die guten Kinder!"

4.

's Zuzerl.

Er war nicht ganz leicht zugänglich für die Menschen, der alte Haudegen, wohl deshalb, weil er mit denselben oft gar schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Deshalb flüchtete er sich, als er sich zur „Ruhe" setzte, aus der Großstadt hinaus auf's Land, auf die Hochebene hinauf, wo der Blick weit in die Gegend hinaus unbegrenzt ist, die Lunge freier athmet, die lärmende Welt entfernter und der Geist dem Schöpfer näher ist; dort baute er seinen „Kohl" und machte sich mit der Thierwelt vertraut.

Die Thiere liebte er, denn ihm waren sie nicht wie so vielen Menschen ein Spielzeug, ein Blitzableiter für die schlechte Laune, nur geschaffen dazu, um sich ihnen gegenüber als „Herrn der Schöpfung" aufspielen zu können, sondern Geschöpfe Gottes wie er selber, wohl anderer Ordnung, aber ihm gleich in einem: im Kampf um's

Dasein. Bei ihm hieß es daher nicht „Schädlinge vernichten, ausrotten", sondern abwehren und vernichten nur das bösartige, bestienhafte. Daher gab es in seinem Haus immer allerlei Gethier, oft sehr seltsam zusammengewürfelt; denn er beraubte kein Thier seiner Freiheit, er nahm nur in seine Hut, was gemartert, getreten wurde von den Menschen, oder was die Natur selber als Stiefkind behandelte. Denn die großen Feinde aller Geschöpfe der Erde, auch des Menschen, sind die Natur und die Menschen, beide schaffen, aber in der Absicht zu vernichten.

So war der alte Soldat auch zum „Zuzerl" gekommen. Wie er da so eines Nachmittags, in der Schnittzeit, außerhalb des Ortes und quer über die Felder schlenderte und ein Gewitter beobachtete, das drunten aus den Thälern über den Fluß herüberzog, saßen am Rain einige Burschе und spielten mit etwas Kleinem, Grauem, das sich kaum rührte, dann und wann aber aufzuckte und dadurch verrieth, daſs es ein lebendes Wesen war. Eigentlich erst ein Lebewesen, denn es war ein Häschen, keine drei Wochen alt, das die Schnitter aufgescheucht und gefangen hatten. Das Thierlein saß so ruhig und friedlich da, es ahnte ja noch gar nicht, daß es dem Erbfeind seiner Rasse, dem Menschen, in die Hände gefallen war.

Was sie damit machten?, frug der Hauptmann die Burschen.

„Nichts", war die vielsagende Antwort.

Ob sie ihm das Häschen abtreten möchten?

„Ja, freilich, wir hätten damit ohnehin nur Scherereien und erschlagen wollen wir es doch nicht."

Sind doch gute Kerle, die, dachte der Hauptmann und erstand das Häschen, nahm es auf die Hand und gieng heimwärts; denn kalt begann der Wind heraufzupfeifen, in der Ferne leuchteten Blitze auf, der Donner grollte und der Regen begann sich in großen Tropfen einzustellen.

Das Häschen, das nicht so groß wie seine Handfläche war, verhielt sich ganz ruhig und da es vor Kälte erschauerte, hielt er es an die Brust und zog vorsorglich den Rock darüber zum Schutz gegen den Wind. Das schien dem Knirps zuzusagen; denn er schmiegte sich an den alten Soldaten an, wie sonst an die Hasenmutter, ganz zutraulich, ruhig, im Gefühle der Sicherheit.

„Armer Kerl", sagte der Hauptmann das Häslein streichelnd, „du machst ja, als ob du bei deiner Frau Mutter wärst! Die hätte

dich wohl nimmer gefunden und der Regen würde dir heut Nacht den Garaus gemacht haben. Na, wollen dich schon aufpappeln!"

Zu Hause zeigte er seiner Frau, was für einen Gast er mitgebracht habe, und das Häslein wußte sich durch sein furchtloses Benehmen rasch die Zuneigung der herzensguten Dame zu gewinnen, die es warm in ein Körbchen bettete.

„Schwer wird's sein, ihn fortzubringen", sagte sie, „er hat noch keinen Zahn, da heißt's Milch eingeben —"

„Also, her damit", meinte der Hauptmann und wärmte dann auf einem Löffel die Milch und goß sie vorsichtig dem Häslein zwischen die Lippen. Das wollte erst nicht, als es aber einige Tropfen geschluckt hatte, capirte es rasch und nahm von da an freiwillig die Milch, ja, es streckte dem nährenden Eßlöffel schon bei der zweiten Probe das Mäulchen freiwillig entgegen, ja noch mehr, es kratzte im Körbchen, wenn es Hunger hatte, und so mußte der alte Haudegen wohl oder übel sich bequemen, auch in der Nacht zwei- dreimal aufzustehen, Milch wärmen und sie dem Häslein eingeben.

„Für ein Kind hättest du das sicher nicht gethan", sagte seine Frau, „da wärst du zu viel Herr gewesen."

„Stimmt", meinte der Hauptmann, „aber, soll ich den Knirps verhungern lassen? Also ammle ich ihn!"

Da nun das Häschen mit dem Löffel gesäugt werden mußte, so hieß man es das „Zuzerl", und nach dem Ort der Auffindung wurde es officiell bezeichnet und sein voller Titel klang recht romantisch, als der Hauptmann einmal beim Milchgeben das Häslein seiner lieben Frau hinhielt und scherzend sagte:

„Da schau her, das ist das Zuzerl, der Findling von Neukirchen!"

„Und du bist die Hasenammel", scherzte seine Frau und beide lachten herzhaft über die spassige „Anstellung", die der alte Krieger jetzt erhalten hatte.

Unter solch sorgsamer Pflege, die ihm das Ehepaar angedeihen ließ, wuchs nun das Zuzerl rasch heran, begann nebst Milch auch Grünfutter zu nehmen und der Herr Hauptmann mußte nun täglich weite Spaziergänge unternehmen, um „Cigoriensalat" u. dgl. zu sammeln und heimzutragen; denn das Zuzerl war bei gutem Appetit und brauchte schon was zu beißen.

„Na, gehen wir fouragieren", meinte dann der Hauptmann, wenn er sich zur Suche nach Futter aufmachte.

Seine Frau ergänzte dann das Futter durch Küchenabfälle und 's Zuzerl war dankbar dafür und zutraulich und gelehrig. Tagsüber mußte es, der beschränkten Raumverhältnisse in der Wohnung halber, im Korbe bleiben, abends wurde es in der Kammer freigelassen und tollte sich aus. Des Morgens reckte es dann seinem Herrn gar zierlich die Pfoten hin und ließ sich auf den Arm nehmen und streicheln und hüpfte dann selber in den Korb.

Das Zuzerl war überhaupt sehr gescheidt, kannte seinen Herrn und seine Frau und ließ sich täglich einige Zwetschken aus der Hand seines Herrn gut schmecken. Als es einmal am Nachmittage freigegeben wurde und sein Herr nach ihm sah, was es wohl treibe, saß das Zuzerl auf einer Bank, zwischen den Pfoten einige Kohlblätter haltend und daran nagend. Wie es seinen Herrn sah, der es ob dieser Art des Speisens verwundert anschaute, da blickte es zu ihm mit einem schalkhaften neckischen Blick auf, als wollte es sagen:

„Gelt, da schaust, wie gut ich erzogen bin! Ja, ich esse nicht am Fußboden, wie andere Hasen!"

Und so wurde aus dem Häschen ein Hase, zahm, folgsam, und es zeigte allzeit seine Intelligenz und schien sich vollkommen zu Hause zu fühlen.

Trotzdem merkten aber der Hauptmann und seine Frau, daß das Thier nicht mehr so war wie früher. Es war zu wohlerzogen, zu gut gedrillt würde ein Thierverächter sagen, um es merken zu lassen, es sehnte sich nach der Freiheit! Nicht ungeberdig, ach nein, nur in der Nacht, wenn es allein war, versuchte es zu entkommen, und kratzte und nagte und wollte auch nicht mehr den ganzen langen Tag im Korbe sein, es rebellirte, allerdings schüchtern, und eines Tages sagte die Frau Hauptmann zu ihrem Manne, auf Kratzer an der Wand hinweisend, die hoch oben beim Fenster sich zeigten:

„Du, mit dem Zuzerl wird's nicht mehr lang gehen, der schappirt uns noch — ich fürchte nur, er springt in der Nacht aus dem Fenster und erschlägt sich — und dazu haben wir das arme Vieh doch nicht großgezogen?"

„Nein", sagte der Hauptmann nachdenklich, „deswegen nicht — das Zuzerl ist halt kein Hasenkind mehr, es ist sich bewußt daß es ein Hase ist — die Natur verlangt ihre Rechte!"

Und so beschlossen sie, nach hartem Kampfe, denn das herzige Haserl war ihnen an's Herz gewachsen, wie man zu sagen pflegt, der Natur zu geben, was der Natur gebührte, das Zuzerl sollte in Freiheit gesetzt werden. Und so trugen sie es eines Nachmittags im Herbste in einem Korbe vor den Ort hinaus, wählten eine waldige lauschige von Jägern freie Stelle sorglich aus und nahmen das Zuzerl auf den Arm, streichelten es und der Hauptmann setzte es im Gebüsch ins Gras. Das Zuzerl sah sich verwundert nach allen Seiten um, machte ein paar Sätze und richtete sich auf.

„Zuzerl, Zuzerl!", rief ihm sein Herr zu.

Das Zuzerl zuckte auf, sah erst seine Herrenleute forschend an und dann den Wald — man sah es, das Thier kämpfte mit sich selber: solle es zu seinem Herrn zurückkehren oder in die Freiheit gehen? Aber der Trieb der wilden Natur zu folgen ist bei allen Geschöpfen zumeist mächtiger als die geistigen Regungen, so war es auch jetzt beim Zuzerl. Es sandte noch einen Blick nach dem gespannt zuwartenden Ehepaar, als wollte es sagen: „Schaut, ich hab Euch ja recht gern und bin Euch recht dankbar für alles Gute — aber seid nicht bös, ich kann halt nicht anders!"

Und weg war das Zuzerl — mit ein paar Sätzen war es drinnen im Gebüsch, in der Freiheit! — Feuchten Auges sahen die Zwei dem entschwindenden Lieblinge nach, denn auch ein armes verachtetes Thier kann *guten* Menschen *theuer* werden, und der Hauptmann sagte mit sehr gepresster Stimme zu seiner weichherzigen weinenden guten Frau:

„Es war bestimmt so — der Natur, was ihr Recht ist, wir haben unsere Pflicht erfüllt", und sich gegen das Gebüsch wendend, wo das Zuzerl verschwunden war, meinte er: „Bist zwar nur ein Thier, aber auch ein Geschöpf Gottes — Gott mit dir!"

Und schweigend giengen sie heim und betrachteten sinnend das leere Körbchen mit Wehmuth, aber auch mit einer gewissen innern Befriedigung: *auch das, was sie an diesem Hasen gethan hatten, war eine gute That, die sich ziemt für geistig hochstehende Menschen!*

Als dann im December der Winter seinen Einzug hielt, rauh, stürmisch, mit Schnee und Eis und die weißen Flocken endloslange Tage herniederquierlten zur Erde, sagten sie sich, in Anbetracht dessen

was bei solchem Wetter die Thiere im Freien auszustehen haben, wie hart der Kampf um's Dasein für die Thierwelt ist, nur öfters: „Armes Zuzerl!“

Und der Hauptmann gieng manchmal an den Ort hinaus, wo das Zuzerl in Freiheit gesetzt worden war, warum, wusste er wohl selber nicht. Am heiligen Abend that er es wieder und — er traute seinen Augen nicht — da, da g'rad an der „Freiheitsstelle“, saß im fußtiefen Schnee, naß und frierend, abgemagert und vor Kälte ganz apathisch, ein Hase. 's Zuzerl? Hm, wer kennt nach Monaten zwei Hasen voneinander? Er nahm das Thier, das sich willig fangen ließ, streichelte es und sagte „Zuzerl“ und nochmals „Zuzerl“ — auch wohl unwillkürlich und aus Anhänglichkeit an das ihm einst liebgewordene Thier.

Und, merkwürdig, am Heimwege, als das Thier wohl im Mantel wärmer geworden war, hob es bei dem Worte „Zuzerl“ den Kopf hoch und in seinen guten naiven treuen Hasenaugen leuchtete es auf — es schmiegte sich an seinen Herrn!

Vor der Thür stand die Frau Hauptmann und sah nach ihrem Manne aus, denn es begann finster zu werden. Da kam er daher, hastig, oft laufend und winkte ihr schon von weitem zu.

„Was bringst du mir da?“, fragte sie ihn, auf den Wulst im Mantel weisend.

„Ein Weihnachtsgeschenk“, rief er fröhlich, „einen Hasen, aber keinen zum braten, sondern einen lebendigen! Den wirst du statt essen wohl recht hätscheln — da, da hast du wieder unser Zuzerl!“

Zur Klimatographie von Nieder-Österreich.

Von Ingenieur Rudolf F. Pozděna.

Im Herbste des Jahres 1901 begieng eines jener wissenschaftlichen Institute Österreichs, deren segensreiches Wirken nicht allein den Gebildeten und Fachmännern, sondern auch der Landwirthschaft, sowie in weiterer Folge dem Handel und Gewerbe zu Nutze kommt, das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestandes. Es ist die Central-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik auf der Hohen Warte in Döbling in Wien.

Aus Anlass dieses Jubiläums fand in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien eine festliche Sitzung statt, im Verlaufe welcher Se. Excellenz der Minister für Cultus und Unterricht Dr. W. Ritter von Hartel das feierliche Versprechen gab, dass zur Erinnerung an jenes an Arbeit und Erfolgen so reiche halbe Säculum des Bestandes des Institutes ein Werk österreichischen Fleißes großartigster Art, eine Beschreibung der klimatologischen Verhältnisse der österreichischen Kronländer veröffentlicht werden sollte, welche dem allgemeinen Interesse dienen und gleichzeitig Zeugnis ablegen sollte für das tiefgehende und ernste Studium, welches von Seite erprobter Männer der Wissenschaft den klimatischen Verhältnissen der verschiedenen Theile des Reiches entgegengebracht wird.

Im Jahre 1904 erschien, das Versprechen Sr. Excellenz erfüllend, der erste Theil dieses monumentalen Werkes: die Klimatographie von Nieder-Österreich, herausgegeben von der Direction der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik, welches Institut gegenwärtig unter der bewährten Leitung des weit über die Gränzen Österreichs bekannten Meteorologen und Universitätsprofessors Hofrath Dr. J. M. Pernter steht. Dieser einleitende Band des ausführ-

lichen Gesamtwerkes ist ein Meisterstück ersten Ranges seiner Art aus der Feder des berühmtesten Klimatologen der Jetztzeit Universitätsprofessors Hofrath Dr. Julius Hann in Wien. Das Vorwort ist von dem jetzigen Director der Anstalt verfasst.

In jener knappen Darstellung, die dem Altmeister Hann eigen ist, der nie ein Wort zu viel aber gewiss auch nie eines zu wenig gebraucht, bietet die Klimatographie Nieder-Österreichs eine so reiche Fülle von werthvollem Material, dass es kaum möglich erscheint, wenn man das nur 104 Seiten starke Heft in die Hand nimmt, dass der Gegenstand, den es behandeln soll, so erschöpfend behandelt ist, wie es die Lectüre erweist. Den Nichtfachmann wird allerdings die gedrängte Kürze und das reichliche Zahlenmateriale, welches bei der Lectüre gespannteste Aufmerksamkeit erfordert, möglicherweise abschrecken, um aber der Allgemeinheit einen, wenn auch nur dürftigen Einblick in diese so interessante Arbeit zu gewähren, sollen folgende Zeilen veröffentlicht werden.

Hofrath Hann fasst das Ziel seiner Aufgabe in folgenden Satz zusammen:

„Eine wahre Klimabeschreibung müßte uns ein Stück aus dem Naturleben vorführen, das Zusammenspiel der meteorologischen Elemente zu jener Totalwirkung, die wir eigentlich unter dem Begriff Klima zu verstehen haben, mit Hinweisen auf die Beziehungen zu der örtlichen Bedingtheit, sowohl der natürlichen Vegetationsdecke als auch besonders der Cultur- und Productionsverhältnisse des Landes, auf die Anlage der Siedlungen des Menschen selbst und auf dessen Lebensführung, soweit dieselbe von den durchschnittlichen Zuständen der Atmosphäre und deren Wechsel abhängt, die auf ihn an seiner Wohnstätte einwirken."

Diesem selbst vorgezeichneten Zweck entsprechend beginnt das Werk mit einem Überblick des Klimas von Nieder-Österreich.

Dieses Kronland gehört jenem Übergangsgebiete an, das vermittelnd zwischen dem westeuropäischen Klima, welches durch milden Winter und nassen relativ kühlen Sommer gekennzeichnet ist, und jenem continentalen Theile Europas liegt, den trockene heiße Sommer und kalte Winter charakterisieren. Verbindet man sämmtliche Orte mit gleicher mittlerer Jahrestemperatur, so ergibt sich die sogenannte Jahresisotherme, welche für die ganze Erde verzeichnet werden kann. Nieder-

Österreich liegt nun auf dem Gebiete der Jahresisotherme von + 10° C. Was die Monatsisothermen anbelangt, jene Linien, die analog wie die Jahresisothermen, die Orte verbinden, welche die gleiche mittlere Monatstemperatur haben, so liegt Nieder-Österreich im Gebiete der Januarisotherme von — 1 bis — 2° C. und der Juliisotherme von 20 bis 21° C., wodurch der Temperaturcharakter der kälteſten und wärmſten Zeit des Jahres beſtimmt iſt.

Bezüglich der Erhebung über das Meeresniveau kann für Nieder-Österreich der Grundſatz gelten, daß die Abnahme der Temperatur beim Anſteigen um je 200 m rund 1° C. beträgt.

Die Luftfeuchtigkeit des ganzen Kronlandes iſt eine ziemlich gleichmäßig hohe. Ausnahmen von dieſer Regel treten nur im Frühjahr und für kurze Zeit im Hochſommer und Herbſt ein, wo bei mehr oder weniger lang anhaltenden Oſtwinden eine größere Trockenheit auftritt. Damit im Zuſammenhange iſt auch die Bewölkung. Tage ohne Sonnenſchein ſind im Durchſchnitt 75, wovon die größte Anzahl, nämlich 42, auf die Zeit von November bis Ende Januar fallen. Als Curioſa mögen die Zeiten vom 22. November 1889 bis 14. Januar 1890 und December 1903 bis 6. Februar 1904 gelten, in welchen Zeiten im Ganzen nur 31 Stunden Sonnenſchein in 70 Tagen zu verzeichnen waren. Die allergeringſte Dauer des Sonnenſcheins war im December 1903 zu conſtatieren, wo nur 9 Stunden die Sonne ſchien; dagegen hatte der Juli 1894 nicht weniger als 321 Stunden Sonnenſchein. Die letzterwähnten Fälle mögen nur zeigen, wie extreme Abweichungen von den normalen Verhältniſſen eintreten können.

Was die Niederſchlagsmengen anbelangt, ſo ſind dieſe nicht über das ganze Kronland regelmäßig vertheilt. Der Nordrand gegen Mähren in den Niederungen des Thayathales hat viel geringere Niederſchlagsmengen als z. B. der Südweſten Nieder-Öſterreichs, die Umgebung von Lackenhof und das Schneeberggebiet. Eine der Klimatographie beigegebene ſehr intereſſante Regenkarte von Nieder-Öſterreich zeigt die Vertheilung der Regenmengen. Man ſieht da, daſs eine zungenförmige Regenzone ſich mit relativ recht ergiebiger Niederſchlagsmenge bis gegen Wien von Südweſten heranzieht. Man bemerkt auch inſelförmige Gebiete mit relativ größerem Regenreichthum inmitten ſonſt regenärmeren Gebieten wie z. B. das ſchon erwähnte Schneeberggebiet, ſowie jenes von Rekawinkel und Preſsbaum. Aber auch das umgekehrte

tritt auf. Man sieht regenarme Inseln in relativ regenreicherer Gegend wie z. B. die Gegend von Horn und Tautendorf und die Gegend von Maißau. Interessant dürfte es immerhin sein, dass der Nordrand Nieder-Österreichs, die Gegend von Retz ꝛc. vielleicht das trockenste Gebiet von ganz Österreich-Ungarn ist.

Charakteristisch für das Kronland Nieder-Österreichs ist es, dass besonders das Wiener Becken, dann wenn ein Barometerminimum über die Adria nach Ungarn heraufzieht, die größten Niederschläge aufweist.

Was die mittleren jährlichen Regenmengen anbelangt, so fallen die größten Mengen im Juni und Juli, die kleinsten im Februar. Im Waldviertel ist der September sehr regenreich. Was die Regendauer betrifft, so sind im Mai 8 bis 9 aufeinanderfolgende Regentage im August nur 6 das mittlere Maximum.

Die Schneeverhältnisse sind dadurch charakterisiert, dass der Monat Mai in Nieder-Österreich im Süden und Westen, also in den Alpengebieten noch in jedem Jahr Schneetage hat. Dasselbe gilt für das Waldviertel. Im Donauthal kommt in diesem Monate nur einmal in je fünf Jahren ein Schneetag vor; im Wienerwaldgebiete einer in je zwei Jahren.

Auch die Windverhältnisse sind in verschiedenen Jahreszeiten verschieden. So sind z. B. Nordwinde im Frühjahr, Ost- und Südostwinde im Frühling und Herbst, West- und Nordwestwinde im Sommer am häufigsten. Südwinde dagegen kommen nur im October und November häufiger vor.

Das Marchfeld, Wiener Becken und Steinfeld hat die heftigsten und zahlreichsten Winde; die wenigsten Luftbewegungen dagegen hat das Waldviertel.

* * *

An die allgemeine klimatographische Schilderung schließt sich in Hann's Darstellung die specielle Beschreibung der einzelnen Theile Nieder-Österreichs an. Eine kurze Beschreibung soll auch hier einen Einblick in die Behandlung jener speciellen Theile geben.

1. Waldviertel.

Die Temperaturmittel der Jahreszeiten in diesem nordwestlichen Theile von Nieder-Österreich ergeben das Resultat, dass dieses circa 550 m im Mittel sich erhebende Hochland rund um 0·5° C. kälter als

die in gleichen Seehöhen gelegenen nieder-österreichischen Alpengebiete im Süden ist. Der Winter ist relativ nicht kalt, weil der west-europäischen wintermilden Seeluft freier Zugang gewährt wird. Im Frühjahr und Sommer hingegen ist der fehlende Windschutz, der die Alpenthäler im Winter wegen der stagnierenden kalten Winterluft kalt erscheinen läßt, Ursache, daſs die Wärmeverhältnisse im Waldviertel ungünstigere sind, als im südlichen Alpenland von Nieder-Österreich. Die Wärmeabnahme mit der Höhe ist eine sehr langsame, im Winter eine noch langsamere als im Sommer, wodurch sich der Plateaucharakter des Waldviertels deutlich ausspricht.

Der wärmste Theil des Waldviertels ist mit Ausnahme des Donauthales das Horner Becken. Doch ist es sehr eigenthümlich, daſs manchmal sehr niedrige Kälteextreme im Waldviertel auftreten, die zu den niedrigsten gehören, welche zu beobachten man in Österreich in der Lage ist. So z. B. zeigte das Thermometer im Januar 1893 in Gmünd — 35·0° C., in Zwettl — 30° C. Die extremste Temperatur, was Wärme anbelangt, zeigte Gmünd im Juli 1884 mit + 35° C. und mit + 34·2° C. im August 1892, so daſs in dem kurzen Zeitraum von August 1892 bis Januar 1893, also in fünf Monaten, eine absolute Wärmeschwankung von nahezu 70° C. stattfand.

Was die Frostverhältnisse des Waldviertels anbelangt, so zeigen die Beobachtungen, daſs im hochgelegenen Waldviertel noch bis Mitte Mai Fröste zu erwarten sind. Auf den hochgelegenen Theilen des Waldviertels dauert der Winter 1 bis 2 Monate länger als im Donauthale. Selbst der Juni hat im Waldviertel mit Ausnahme des Donauthales fast immer noch einen Reif aufzuweisen.

In Bezug auf Luftfeuchtigkeit repräsentiert eigenthümlicherweise Krems die wärmste und trockenste Lage. Die Feuchtigkeit ist, wie vielfache Befunde ergaben, nur an die Lufttemperatur gebunden. Die kältesten Lagen des Waldviertels sind die feuchtesten. Selbst die Donau und die warme Lage von Krems bewirken nicht, daſs eine erhebliche Luftfeuchtigkeit vorhanden wäre; ja wie die Beobachtungen zeigen, tritt hier gerade das Gegenteil ein.

Die Bewölkung des Waldviertels ist eine hohe und zwar ist im December und Januar dieselbe im Donauthal größer als im hochgelegenen Waldviertel, im Frühling und Hochsommer ist das Donauthal dagegen sonniger als das Innere des Waldviertels.

Die Niederschlagsmenge nimmt von Westen nach Osten erheblich ab und ergab sich, dass im Winterhalbjahr (October—März) nur ein Drittel der gesammten Niederschlagsmenge fällt. Der Rest derselben fällt im Sommer und zwar das Maximum im Juni. Die geringste Niederschlagsmenge weist der November auf.

Das Waldviertel ist auch jener Theil des Kronlandes Nieder-Österreich, welches am seltensten Dürreperioden aufzuweisen hat, und wo deren mittlere Dauer am kürzesten ist.

Die Zahl der Schneetage ist im Waldviertel eine ziemlich hohe, und es zeigt das Beobachtungsmateriale, dass das Donauthal im Mittel nur halb so viel Schneetage hat (circa 22) als die höher gelegenen Teile des Waldviertels.

Westwinde sind im Waldviertel vorwiegend. Im Frühjahr treten Nordwinde und Nordostwinde auf, letztere auch im Herbst. Im Winter dagegen sind Südwestwinde am häufigsten. Der Sommer ist durch West- und Nordwestwinde charakterisiert. Windstille ist nur dem Herbste eigenthümlich.

2. Viertel unter dem Manhartsberge.

Dasselbe reicht bis zur ungarischen Gränze und von der Thaya bis zur Donau im Süden und charakterisiert sich geographisch als Hügelland. Es ist im allgemeinen ein trockenes Land mit hoher Sommertemperatur und daher zum Weinbau besonders geeignet.

Infolge der besondern Trockenheit des nördlichen Theiles dieses Gebietes ergibt sich die überraschende Thatsache, dass der nördliche Theil des Viertels unter dem Manhartsberge eine höhere Temperatur im Jahresmittel aufweist (um 0·3° C.) als der südliche Theil. Unter gleicher Breite und Höhe hat das Waldviertel eine nahezu um einen halben Grad niederere Temperatur als das Viertel unter dem Manhartsberge. Der nördlichste Theil dieses Gebietes hat die niedrigsten Kältegrade, aber auch die höchsten Maxima aufzuweisen. Die absolute Jahresschwankung der Temperatur beträgt im Norden 66° C., im Süden nur 59° C. Die nördlichen Theile im Trockengebiete, wie z. B. Retz und Feldsberg, haben auch geringere Bewölkung als die südlichen Theile.

Das Viertel unter dem Manhartsberge ist der trockenste Theil Nieder-Österreichs, ja selbst ganz Österreichs. Nur Ernstbrunn am Südabhange der Leißer Berge hat eine größere Niederschlagsmenge.

Die Niederschläge haben ein ausgesprochenes Maximum im Juni und dann auch noch im October. Demungeachtet ist die Niederschlagsmenge jedoch so gering, dass z. B. im Waldviertel im Juni je fast 15 Niederschlagstage sind, im Jahre 140, während im Viertel unter dem Manhartsberge im Juni vier Regentage, im Jahre im Mittel deren 103 zu beobachten sind.

Auch die Zahl der Nebeltage ist in diesem Gebiete Nieder-Österreichs, wenn von den Donauniederungen abgesehen wird, sehr gering.

Gewittertage gibt es im Jahre ungefähr 20.

Westwinde sind auch hier am häufigsten. Ostwinde sehr selten. Südostwinde hat das Frühjahr und der Herbst ebenso wie Südwinde. Südwestwinde der Winter. Entschiedene und häufige Westwinde der Sommer. Ostwinde sind fast gar nicht zu constatiren.

3. Viertel ob dem Wienerwalde,

das südliche an Ober-Österreich und Nord-Steiermark gränzende Donaugelände und die Voralpen. Dieses Gebiet ist der directen Zuströmung der feuchten trüben Westwinde ausgesetzt und demnach nasser und kühler. Es ist das regenreichste Territorium Nieder-Österreichs und auch das kälteste, wenn man die verschiedenen Orte mit gleichen Seehöhen in Betracht zieht.

Auffallend ist die starke Wärmeabnahme in diesem Viertel ob dem Wienerwalde mit der Höhe in den Regionen von 700 bis 1000 Metern Seehöhe. Sie bleibt sich das ganze Jahr über nahezu gleich und beträgt 0·7° C. pro 100 Meter. Ein Vergleich mit dem Waldviertel, wo diese Temperaturabnahme pro 100 Meter nur 0·48° C. beträgt, zeigt, wie excessiv kalt dieser südwestliche Theil Nieder-Österreichs im Vergleich zu den anderen Theilen des Kronlandes ist. Schon infolge der mehr südlichen Lage sollten die Stationen in gleicher Seehöhe im Viertel ob dem Wienerwalde um circa 0·5° C. höhere Temperatur haben als jene des Waldviertels. Thatsächlich tritt aber das Gegenteil ein. Auch die mittlere tägliche Wärmeschwankung ist in den Alpenthälern viel größer als in dem Alpenvorlande.

Besonders interessant ist das Verhalten der Thäler. Am Morgen sind dieselben mit kalter Luft erfüllt. Nachmittags ist die Erwärmung

bei zumeist klarem Himmel relativ sehr groß, und die Temperatur steigt bis zu Beträgen, wie sie sich in den Niederungen finden. Orte mit freier Lage, wie Kürnberg zeigen, weil die gerade besprochene Erscheinung fehlt, geringe tägliche Wärmeschwankung, d. h. relativ warme Luft in der Frühe und geringe Temperaturzunahme am Nachmittag.

Diese Abstumpfung der Kälte- und Wärmegrade tritt immer bei freier Lage in der Höhe auf. In den Thälern zeigen sich jedoch gewaltige Extreme. Steigt man daher aus dem relativ warmen und gemäßigten Donauthale gegen Süden wandernd in die Voralpen hinauf, so gelangt man hiedurch in Gebiete (Thäler) mit sehr extremem Klima.

Dadurch bedingt ist auch die Häufigkeit der Frosttage in dem Viertel ob dem Wienerwalde.

In Neuhaus gibt es beispielsweise gelegentlich selbst im Juli noch Fröste. Die Beobachtungen haben gelehrt, dass die Thäler früher Fröste im Herbste aufzuweisen haben als die Höhen, dagegen ist im Frühling der Frost auf den Höhen häufiger als in den Thälern.

Was die Bevölkung in diesem Theile des Kronlandes anbelangt, so nimmt dieselbe im Winter mit der Höhe ab, im Sommer dagegen zu.

Die Niederschlagsverhältnisse weisen eine sehr starke Variation auf, und zwar steigt die Niederschlagsmenge gegen das Alpenvorland stark an. Die vorzügliche dem Hann'schen Werke beigegebene Regenkarte zeigt diese in anschaulicher Weise. Um die Wasserscheide der nieder-österreichischen Alpen gegen Steiermark zu in der Umgebung von Lackenhof ist das reichste Niederschlagsgebiet und es nehmen die Niederschlagsmengen im allgemeinen von Westen nach Osten ab.

In den Alpenthälern kommen im Juni durchschnittlich auf je 10 Tage 6 Regentage, ja in Neuhaus kommen fast 7 Regentage auf 10 Tage. Für das ganze Jahr berechnet ist in diesem Gebiet die Wahrscheinlichkeit fast einhalb; d. h. es kommen auf je 10 Tage durchschnittlich 5 niederschlagslose und 5 Regentage.

Die höheren Thäler der Alpen sind im Winter fast nebelfrei, im Herbst sind jedoch häufig Nebel vorhanden. Besonders Kürnberg hat sehr häufig Nebel. Es liegt jedoch offenbar schon in der untern Wolkenzone. Im allgemeinen sind im Frühjahr wenig Nebel im Viertel ob dem Wienerwalde; im August werden die Nebeltage schon häufiger und erreichen im October und November das Maximum der Häufigkeit.

An einzelnen Stellen — z. B. in Lahnsattel — treten sie schon im September mit größter Heftigkeit auf.

Es ist klar, dass auch in diesem Gebiete eine beträchtliche Anzahl von Schneetagen zu constatieren ist, und dass deren Zahl mit der Höhe zunimmt. Im Vorwinter bedeckt häufig ein starker Schneefall das ganze Gebiet mit Schnee. Anders ist es jedoch beim Abschmelzen des Schnees. Da macht die Höhe sehr viel aus. Während im Vorlande die Schneedecke bereits am 20. Februar zu schwinden beginnt, dauert dieses Abschmelzen in den kältesten Thallagen bis Mitte April.

In diesen Gebirgsthälern treten, was die Gewittertage anbelangt, locale Gewitter viel häufiger auf als in dem flachen Vorlande.

Was die Windverhältnisse anbelangt, so sind hier hauptsächlich West- und dann auch Ostwinde zu verzeichnen. Die letzteren sind für den Herbst charakteristisch, um welche Zeit auch öfters Windstillen eintreten. Merkwürdig in dieser Beziehung ist Schwarzau im Gebirge. Dieser Ort hat auffallend viele stürmische Tage und die meisten derselben im März.

4. Viertel unter dem Wienerwald.

Es umfasst den Wienerwald, das Schneeberg- und Raxgebiet, die Nordseite des Wechsels, das Steinfeld und das Wiener Becken.

Da dieses Gebiet durch die Berge des Viertels ob dem Wienerwald gegen die vorherrschenden Westwinde, dass sind die Regenwinde, mehr oder weniger geschützt ist, so ist es heiterer und trockener als das letztere.

Auch die Temperaturverhältnisse sind günstiger. Der Ostabhang des Wienerwaldes ist am wärmsten, am kühlsten sind die Orte im Wienerwalde selbst. Das Steinfeld hat im Winter die Temperatur der Orte im Wienerwalde, im Sommer ist es wärmer als diese.

Die niedere Temperatur der Orte im Wienerwalde stammt von der dichten Laubholzbewaldung. Diese drückt die Temperaturen besonders am Abend und am Morgen tief herab. Es findet nämlich starke Wärmeausstrahlung der Blätter statt und großer Thauniederschlag und Verdunstungskälte tritt auf. Auch ist diese Bewaldung maßgebend für die viel reicheren Niederschläge in den Orten des Wienerwaldes gegenüber dem Wiener Becken und dem Steinfeld.

Charakteristisch ist es, dass die Jahresschwankung der Temperatur mit der Höhe abnimmt. In der Ebene des Steinfeldes beträgt dieselbe 21·6° C., in 1500 m Höhe nur noch circa 17° C., in 2000 m Höhe 15° C.

Besonders günstig in klimatologischer Beziehung liegt Reichenau am Schneeberg. Es hat günstige Winde und geringe Regenmengen sowie eine sehr angenehme Temperatur.

Als Beispiele für Temperaturextreme, wie sie auch im Viertel unter dem Wienerwalde vorkommen können, mögen die Temperaturen vom Januar 1893 in Wien mit — 22·2° C. und vom Juli 1857, ebenfalls in Wien, mit + 36·5° C. angeführt werden. Es ist dies eine mögliche totale Schwankung der Temperatur um 58·7° C. Vor dem Jahre 1851 waren noch größere Extreme zu beobachten, und zwar im Jahre 1850 (22. Januar) — 25·5° C. und im Jahre 1832 (14. Juli) + 38·7° C. Die totale Schwankung betrug demnach damals 64·2° C. Die allerextremsten Temperaturen im Viertel unter dem Wienerwalde weist Gutenstein auf.

Bezüglich der Fröste ist zu bemerken, dass der Herbst auf den Höhenstationen viel frostfreier ist als das Frühjahr. In den Niederungen ist die frostfreie Zeit gewöhnlich zwischen Anfang April und Ende October. Frostfrei sind demnach ungefähr 210 Tage. Unmittelbar über dem Boden z. B. über Rasen ist die frostfreie Zeit sowohl im Frühling als im Herbst um ungefähr einen halben Monat kürzer. Im Frühling steigt die Wärme langsam von den Niederungen die Berge hinan, zieht sich im Herbst aber viel rascher von da gegen die Ebene zurück.

Gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Spätherbst und in der ersten Winterhälfte an den Bergabhängen mittlerer Höhenlage ist die Zunahme der Temperatur mit der Höhe in dieser Zeit oder die sogenannte Temperaturumkehr.

Hören wir, wie Hofrath Hann über diese Temperaturumkehr schreibt: „Früher nur wenig bekannt, als ein meteorologisches Curiosum meist nur flüchtig erwähnt, ist diese klimatische Bevorzugung der Höhenlagen jetzt fast jedermann geläufig und wird besonders im Gebiete des Schneeberges und der Raxalpe vielen hunderten von Städtern zu einer Quelle hohen Naturgenusses und zu einer Kräftigung der durch Luftmangel und schlechte Stadtluft geschädigten Gesundheit. Es sind

vornehmlich die Monate November, December und die erste Januarhälfte, in denen die klimatische Begünstigung der Höhenlagen am häufigsten sich einstellt, das ist die Zeit der kürzesten Tage. Nach meiner Berechnung tritt die langsamste mittlere Wärmeabnahme mit der Höhe wenige Tage nach der längsten Nacht ein.

„Finstere Nebelschichten bedecken dann oft wochenlang die Niederung und die Thäler bis zu 600 oder 800 m Höhe etwa. Aus dem kalten feuchten sonnenlosen Winterklima unserer Gegenden, aus dem Gebiete scharfen Frostwetters, treten wir höher steigend und diese Gränze überschreitend plötzlich in eine sonnige glänzende Landschaft ein, umflossen von einer milden aber trockenen wunderbar anregenden Atmosphäre und genießen mit vollen Zügen eine wahre Himmelsluft, nur vergleichbar mit jener, die in den Alpenhöhen über 2000 m an heiteren ruhigen Sommertagen anzutreffen ist. Der Wechsel in den meteorologischen Verhältnissen, der sich oberhalb der Nebelgränze fast ohne Übergang vollzieht, ist ein gerade erstaunlicher und das verstärkt natürlich den Eindruck. Namentlich die Trockenheit und die wunderbare Transparenz der Luft, sowie die Lichtfülle wirken in den ersten Momenten fast überwältigend. Und dieser Genuß, der kalten finstern schmutzigen Winterluft der Stadt entflohen, um gleichsam die Luft eines heitern Sommertages der Hochregionen athmen zu können, der früher nur auf flüchtige Stunden dem Bergwanderer gegönnt war, kann jetzt tagelang völlig ausgekostet werden, mit allem leiblichen Comfort, den die neuen Alpenhotels bieten.

„Diese Erscheinung tritt auf den Höhen fast regelmäßig ein, wenn ein Barometermaximum sich über das Alpengebiet verlagert hat und im allgemeinen Windstille herrscht. Heftigere Winde, auch warme Süd- oder Südwestwinde bringen stets wieder Trübung und Abkühlung. Aber auch bei niedrigem Barometerstand kann diese Temperaturumkehr eintreten, wenn das Hochdruckgebiet in einer südlichen Richtung hin liegt, der Barometerstand muß aber dann über die Alpen so gleichmäßig vertheilt sein, daſs nur schwache Winde und Windstillen herrschen. Denn die warme Luft der Höhen muß über die unteren kälteren ruhig schwimmen können, Luftmischungen bringen Abkühlung und meist auch Trübung."

Was die Bewölkung anbelangt, so sind Gebirgsorte im Winter wolkenfreier, im Sommer bewölkter als die Niederung. Herbst- und Winternebel der tiefer gelegeneren Gegenden reichen nicht in die Ge-

birgsthäler des Wienerwaldes, wogegen der Sommer mehr Regen und mehr Bewölkung hat.

Am regnerischesten ist die Westseite des Wienerwaldes, das Gebiet des Schneeberges und der Raxalpe. Nach Osten und Norden zu nimmt die Regenmenge im Wiener Becken und im Steinfeld rasch ab.

In den Wintermonaten ist die Niederschlagszunahme mit der Höhe doppelt so rasch wie im Spätsommer.

Wien und das Marchfeld leiden manchmal unter Dürreperioden. Die mittlere Dauer der längsten solcher Trockenperioden ist im Winter 36, im Frühjahr 30, im Sommer 21, im Herbst 23 Tage. Die Maxima dieser Dürreperioden fallen auf den April und October, die Minima auf den Juli. Interessant war eine Dürreperiode im Jahre 1868, welche 48 Tage dauerte, während gleichzeitig auf der Südseite der Alpen ungeheure Regenmengen fielen. Außerdem gab es noch mehrere solcher charakteristischer Dürreperioden, welche jedoch keine die Dauer der erwähnten erreichten. Jene des Jahres 1871 von 29tägiger Dauer ist dadurch interessant, dass sie endlich mit einem beispiellosen sintfluthartigen Regen schloss. Sie war jedoch so intensiv, dass sich am Ende derselben das Buchenlaub an einzelnen Stellen des Hermannskogels zwischen den Fingern zerkrümmeln ließ.

Nebeltage sind in der Donauniederung am häufigsten. Wien hat deren im Mittel 54, Klosterneuburg 74, Reichenau dagegen nur 18.

Schneetage sind im Mittel in Wien 33 im Jahr. Die wenigsten Schneetage des Viertels ob dem Wienerwald hat Mödling mit nur 23 im Jahr.

Gewittertage gibt es im Mittel pro Jahr in Wien 24, bei Klosterneuburg 39, im Wienerwald nur circa 17.

Was die Windverhältnisse anbelangt, so sind im Frühjahr die Nordwinde am häufigsten, im Herbst und Winter die Südostwinde, im Sommer die Westwinde. Wien hat eine größere Häufigkeit an Nordwest- und Nordwinden.

Ein Umschlagen des Windes von der Ostrichtung nach West im Winter bringt gewöhnlich eine Temperaturabnahme von $5^1/_2{}^0$ C. im Tagesmittel mit sich, im Sommer nur eine solche von 5^0 C. Regenwetter ist in Wien, wenn Westwinde und Nordwestwinde wehen, sowie bei Windstille. Bei Tag fällt öfter und mehr Regen als bei Nacht, dies besonders bei Nord- und Nordostwinden, sowie bei Windstillen,

wo im Durchschnitt doppelt so viel Regen bei Tag wie bei Nacht fällt. Dies hat seinen Grund in der aufsteigenden Luftbewegung im Sommer. Diese Regen sind dann zumeist Gewitter- oder Platzregen.

Am heftigsten sind im Viertel ob dem Wienerwalde die West- und Nordwestwinde. Am schwächsten die Nord-, Nordost- und Ostwinde. Das Steinfeld hat eine größere Häufigkeit an Ostwinden, wodurch es sich von der Umgebung Wiens unterscheidet, wo hauptsächlich Westwinde vorherrschen.

Was schließlich die Häufigkeit der Stürme anbelangt, so unterliegt diese sehr großen localen Einflüßen. Die meisten Stürme, nämlich im Mittel 59 pro Jahr, registrirt die Station Schneeberg. Das Minimum verzeichnet Reichenau mit nur 11 Stürmen pro Jahr.

Alpenthäler haben im Sommer mehr Sturmtage als die vorliegenden Ebenen. Im Winter ist dies umgekehrt. Sonderbar ist es, dass ab und zu jedoch auch am Steinfeld (Wiener Neustadt) starke Weststürme auftreten, die doch infolge des Windschutzes durch das Gebirge gegen diese Luftströmungen fehlen sollten.

Dies ist in Kürze der textliche Inhalt des vorzüglichen Werkes über die Klimatographie Nieder-Österreichs. Selbst dieser kurze Auszug dürfte zeigen, wie überaus reich an kritisch gesondertem Beobachtungsmateriale das Werk Hofrath Hann's ist. Die Gediegenheit und der eminente Fleiß des großen Meteorologen und Klimatologen tritt hier wie so oft, wenn Hofrath Hann etwas publicirt, glänzend zu Tage. Es ist sicher, dass, wenn im Sinne Hann's, dessen vorliegende Klimatographie Nieder-Österreichs ein Muster für die denselben Gegenstand behandelnden Werke über die anderen Kronländer sein soll, die Klimatographie der gesammten Monarchie abgeschlossen sein wird, durch diese Arbeit und durch die gleichfalls zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der Central-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik von ihrem jetzigen Director Hofrath Pernter herausgegebene „Meteorologische Optik", diese Anstalt sich selbst ein Denkmal gesetzt haben wird, welches unvergänglich in der Geschichte österreichischer Wissenschaft für alle Zeiten erhalten bleiben wird.

Was das Donauweibchen erzählt.

Von Frau Albertine Tuyde-Alg.

Der heilige Severinus.

Zu der Römer einſtmals mächt'gem
Nun verfallendem Kaſtell,
Deſſen Wall umſpült der blaue
Lebensfriſche Donauquell,
Wo am „hohen Markt“ geſtorben,
Marc Aurel, der Weisheit Held,
Wo Krimhild von Worms am Rheine,
Attila ſich hat vermählt;
Zu dem Römer Reſtchen, das die
Völker Wandrung nicht zerrieb,
Das im Wogentanz der Zeiten
Dieſer Schollen Pflege trieb,
Schifft hinauf die blanken Wellen
Wälſchlands bunte Krämerſchaar,
Bietet auf den Uferſteinen
Lockend ihre Waare dar.
Vor den alten Kriegesknechten,
Und vor Mägdlein jung und bunt,
Preiſend ihres Schiffleins Ladung
Mit geſchäftsberedtem Mund,
Byſſus weiche Wollenſtoffe
Und des Nordlands harten Stahl,
Kunſtgerechten Griechenzierrath,
Bernſteinketten ohne Zahl!

Denen Feld und Weinberg eigen,
Zahlen mit des Land's Ertrag, —
Heiser feilschen sich die Käufer —
Mählich sinkt zu Neig der Tag.
Mitten in des Handels Treiben,
Eine seltsame Gestalt
Drängt sich, schwarz die härne Kutte,
Weiß das edle Haupt umwallt.
Blickten scheel die fremden Hausherr'n:
„Fremdling, was führst Du am Bord?"
„Bruder, leer die Hände, trage
Ich, im Herzen Christi Wort.
Seht, der Kaufherr, der mich sendet,
Will von Euch nicht Geld noch Gut
Dafür, daß er seine Schätze,
Brüder, gibt in Eure Hut.
Bin ein Ordensmann aus Osten
Und man tauft' mich Severin,
Mußt' mit meinen Waar'n durch
Wüsten, über Meere zieh'n.
Darum schließt die Worte Christi
Sorgsam in des Herzens Schrein,
Und die Armen werden reicher,
Reicher d'rum die Reichen sein!"
Und am dämmerigen Ufer
Hält der bunten Markttag-Schaar
Severin als größten Zierrath,
Den er bracht', sein Kreuzlein, dar.
Und das Völklein lauscht mit Staunen
Christi Worte holder Macht —
Und ein Flüstern geht und Raunen
Mit den Wellen durch die Nacht!

Babenbergertage.

Vor'm Pfalzhof mit den romaniſchen Bogen,
Viel edler Tyoſt und Weiſen Stätt',
Liegt friedlich die Brück' über'n Alsbach gezogen,
Im Schloßhof die bunten Fähnlein wogen
Und der Schleier fürſtlicher Damen weht.

Herab von des Wienerwalds ſchmucken Gauen
Froh tummelt ſich Herzog, Ritter und Troß,
Gilt's heut doch das erſte Veilchen zu ſchauen!
Erſehnte den Lenz doch mit Blumen und Frauen
Das Liedchen Herrn Walters, des Sangesgenoß!

Und gilt es auch nicht den Edelhirſch jagen,
So kündete doch des Herzogs Mund:
„Wem's glückt, mit lenzlicher Sprüche Sagen
Das erſte Veilchen zur Fürſtin zu tragen,
Den küßet meine lieb' Fraue zur Stund."

Und zwiſchen Alt-Medlinks Hügel voll Reben
Da ſteht auf der Straß' zum Herzogs Schloß
Ein Kindlein, das thut die Händlein erheben:
„Die erſten Blauveilchen, Dir will ich ſie geben"
Und wirft ſie der Fürſtin am Zelter in Schooß.

Da hebt die Fraue vor allem Geſinde
Das Bettelmädchen zu ſich auf die Knie,
Und alle umtanzen im Reigen geſchwinde
Den Herzog, das Veilchen, die Frau mit dem Kinde
Nach Vogelweides Springmelodie.

Gott will es.

Als „Am Hof“ mit trutz'gem Berchfried
Stand die Babenberger Stätte,
Zäumten Reiter ihre Roſſe
In dem Burghof um die Wette.
Gilt's nach Norden oder Oſten
Einen kühnen Ausfall wagen,
Gen die Böhmen, gen die Hungarn
Eine wilde Schlacht zu ſchlagen?
Hat ſich Rothbart, gar der Kaiſer,
Mit der Oſtmark Herrn verbündet,
Der ein „Auf zum heil'gen Streite!“
All' dem Reitervolk nun kündet.
Der es kündet von des Pallas
Bogentragender Altane,
Mit der Rechten deutend auf der
Schaaren kreuzgeſchmückte Fahne. —
Sind das Streiter, die im Knechtskleid
Bieten ihrer Arme Kräfte?
Vor den Prieſter hinkniend, daſs er
Kreuze auf die Wämſer hefte?
Welche Kämpfe, Öſt'reichs Herzog,
Heut in deinen Mauern einen
Fürſten mächtiger Geſchlechter,
Knechte von des Feldes Rainen?
Welche Kämpfe? Von des Rothbart's
Lippen laßt Euch Antwort geben,
Denen zu der Streiter Menge,
Worte feierlich entſchweben:
„Brüder, 's gilt auf's neu des Heilands
Vaterland uns zu erwerben
Aus der Heiden Schmach und Tücke —
Siegen heißt's für Gott, und ſterben,
Fürſt und Bettler, auf, Ihr Schaaren,

Laſst uns „Ein Gott will es“ ſingen,
Und ſodann mit Leuenmuth den
Chriſtenſklaven Hilfe bringen.“
Und der Kaiſer hat's gerufen,
Heldenpreis der Paladine,
Und die andern alle ſtimmen
Ein mit gottverklärter Miene.
Von den Wiener Kirchenglocken
Lang hinaus noch Grüße hallen —
Als die Kreuzesſtreiter ferne
Hin zu Tod und Siegen wallen.

Wolfgang Lazius Traum.

Es ſenkt eine laue Mondnacht hernieder
Sich auf das rebenumſchloßene Wien,
Es tanzen wohl in des Mondes Strahlen
Viel holde Elfenfüßlein drinn.
Sie tanzen und ſingen lieblichen Reihen
Von Märlein ſo ſchaurig, die ſie erlebt,
Und eine, die muthigſte wohl von allen,
Durch Thurm und Dach zur Altſtadt entſchwebt.
Dort ſitzt im braungetäfelten Zimmer
Herrn Kaiſer Ferdinandus edler Rat,
Der weiß Geſchichten aus alten Folianten,
Gar viel und ſchön von der Wienerſtadt.
Des ſtrengen Herrn Wolfgang Lazius Talglicht
Verlöſcht ihm das kecke Elflein im Nu:
„Du weiſer Mann der lateiniſchen Bücher
Nun höre meinem Geſchichtlein zu:
Als einſtens Maria, die Fraue im Himmel,
War mit Sanct Joſeph der Heimat entfloh'n,
Da führte der Fluchtpfad ſie her bis zur Donau
Mit ihrem hochheiligen Sohn.

Wir Elflein wuſchen den Müden die Füße,
Und betteten weich ſie im ſandigen Strand,
Und reichten zur Labung vom römiſchen Weinberg
Die Rebe mit freudenbebender Hand.
Und drehten alsdann den lieblichſten Reihen
Und ſangen dem Kindlein zu Lob und Preis,
Bis es im Arm der göttlichen Mutter
Von aller Trübſal entſchlummerte leis.
Doch vorher noch hebt es die ſchneeigen Ärmlein,
's war juſt wie ein heilig' Segnen zu ſchau'n:
„Was all' Ihr Geiſtchen ſo wohl an mir thatet,
Das lohne ich Euch an den Heimatsgau'n.
Geſegnet an Liedern und Reben ſollſt immer,
Du Scholle der blinkenden Donau, gedeih'n,
Und Menſchen voll Frohſinn und Güte im Herzen,
Sie ſollen Pfleger und Hüter hier ſein!"
Dies holde Geſchichtlein wollt' ich nur Euch künden,
Gelehrter Herr Hofhiſtoriograph,
Ob Wahrheit, ob Dichtung, nie kannſt es ergründen,
Herr Wolfgang Lazius, erwachend vom Schlaf.

1683 Kolſchitzky.

An den dunkeln Donau-Ufern klirr'n der Türkenwache Lanzen,
Im Gebüſch der Moslim-Zelte grelle Feuerzeichen tanzen,
Fernher glimmt ein trübes Lichtlein von St. Stephans Thurmesſpitze.
Eine ſchwüle Herbſtnacht, über'n Kahlenberg her zucken Blitze.
Durch das Halbmond-Lager ſtill ein ſchmucker Moslim-Jüngling ſchreitet
Der, als er zum Ufer kommt, die Weiden auseinander breitet,
Und die Zither, d'rauf den Moslims Siegeslieder er geſungen,
Von ſich ſchleudernd, iſt er raſch in's Donaubett geſprungen.

Als mit ſtarken Armen er durchtheilt die ſtillen Donauwogen,
Setzt er über kahle Felder, die kein Pflug mehr hat durchzogen,
Über einſtiger trauter Weiler Trümmer voller wildem Halten,
Bis ſich aufwärts an den Stadtthormauern ſeine Hände falten.
Wo am Wall die Streiter Wiens, viel edle unerſchrock'ne Degen,
Doch voll trüben Muthes, ihren Kundſchafter begrüßen allerwegen:
„Bleib' bei uns Kolſchitzky nun, es gilt ja jetzt nur mehr zu ſterben,
Schöner magſt im Freundeskreis Du als beim Feinde drauſt verderben.
Keine Hilfe nah und ferne! Jeder Vorrath will zu End' ſich neigen,
Alter Steffel wirſt von morgen an wohl ewig ſchweigen.
Tod und Krankheit in den Häuſern, wo wir jüngſt noch friedlich ſaßen,
Ach, der liebe Gott, Er hat ſein altes treues Wien verlaſſen!"
„Schweigt doch, edle Krieger, denen Muth noch nie gefehlt hat,
Horcht Graf Starhemberg, was mir Lothringen erzählt hat!"
„Karl der Prinz, ſo will, ach will er endlich uns zur Hilfe nahen?"
„So gewiſs als meine Augen heut' am Kahlenberg ihn ſahen,
Sahen ihn befehlend über prächtig donnernde Geſchütze,
Starke Roſſe, muth'ge Reiter mit der goldgezierten Mütze.
Brüder, Freunde! morgen, wenn die Nebel grau ſich neigen,
Wird der große Krieger vom Gebirge rettend niederſteigen.
Mächtig wird auf's neu' St. Stephans Kreuz in alle Weite blinken!"
Tiefe Stille um den Sprecher, bis ſie alle niederſinken
Mit dem edlen Starhemberger, um dem Chriſtengott zu danken,
Daſs Er endlich bringt der Heiden Zeltburg nun zu Fall und Wanken.
Und der Graf ſprach dann zum Jüngling, der die Kund' getragen:
„Pole, haſt ein großes Werk vollbracht in ſchweren Tagen,
Und wenn wieder Fried und Ruhe in den Wiener Mauern thronen,
Meine Wiener, denk' ich, werden Deine Treu' Dir redlich lohnen."

Die Gründung der Karlskirche.

Im Althan'schen Parke, kastanienumblüht,
Da hebt sich ein Schloß von schimmerndem Stein,
Oft lud das gräfliche Paar zum Fest
Den Kaiser Karl den Sechsten hier ein.
Da lugt manch herrlicher Marmelkiosk
Zu trauter Rast im Gezweig hervor,
Dort lädt der Hirschpark zu froher Jagd,
Da tönt ein Springbrunn säuselnd an's Ohr.
Mit prächtig juwelengeschmücktem Gewand
Die gräfliche Wirthin zum Kaiser tritt,
„Soll Euch die neue Oper ergötzen von Bach,
Beginnen den Tanz wir mit schwebendem Schritt?
Befehlt Ihr im Schloß ein heiteres Mahl,
Wollt Ihr Euch im Schatten des Parkes ergeh'n
Im ernsten Gespräch mit den Helden des Hof's,
Schon harren sie Euer, auch Prinz Eugen?"
Da lächelt der Kaiser mit geistvollem Blick,
„Frau Gräfin, habt Dank, trag' ander' Begehr,
Ihr wißt ja Alle, auf uns lag die Hand
Des Herrn der Herrscher furchtbar und schwer.
Die Pest, sie riß von dem Manne das Weib,
Das Kind von der Mutter, vom Bräut'gam die Braut,
Ihr Alle habt ja, ob Bettler, ob Fürst,
Gleich zitternd, allüb'rall die Seuche geschaut.
Und weil der Herr nun uns gnädig erhört,
Und endlich uns lacht der Befreiung Tag,
So woll'n wir ihm danken für seine Gnad'
So gut und so reich als jeder vermag.
Ein Gotteshaus voll seltenster Pracht,
Das woll'n allhier wir dem Heiland erbau'n,
Durch dieses Werk sei voll dankbarem Sinn
Die Frömmigkeit unseres Volkes zu schau'n.

Gebt reichlich, es gilt ja dem ewigen Heil
Der Seelen, die von uns der Tod getrennt,
Und diese Kirche soll schaffen der Mann,
Den man als den edelsten Künstler nennt" . . .
Und auf den Wink des Kaisers hervor
Der Meister in Stein und Marmel tritt,
Herr Fischer von Erlach, 's kam keiner ihm gleich
Im Bauwerk der stolzen baroken Sitt'.
Als Kunstgebilde der edelsten Art,
Den Herrn der Zeiten und Welten preist,
Die Kirche, die nach dem Stifter für eh',
Ein Schmuck unsr'er Stadt, die Karlskirche heißt.

Eschenbach 1809.

Ein Haus in der Vorstadt, die Werkstatt d'ran,
Voll Riemzeug und andern Sattlerwaaren,
Dort lebte mit Weib und Kindern ein Mann
Mit fleißiger Hand und grauenden Haaren.
Als nach der Schlacht am Wagramer Feld
Den armen Wienern der Herzschlag stockte,
Der Corse, Würgengel der ganzen Welt,
Nun auch über'n Habsburg-Aar frohlockte,
Da weihte dem Todfeind ingrimmigen Fluch
So mancher Bürger mit wilder Geberde.
Und ward er verrathen — Napoleons Spruch,
Streckt ihn mit einer Kugel zur Erde.
Weh' dem, der seine Waffen behielt,
Die nun als Eigen die Feinde begehren,
Gewaffen, mit denen die Väter gezielt
Auf Österreichs Feinde in Trutz und Ehren.

Der Sattlermeiſter nicht ließ vom Feind
Aus altem Spind die Büchſe nehmen,
„Nie darf durch Feigheit“, der Alte meint,
„Den Namen der Kinder er beſchämen.“
Da holt beim nächſten Morgengrau
Den Eichenbach ein roher Sergeante,
Ließ Abſchied nicht nehmen von Kind und Frau
Den Helden, der ſchweigend zum Marſche ſich wandte.
Und unter den Ulmen am Burgglacis
Den Wackern vor zwanzig Gewehren man ſtellte,
Der Heldentod war ihm gewiſs
Bis Crois der Herr Sergeante zählte.
Das Frühmeſs-Glöcklein noch nickte ihm zu
Von St. Michaels benachbartem Thurme:
„O Herr, in Gnad nimm meine Seele Du,
Die brach gleich tauſenden im Zeitenſturme!“
Dann pfiff die Kugel, zu Gott ging der Held,
Sie ließen ihn liegen in Buſch und Gehege.
Wiens Bürger, o horche voll Stolz, was erzählt
Die alte Zeit dir, auf modernem Wege.

Öſterreichs Geiſtesfrühling.

Es zog ein wetterſchwerer Sommer,
Der Fluch und Segen hat gebracht,
Wohl über alle Erdgefilde
Im Freiheitsjahre vierzig acht.
Da zog um den Jahrhundert alten
St. Stephansthurm Gewitterhauch,
Zerſtörend, ſengend, aber neu
Belebend dürre Saaten auch.
Doch vor den blitzdurchzuckten Tagen,
Dem Donnergroll'n in Öſterreich,
Erblüht' ein neuer Liederfrühling,
Dem Sang der Minneſänger gleich.

Juſt dort, wo duft'ge Rebenhügel
Das Vormärz-Wien noch ſchloßen ein,
In Döblings alten lauſch'gen Gärten
Mit ſchmucken art'gen Häuschen drein,
Dort hauſte oft der größte Streiter
Im Lied, den Öſterreich gebar,
Der alle Lieb zur Heimatſtätte
Herauslang in dem „Ottokar".
Ein Schubert ſchwelgt' in dieſen Hainen
Mit Lerch' und Nachtigall zur Wett,
Ein Körner weihte jene Schollen,
Der Sangesheld vom Schlachtgebet.
Der Donaulände leiſes Flüſtern
Umläuſelte Beethovens Ohr,
Den Kahlenberg zum Muſentempel
Sich Mozarts Genius erkor.
In Guttenſteins traumdunklen Wäldern
Raimund ſein Zauberreich erſtand,
Das Donau-Heimweh folgte Lenau
Fern bis zum Miſſiſſipi Strand.
Das war der ſchönſte Geiſtesfrühling,
Der Öſterreichs Gefild durchflog,
Eh noch der Freiheit Hochgewitter
Auch in die Alpenländer zog.
Viel hat ein kühler Herbſt vernichtet
Was in der Sturmeszeit gelät —
Die Blüthen dieſes Geiſtesfrühlings
Die hat kein Winter noch verweht.
Es blüh'n der Töne-Genien Seelen
In ewig reichem Dufte fort —
Kein Schwert noch zwang der vaterländ'ſche
Poeten freies Manneswort.

Auf der Elisabeth-Brücke.

Ein Frühlingstag senkt sich lächelnd hernieder
Mit morgenroth schimmerndem Hügel auf Wien,
Das holt sich, umduftet von Maien und Flieder,
Die Schönste landab landauf zur Kaiserin.
Mit neuer Paläste herrlichem Prangen
Die alte Frau Vindobona sich schmückt,
Selbst strahlend im Schönheitsglanz zu empfangen
Die Frau, die des Kaisers Herze beglückt.
Und über der neuen Brücke Bogen,
Darunter Waldbäche zur Donau eil'n,
Da kam sie in prächt'ger Carosse gezogen,
Um stets nun als Herrin in Wien zu verweil'n.
Die Donauwellen kichern und kosen
Und singen ihr Carmen voll jubelnder Macht,
Da sie ja der Stadt voll Myrthen und Rosen
Der Fürstinnen schönste Rose gebracht.
Das war ein Jauchzen, Frohlocken und Singen
Zu Ehren der allerlieblichsten Frau,
Hellschallende Kirchenglöcklein bringen
Die frohe Kund' bis zum fernsten Gau.
Und weiter die Monde und Jahre rollten,
Die Brücke, darauf einst voll stolzester Lust
Die Wiener Verehrung der Kaiserin zollten,
Hat neuem schon lange weichen gemußt.
Die Fraue, die einstens den Wienern genommen
Beim ersten Blick das empfängliche Herz,
Durch sie ist über Österreich kommen
Für Volk und Kaiser, der herbste Schmerz.
Und oftmals die Donauwellen noch singen
In blüthenduftender Mondscheinnacht,
Wie alle Herzen sie wußt zu bezwingen,
Die todte Frau, die sie einst gebracht.

Unſer Kaiſer.

Nun iſt der Fürſt gekommen,
Der ſchuf mit ſtarker Hand
Sich eine mächtige Hauptſtadt
Im lieblichen Donauland.

Es ziehen um Dom und Paläſte,
Durch blühendes Ufergrün,
Die Donauwellen wie ehmals
Noch, Sagen raunend, hin.

Nun ſetzte Frau Vindobona
Die ſchönſte Kron ſich auf's Haupt,
Mit neuen Edelgeſteinen
Geſchmückt und lorbeerumlaubt.

Nun iſt die Stätte geworden
Zur herrlichſten Stadt im Rund,
Wo einſtens die Fiſcherhütte
St. Severinus ſtund.

Und wer ſie alſo geſchaffen?
Ein Geiſt geläutert wie Erz,
Ein Sieger im Dulden und Ringen,
Ein Menſch voll treueſtem Herz,

Der immer voll Gottvertrauen
Die ſchwerſte Prüfung bezwang,
Sich neben Lorbeer und Palme
Die Märtyrerkrone errang.

Das iſt der Kaiſer Franz Joſeph,
Der Wien ſo herrlich gemacht,
Und dem ſie in bräutlicher Schöne
Nun dankbar entgegenlacht.

Das iſt der Kaiſer, der immer
Nur für ſein Volk gelebt,
Für den aus tauſenden Herzen
Das „Gott erhalte“ entſchwebt.

„Erhalt, o erhalt uns den Kaiſer
Herr Gott im Himmel Du!“ —
Das wollen wir beten und bitten
Tiefinnigſt immerzu.

Und die Wellen nicken leiſe
Und tragen in's weite Land
Des Kaiſerlieds hehre Weiſe
Von Strand zu Strand!

Wien 1848

„im wunderschönen Monat Mai".

Von Frhr. v. Helfert.

1.

Das Jahr 1848 brach mit einem sehr strengen aber ruhigen Winter an und schloß mit einem nicht minder strengen und ebenso ruhigen Winter: was dazwischen lag, Frühling, Sommer, Herbst, gehörte zu den schönsten Jahreszeiten deren man sich erfreuen konnte. So war es denn auch mit dem damaligen Wonnemonat. Das heißt: in der Natur. Aber die Menschen, ihre Haltung, ihr Gebaren, konnte man sich deren auch erfreuen?! ...

Am 18. April hatte Graf Taaffe seine Entlassung gegeben, es war das unmittelbar, oder doch kurz nach jener Abend-Demonstration, bei der er eine so komisch-tragische Rolle hatte spielen müßen. Baron Sommaruga mußte nun neben dem Unterrichts- provisorisch auch das Justiz-Ministerium übernehmen. Allein ihm selbst sowie den anderen Ministern war die Luft schwül und drückend, ja Pillersdorff selbst wollte ausspannen, da, wie er sagte, seine angegriffene Gesundheit den unausgesetzten politischen und moralischen Stürmen nicht gewachsen sei[1]). Als Ficquelmont den versammelten Räthen der Krone dieses Vorhaben Pillersdorff's mitteilte, erklärten sie einstimmig: dann müßten sie alle zurücktreten. Der Präsident beschwor die Herren beisammen zu bleiben, um nicht den Thron in einem Augenblicke bloszustellen, wo

[1]) „Daß auch Männer von Muth und Einsicht an der Möglichkeit einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe verzweifelten, geht schon daraus hervor, daß von sieben Mitgliedern der neugebildeten Regierung innerhalb weniger Wochen fünf freiwillig ausschieden"; Pillersdorff Nachlaß 84—96.

alles noch in Frage sei. Am zähesten in seiner Rücktrittsforderung war der Kriegs-Minister Zanini der am 27. an den Minister-Präsidenten schrieb: „Ich bitte Euer Excellenz dringendst mein schon so lang überreichtes Gesuch ohne längern Verzug zum Abschluß zu bringen“ [1]). Das geschah denn: schon am nächsten Tage war Zanini von der schweren Bürde seines Amtes befreit.

Seine Bitte um Enthebung hatte der ehrenhafte Zanini damit begründet, dass „die Wichtigkeit des Kriegs-Ministeriums in diesem Augenblicke zu groß, und die Aufgabe den neuen Verhältnissen und Anforderungen gerecht zu werden zu schwierig“ sei, um mit seinen Kräften die Lösung dieser Mission zu übernehmen: er wies bei der Frage um seinen Nachfolger auf den Grafen Latour und erklärte sich bereit unter dessen Leitung sich weiterhin verwenden zu lassen.

Theodor Graf Baillet de Latour, im Jahre 1780 geboren, Zögling der Wiener Neustädter Militair-Akademie, 1799 Ober-Lieutenant im Ingenieur-Corps, hatte 1800 die unglückliche Schlacht bei Marengo und 1805, damals schon Major, die traurige Capitulation von Ulm mitgemacht, und war in der darauf folgenden Friedenszeit bei Triangulirungsarbeiten in Österreich ob der Enns verwendet worden. Im Jahre 1809 finden wir ihn neuerdings auf dem Kriegsschauplatze, wo er seine Tüchtigkeit derart bewährte, dass er zum Obrist-Lieutenant befördert wurde. In noch höherm Grade war dies 1812 in dem Feldzuge den Österreich, nicht nach seinem Herzen, sondern in der ihm aufgedrungenen Heeresfolge Napoleon's, gegen Rußland führen mußte. Latour zeichnete sich in der Schlacht bei Podubnie und bei Biala durch Tapferkeit und Umsicht aus, trieb durch energische Angriffe überlegene Feindesschaaren zurück und wusste sich in gefährlichen Stellungen tactvoll zu behaupten, so dass ihm das Theresienkreuz zugesprochen wurde. Nach den ruhmvollen Feldzügen von 1813 bis 1815, die ihm neue Anerkennungen und Auszeichnungen brachten, zum Generalmajor und 1831 zum FML. befördert, fungirte er seit 1832 in Wien als Stellvertreter des General-Geniedirectors Erzherzogs Johann, in welcher Stellung er 1841 zum FZM. avancirte. In solcher Weise nach einer langjährigen ausgezeichneten Dienstleistung kriegserfahren und kriegstüchtig, aber zugleich in wiederholter militair-administrativer Richtung

[1]) Ficquelmont Aufklärungen (Leipzig 1850 Barth) 103 f. 120 f.

verwendet, war er ganz der Mann wie ihn Österreich in einer so kritischen Zeit an der Spitze der Heeresverwaltung brauchte[1]).

Latour's eifrige Sorge war die Umbildung des veralteten Hofkriegsrathes in ein constitutionelles Ministerium dessen Verantwortlichkeit er zu übernehmen hatte, und die Stärkung der Armee, die ja nach mehr als dreißig Friedensjahren, die beiden kurzen Feldzüge in Italien 1821 und den Seekrieg gegen Mehmed Ali von Ägypten 1840 ausgenommen, ihre altbewährte Ausdauer und Tapferkeit auf dem Felde der Ehre wieder zu erproben hatte. Der Krieg in Italien war es, dem Latour seine volle Aufmerksamkeit, seine unausgesetzte Sorgfalt zuwandte. Aus diesem Grunde wies er das Verlangen des Frankfurter Reichs-Kriegsministers, ein österreichisches Hilfs-Corps nach Schleswig-Holstein zu senden, mit aller Festigkeit zurück; denn er brauchte die kaiserlichen Bataillone, Escadrons und Batterien nur zu sehr im eigenen Lande. Er verfügte die unverweilte Einberufung der dritten Bataillone bei allen Infanterie-Regimentern und die Aufstellung aller Reserve-Divisionen und -Schwadronen, was einer Vermehrung der augenblicklichen Kriegsmacht um 80.000 Mann gleichkam. Durch Latour's einsichtsvolles Eingreifen kam ein neuer Geist in alle Zweige der Heeresverwaltung, Thätigkeit und Thatkraft hatten ein freies Feld, und bald sah man durch die Leistungen des Ministeriums und durch die Tätigkeit der Heeresmacht im Felde, welche Stärke in dem militairischen System und überhaupt in der Organisation Österreichs lag[2]).

Die radicale Partei Wiens war mit diesem Personenwechsel in der obersten Militair-Verwaltung nicht einverstanden, ja sie nahm gewaltiges Ärgernis daran. Ficquelmont, „dieser ebenso geistreiche als hochgebildete und liebenswürdige Greis"[3]), wurde in der Presse beschuldigt, den Zanini verdrängt zu haben, um an Stelle eines Mannes aus dem Volke einen aus den Reihen der höhern Aristokratie an seiner Seite zu haben. Es erschienen aufreizende Artikel, welche die Politik Ficquelmont's als eine russische in das gehässigste Licht stellten. Ficquelmont war ihnen „der Russenfreund", weil er vor Jahren in außerordentlicher Mission am russischen Hofe mit Erfolg gewirkt und

---

[1]) Latour's Tagesbefehl vom 30. April bei Übernahme seines Amtes, Wr. Ztg. Nr. 124 vom 4. Mai Amtl. Th.

[2]) Ficquelmont 109.

[3]) Andlaw Erinnerungen (Frankfurt a. M. Sauerländer 1857) S. 147.

sich den Ruf eines Diplomaten von Ansehen erworben hatte, so dass er von jener Zeit, und das war eine weitere Waffe in der Hand seiner Anfeinder, als der dereinstige Nachfolger Metternich's galt.

* * *

Die inneren Zustände in der Monarchie, namentlich in der Reichshauptstadt, verböserten sich von einem Tage zum andern. Die Ausgelassenheiten auf der Straße dauerten ebenso fort wie der Übermuth der radicalen Elemente. Professor Hye wurde von ihnen wegen seiner „concilianten Art" in Verdacht genommen, ebenso der juridisch-politische Leseverein, der sich offen gegen das Treiben der „von fremden Elementen misbrauchten" Studentenschaft aussprach. Aber Mahnungen solcher Art verfingen nicht bei der Wiener Aula. Maßlose Schmeicheleien für einen unter den Umständen wie sie waren sehr wohlfeilen Heldenmuth. Huldigungen jeder Art und Geldunterstützungen steigerten den Rausch ihrer Eitelkeit und ihres unantastbaren Eigenwillens.

Der zweite und dritte Mai waren in Wien Katzenmusiken geweiht. Am zweiten Mai erschien eine Studenten-Deputation im Ministerium des Innern mit der Bitte, resp. Forderung, ihr die die Abschaffung der Liguorianer betreffenden Actenstücke auszuliefern. Die Herren Akademiker hatten nämlich in Erfahrung gebracht: erstens dass vier Wiener Bürger Caspar Nawratil, Joseph Flaschhart, Peter Barth und Franz Haubner eine Petition um Rückberufung der vertriebenen Congregation eingebracht, und zweitens dass der Fürsterzbischof dem Ministerium nahegelegt hatte, für die Unterstützung der aller pecuniären Mittel, ja ihrer nöthigsten Effecten beraubten Geistlichen Sorge zu tragen. Der Wunsch der Studenten war dem Ministerium Befehl, die Schriftstücke wurden ihnen ausgeliefert, um in den Tagen darauf abgedruckt der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Peter Barth mußte für sich und seine Genossen auf der Aula Abbitte leisten. Auch dem Carl-Theater war eine Demonstration zugedacht, weil man den Director reactionärer Gesinnungen beschuldigte; es gelang dem gewandten Mann den Sturm zu beschwichtigen. Am Abend wurde dem Fürsterzbischof eine solenne Katzenmusik gebracht, das Fenster, aus welchem die deutsche Fahne heraushing, wurde erklettert, die Fahne herabgerissen und zerfetzt; denn ein Kirchenfürst, der sich um seinen Clerus an-

nahm, war nicht würdig sich unter den Schutz des gebenedeiten Schwarz-Roth-Gold zu stellen. Vom erzbischöflichen Palais schwenkte die scandallustige Horde zu dem schräg gegenüberliegenden Ertl'schen Stiftungshause, in dessen erstem Stock der juridisch-politische Leseverein seinen Sitz hatte, der dafür büßen sollte, dass er dem „besonnenen Fortschritt“ [1]) huldigte, d. h. „sich immer besinnt ob er fortschreiten soll“.

Es war eilf Uhr nachts, als Ficquelmont aus seinem Ministerium zu Fuß in seine in der Landhausgasse gelegene Wohnung ging, die Gassen waren still und leer. Doch kaum war er eine Viertelstunde zu Hause, als sich von der Straße herauf unerquickliche Töne vernehmen ließen: es waren die Katzenmusikanten die ihre beiden Serenaden in der Bischofgasse vollendet hatten und nun, durch fortwährende Zuzüge verstärkt, dem „Schüler Metternich's“ eine gleiche Ehre erweisen wollten. „Über zehntausend Menschen“, heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „betheiligten sich an dieser musikalischen Abendunterhaltung“. Das Hausthor blieb geschlossen, die Verhetzer konnten ihre Verwünschungen nur zu den Fenstern des Vervehmten hinaufrufen, und als „Willen des Volkes“ seinen Rücktritt verlangen. Der Tumult währte bis Mitternacht, wo ein Redner auf einen Eckstein stieg: „Da der Minister uns nicht hören will, so gehen wir nach Hause; aber morgen kommen wir wieder und jeden Tag zahlreicher!“

Am 3. Mai legte der Nationalgarde-Ober-Commandant Graf Hoyos, tief verletzt dass manche seiner Getreuen sich den Demonstrationen des gestrigen Abends angeschlossen hatten statt sie zu verhindern, seine Stelle nieder [2]), die einstweilen zu vertreten der Chef des G.Q.M.Stabes Heinrich Ritter von Heß, sehr gegen seinen Willen und Neigung, zu übernehmen vermocht wurde. In den Straßen Wiens wurde in jenen Stunden ein ganz abscheuliches Schauspiel aufgeführt, bei dessen Inscenirung sich der junge Dr. Karl Giskra besonders thätig zeigte. Einen Amtsdiener der Polizei Albert Rößler, der einige Vorladungen zu besorgen hatte, führte sein Weg an dem Universitäts-Gebäude vorbei, wo ihn einige ausgelassene Jungen als „Naderer“ ergriffen und in die Aula zerrten. Ein großer Geflügelkäfig

[1]) Devise Bach's.

[2]) Das ungünstigste, ja gehässigste gegen Hoyos s. Maxim. Bach Wiener Revolution (Wien Brand 1898) 209 f.

wurde herbeigeschafft, an allen vier Seiten Zettel mit großen Lettern „Ein Polizeispitzel“ angebracht und der arme Teufel, dem die Angsttropfen von der Stirn rannen, hineingepfercht und auf einem Handwagen unter Anführung Giskra's und unter dem Gejohle der diesen Triumphzug begleitenden Menge bis zum Magistratsgebäude geführt, wo man ihn mit einer derben Lection ablud[1]).

In der Ministerrathssitzung desselben Tages brachte Ficquelmont den Vorfall des vergangenen Abends zur Sprache: es seien, führte er aus, keineswegs Straßenjungen, es seien Legionäre, Nationalgarden, Arbeiter gewesen, und diese hätten sich in einer gewissen Ordnung aufs Commando von einem Platz zum andern bewegt. Die Ausführungen des Minister-Präsidenten wurden zweifelsohne mit bedauerndem Interesse entgegengenommen; praktischen Erfolg hatten sie keinen, wohl in der Meinung, wie wir zur Ehre von Ficquelmont's Collegen voraussetzen wollen, daß die schließliche Drohung, am nächsten Abend abermals zu kommen und den Spectakel zu wiederholen, nicht ernstlich gemeint sei.

Sie war aber ernstlich gemeint: die Demonstranten kamen am Abend des 3. wieder, und diesmal früher, wo die Hausthore noch offen standen und kein Hindernis war in die Wohnung des Gesuchten zu dringen. Ficquelmont war nicht zu Hause, seine Gemahlin befand sich zur Zeit in dem in der nahen Herrengasse gelegenen Palais Clary bei ihrer Tochter, der Fürstin. Ihre Wohnung in der Landhausgasse war bald von einem Dutzend bewaffneter Leute besetzt, von außen von einer zahllosen Menge umlagert; der Menschenstrom wogte von der Freiung durch die Landhausgasse auf den Minoriten- und Ball-Platz, durch die Herrengasse zu den Michaelern. Ficquelmont befand sich in der Staatskanzlei, als ihm gegen zehn Uhr abends Ansammlungen vor

---

[1]) Min. d. Unterrichtes praes. 17./19. Mai Z. 128. Die Verhandlungsacten gelangten an das Ministerium durch den jur. pol. Lehrkörper, dem sie mit Präsidial-Erlass vom 25. November 1858 Z. 1367 zurückgestellt wurden. — „Es ist“, meint Rudlich Rückblicke (Wien 1873 Simmon) 149, „freilich nicht zu vergessen, dass dieser Spitzel möglicherweise von der Volkswuth zerrissen worden wäre, wenn Giskra nicht durch jenen Carnevalszug der Sache einen mehr komischen Anstrich gegeben hätte“. Rößler, geborener Jude, der sich in den dreißiger Jahren hatte taufen lassen und vierzig Jahre später zu seinem ursprünglichen Glauben zurückkehrte, wurde am 28. März 1879 als hoher Siebenziger auf dem israelitischen Friedhofe begraben; Fremdenblatt vom 30. März 1879.

seiner Wohnung gemeldet wurden. Aber auch vor seinem Amtsgebäude sammelten sich Leute; das Volk, hieß es, wolle ihn sprechen; es werde das Thor sprengen, wenn man nicht eine Deputation einlasse. Es erschienen bei fünfzehn mit Seitengewehren bewaffnete Studenten als „Abgesandte des Volkes“, die dringend seine Resignation verlangten. Als einer von ihnen mit überlauter Stimme sprach und Ficquelmont ihm bemerkte, es sei doch wohl nicht nöthig dass er sich so anstrenge, schrie dieser in noch stärkerem Tone: „Ich spreche im Namen des Volkes, meine Stimme kann darum nicht laut genug tönen“. Die Verhandlung mochte eine Stunde gedauert haben, als sich „in Verhinderung des Nationalgarde-Ober-Commandanten“ der GM. Baron Joseph Sardagna, Adlatus des Grafen Auersperg, anmelden ließ, um es dem Minister nahezulegen, ob er nicht den Befehl ertheilen wolle, Truppen ausrücken und durch diese Ordnung schaffen zu lassen. Ficquelmont erwiderte, eine Aufforderung solcher Art könne nur von der Civil-Behörde ausgehen: „Ich bin diese Civil-Behörde nicht, das kann nur von dem Minister des Innern ausgehen“. Thatsächlich wurden Abtheilungen der Nationalgarde aufgeboten, aber jedenfalls nicht rechtzeitig“ [1]).

Es mochte halb eins in der Nacht sein, als sich Ficquelmont entschloß in das Palais Clary zu gehen, wohin ihn einige der gemäßigteren Studenten begleiteten. Man kam unerkannt durch die Menge. Einer von des Ministers Begleitern meinte, dass solche Auftritte sehr zu bedauern wären: „Aber wir können nicht anders, das ist nur der Anfang, wir haben noch viel mehr und schwierigeres zu thun, was drei Wochen dauern kann“.

Kaum hatte man auf der Straße erfahren, dass sich der Minister bei seinem Schwiegersohne befinde, als Abgeordnete der Menge ins Haus drangen und die Stiege lärmend hinanstürmten. Sie verlangten

[1]) Härdtl Fünfundzwanzig Jahre (Wien 1882) S. 38: „Ich selbst gehörte zu denen, die an dem entscheidenden Abende zum Schutze des Ministers des Äußern ausrückten. Wir waren vielleicht nicht ganz absichtslos zu spät alarmirt worden, erschienen post festum und bekamen nur noch die letzten schrillen Pfiffe jener Concertisten zu hören“ ... Ficquelmont Aufklärungen 113–127: „Der Herr General Sardagna ist die einzige Person gewesen, die sich amtlich um mich bekümmerte“. Vgl. Stiles Austria in 1848/99 (York Harper 1852) I 126 f. besonders über die zwischen dem Minister und den Studenten in der Staatskanzlei geführten Verhandlungen.

mit Ungestüm und mit Ausdrücken wildester Roheit die beiden Damen des Hauses zu sprechen, wobei einige keinen Anstand fanden ihre Cigarren weiter zu rauchen. Fürst Clary führte seine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, und die Gräfin Ficquelmont in ein anstoßendes Zimmer. Ficquelmont trat hervor, die Hetzer drangen mit rauhen Worten auf ihn ein, ließen die Menge vom Ballplatz und aus der Landhausgasse herbeirufen; denn das Volk, sagten sie, verlange, er solle in bündiger Weise seinen Rücktritt erklären. Ficquelmont trat auf den Balcon hinaus und sprach mit lauter Stimme: „Ich erkläre, dass das letzte Blatt Papier, das ich unterschreiben werde, mein Entlassungsgesuch sein wird". Es war zwei Uhr morgens. Eine Stunde später verließ er den Fürsten und seine leidende Tochter und führte durch die nun öden Gassen die heftig angegriffene Gräfin nach Hause. Am andern Tage fand sich bei ihm Pillersdorff mit der Entschuldigung ein, dass er vergebens versucht habe durch die Volksmassen zu ihm zu dringen und ihm seinen Schutz anzubieten, worauf Ficquelmont kalt erwiderte: „Dem Minister des Innern stehen wohl andere Mittel als sein persönliches Erscheinen zu Gebote, um Volksausschreitungen zu verhindern!" Am 5. Mai übernahm Pillersdorff den Vorsitz im Ministerrathe [1]).

Mit den nächtlichen Auftritten vom 3. zum 4. Mai war das erste Beispiel einer Volks-Demonstration und Sturm-Petition im Style des Dr. Schütte gegeben, die ihren ordnungsfeindlichen und gesetzwidrigen Willen mit Erfolg durchsetzte. „Die Einzelheiten dieser schmachvollen Begebenheit", so urtheilt der Nord-Americaner Stiles, „lieferten nicht blos ein getreues Bild, bis zu welchem Grade bereits die Anarchie in der Stadt gediehen war, sie beleuchteten zugleich die bemerkenswerthe Thatsache, dass eine Regierung, die äußerlich genommen noch wenige Wochen zuvor eine der mächtigsten von Europa gewesen, durch eine fahrlässige Führung der Geschäfte ebenso schwach als unfähig geworden war, den ersten Beamten des Reiches vor den Insulten und Rohheiten des Pöbels zu schützen" [2]).

[1]) Hartig Genesis 273. Was Schuselka gegen Ficquelmont's „Aufklärungen" vorbrachte (Wien Jasper Hügel & Manz 1850) war nichts als rechthaberisches Geplauder eines oberflächlichen Liberalen. Vgl. „Öffentliche Erklärung" der Legionäre Boskowitz und Till und der Nationalgardisten Schütt und Voigt, Allg. Öst. Ztg. Nr. 128 vom 8. Mai S. 638, und die ernst und würdig gehaltene Entgegnung des Fürsten Clary ebenda Nr. 129 vom 9. S. 642.

[2]) Austria II 127 f.

Die Erzherzogin Sophie war empört über diese freche Verletzung des Hausrechts, und sie verlangte dass sich das Ministerium entschieden dagegen ausspreche. Außerhalb Wien fragten ernste Männer, ob der Kaiser noch als frei in seiner Residenz gelten könne und ob man für den Zusammentritt des bevorstehenden Reichstages nicht einen andern Ort wählen solle? Die Böhmen wiesen auf Prag, die Mährer auf Brünn, die Obderennser auf Linz[1]). Der Minister des Innern und nunmehrige provisorische Minister-Präsident theilte nicht diese Befürchtungen. In einer vom 4. datirten Proclamation ließ er den Kaiser an seine „geliebten Wiener" zwar mahnende und warnende Worte gegen „eigenmächtige Schritte und Anmaßung von Amtshandlungen welche nur den constitutionellen Behörden angehören", gegen „Zusammenrottungen und Gewaltthätigkeit an Personen und Eigenthum" richten, aber zugleich Sein „Vertrauen an den redlichen selbst unter den schwersten Prüfungen bewährten Sinn der Bewohner Meiner Residenz" aussprechen, vor allem aber „an die Nationalgarde und die mit ihr verbundene akademische Legion und das Bürger-Corps, in deren Mitte Ich Mich stets sicher fühle"[2]). . . Das war nach den abscheulichen Vorgängen des gestrigen Abends, gegen welche „die Nationalgarde und die mit ihr verbundene akademische Legion und das Bürger-Corps" nicht das geringste gethan hatten, von einem verantwortlichen Minister wohl ein starkes Stück, das mit Recht den heftigsten Tadel aller ruhig Urtheilenden hervorrufen mußte[3]).

* * *

Das Studenten-Comité hielt seine Sitzungen im pathologischen Hörsaale der s. g. neuen Universität, dem Gebäude in der untern Bäckerstraße gegenüber der Aula: die Bilder der alten Pharmaceuten mit ihren Zöpfen schauten aus ihren geschwärzten Rahmen wunderlich den un-

---

[1]) Bitzthum Berlin und Wien (Stuttgart Cotta 1886) S. 100 f.

[2]) Wr. Ztg. Nr. 125 vom 5. Mai.

[3]) „Der Minister welcher nach solchen wiederholten Volksfreveln seinem Souverän eine solche Ansprache an das frevelnde Volk vorlegen und seinen Namen darunter schreiben konnte, hat dadurch zugleich eine Urkunde unterschrieben, welche das Urtheil der Welt über die Frage seiner Befähigung zu dem von ihm eingenommenen hohen Posten nicht zweifelhaft lassen dürfte"; Hartig Genesis 273.

gestümen Verhandlungen zu, die sich zu ihren Füßen abspielten[1]). Die Herren Akademiker waren und blieben das gehätschelte Schoßkind der Wiener, und das Ministerium fand es angezeigt den leisesten ihrer Wünsche zu erfüllen. Als das Comité beim Unterrichts-Minister die Bitte um Suspendirung des Recrutirungs-Gesetzes für die diesjährige Stellung zu Gunsten der Studierenden einbrachte, beeilte sich Sommaruga die Gewährung beim Kaiser zu befürworten, die dann auch binnen wenig Tagen erfolgte[2]).

Kein Wunder wenn die jungen Herren sich berufen glaubten mehr und mehr in den großen Fragen der Politik ihre Stimmen zu erheben. Dr. Goldmark und Stud. Joseph Unger legten dem Studenten-Comité den Entwurf einer Petition an das Ministerium um Abänderung des Wahl-Census für den Reichstag vor; auch möge sich der Kaiser der Ernennung von Mitgliedern für die I. Kammer enthalten, die vielmehr gleich jenen für die II. durch das Volk zu wählen wären. Am 5. wurde die Petition dem Minister des Innern überreicht. Pillersdorff antwortete ausweichend: er könne einer Körperschaft nicht das Recht zugestehen im Namen der Gesammtheit zu sprechen[3]).

Das Studenten-Comité suchte Succurs. Es legte in einem an die Nationalgarde und das uniformirte Bürger-Corps gerichteten Aufrufe diesen Körperschaften nahe, aus ihrer Mitte gleichfalls einen Ausschuß zu wählen, in welchen jede der zweiundsiebzig N. G.-Compagnien einen Vertreter zu entsenden hätte, damit durch diese Einigung der gesammte Volkswille zum Ausdruck käme und die Regierung ein Organ besäße, das ihr den Weg zu einer volksthümlichen Führung der Gesetze andeuten und bahnen möge[4]). Aus dieser Vereinigung entstand das politische „Central-Comité der Nationalgarde Bürger und Studenten Wiens", das gleich am Tage nach seiner Bildung, 6. Mai, eine Petition an das Ministerium abfaßte, in welche der Hauptsache nach die Punkte des Studenten-Comité aufgenommen wurden und überdies

---

[1]) Rosenfeld Studenten-Comité (Bern Fischer 1849) S. 21.

[2]) A. u. Vortrag vom 4., a. h. Entschließung vom 7. Mai; Wolf Zur Gesch. d. Wiener Universität (Wien 1883 Hölder) 97 f. Anm.

[3]) Min. d. Inn. Nr. 1558 vom 5., Ab. Beilage zur Wr. Ztg. Nr. 86 vom 7. und Wr. Ztg. Nr. 128 vom 8. Mai.

[4]) Rosenfeld 26 f.

das Verlangen „um schleunige Anordnung der Wahlen zum Reichstage“ Aufnahme fand[1]).

Die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten übernahm nach dem Rücktritt Ficquelmont's einstweilen der Staats- und Conferenz-Rath Franz Frh. von Lebzeltern-Collenbach. Es war nicht der einzige Personenwechsel der sich in diesen Tagen vollzog. Am 6. wurden vom Kaiser „über Antrag des Ministerrathes“ der niederösterreichische Regierungs-Präsident Baron Talatzko von Gestieticz von seinem Posten enthoben und der n.-ö. Landmarschall Graf Montecuccoli unter Beibehaltung seiner Stelle zur „Leitung der Geschäfte“ der n.-ö. Regierung berufen; er nannte sich „Stellvertreter“. Am 7. nahm Hoyos, von Vertretern der Nationalgarde dringendst darum ersucht, seine Resignation als Oberbefehlshaber der Nationalgarde zurück, so daß FML. Hess sich wieder ungestört seiner hochwichtigen militairischen Bestimmung widmen konnte. Der 9. Mai endlich brachte zwei neue Ministerien und Minister: den Hofrath und Tabakfabriken-Direktor Andreas Baumgartner für öffentliche Arbeiten und Baron Doblhoff für Landescultur, Gewerbe und Handel.

Doblhoff stellte in einem vom 9. Mai datirten Schreiben an Pillersdorff seine Bedingungen, „von deren Erfüllung ich als ehrlicher Mann und als wahrhaft constitutioneller Bürger mein Verbleiben im Ministerium abhängig machen muß“. Er betonte die Notwendigkeit unmittelbaren Verkehrs des Ministeriums mit dem Regenten ohne irgend eine Mittelsperson, und daher Entfernung jener Personen, die er, Doblhoff, dem Minister-Präsidenten namentlich bezeichnet habe — es befanden sich darunter in erster Reihe ohne Zweifel Erzherzog Ludwig, in zweiter wahrscheinlich Graf Bombelles ꝛc. —, „weil die Umgebung des Monarchen in jedem constitutionellen Staate für jedes verantwortliche Ministerium ein ernstes und wichtiges Augenmerk sein muß, für uns aber, die wir den Boden der constitutionellen Regierung erst betreten haben, eine Lebensfrage ist“. Die Stelle eines

[1]) Min. d. Inn. Nr. 1575 Unter den Unterschriften finden sich Dr. Ludwig v. Köchel, Karl Freund, Dr. Joseph v. Würth, Dr. Heinrich Schiel. Die förmliche Constituirung des Central-Comités fand am 10. statt, es erschienen bei 200 Mitglieder, Präsident Dr. Hruby.

Ersten Oberstthofmeisters, der zugleich Minister des Kaiserlichen Hauses sein müßte, könne nur „ein Mann dessen constitutionelle Gesinnung dem Volke bekannt ist, Montecuccoli oder Breuner" einnehmen. Officiere der Nationalgarde müßten mit den dienstthuenden Kammerherren gemeinschaftlich um die Person des Monarchen sein, Nationalgarden neben dem Militair die Wache in der Burg beziehen. Unter Doblhoff's weiteren Bedingungen finden wir auf finanziellem Gebiete den Vorschlag einer progressiven Einkommensteuer, und für das Erziehungsfach den Grundsatz „dass das Schul- und Unterrichtswesen eine Staatsanstalt und nur von weltlichen Lehrern zu besorgen" sei; er verlangt darum Berathung eines Gesetzentwurfs „über die Behandlung der Stifter und Klöster wie auch des Theresianums" [1]).

Doblhoff zeigt sich in diesem Schreiben als ein Liberaler von ätzendstem Wasser und als augenschwacher Fanatiker des constitutionellen Princips, für den es keine billige Rücksicht gab, dass der Träger der höchsten Gewalt ein kränklich nervenschwacher Mann war, der, sollte er den Herren Ministern gegenüber nicht zum willenlosen Automaten herabsinken, stützender Umgebung gar sehr bedurfte. Pillersdorff scheint seinem neuen Collegen den Kopf etwas zurechtgesetzt zu haben. Von den von Doblhoff so kategorisch hingestellten Forderungen wurde eine einzige erfüllt: die Gemahlin des Ministers Sommaruga übernahm es, den Erzherzog Ludwig zu überreden dass er sich aus Wien entferne. Allein weder Breuner noch Montecuccoli wurden Erste Oberstthofmeister, Nationalgarde-Officiere wurden nicht Vice-Kammerherren, an die Einführung progressiver Einkommensteuer wurde nicht gedacht, und Doblhoff, der von der Erfüllung dieser Bedingungen die Übernahme des ihm zugedachten Portefeuilles abhängig gemacht hatte, wurde und blieb gleichwohl Minister.

Neue Elemente kamen übrigens mit den beiden jüngst ernannten Ministern nicht in die Regierung. Ein Hauptartikel in Doblhoff's politischem Glaubensbekenntnis war, sich mit der Aula auf gutem Fuße zu erhalten. Nun, diesem Leitstern waren die älteren Räthe der Krone auch nachgegangen und hatten dadurch bei dem besonneneren Publicum an Achtung keineswegs gewonnen. Ja nicht einmal bei der

[1]) Das Original in Pillersdorff's amtlicher Hinterlassenschaft.

Aula selbst. „Unsere Wiener Anarchie“, heißt es bei Hans Kudlich, „fängt allmählig an, viel von ihrem gemüthlichen Charakter zu verlieren. Das Ministerium, schwach wie ein Wickelkind, führt durch seine Kraftlosigkeit und seine Schwäche uns an den Abgrund einer neuen Revolution. Diese furchtbaren Katzenmusiken sind eine förmliche Institution geworden“ [1]).

In der Tat wurde das Leben in der Stadt mit jedem Tage unheimlicher. Seit das Losungswort gegen die octroyirte Verfassung gefallen war, kam es nicht mehr von der Tagesordnung. In Clubs, in Versammlungen, in der Journalistik mußte das Geschenk des Kaisers die gröbsten Ausfälle, die blödesten Witze über sich ergehen lassen. So war eines Tages unter der Rubrik „Anzeigen“ zu lesen: „Eine Kammer zu vermiethen, für Prinzen von Geblüt mit separirtem Ausgang nach dem Hof“. Oder: „Was soll das Volk in dieser schweren Zeit mit zwei Kammern? Kann es doch kaum eine bezahlen!“ Kaum eine Ausrückung der N. G. fand statt, wo nicht dieses Thema berührt wurde, und wehe dem der den Leuten Vernunft predigen wollte [2]). In den radicalen Kreisen wechselten heuchlerische Klagen über eine angeblich hereinbrechende Reaction mit ungemessenen Angriffen gegen den Hof, den Adel, die Geistlichkeit, und seitens der Minister geschah kein Schritt um dieser Zügellosigkeit Schranken zu setzen [3]).

2.

Am 9. Mai unterzeichnete der Kaiser die Wahlordnung zur Verfassungsurkunde vom 25. April [4]). Sie sollte eine provisorische sein

---

[1]) Rückblicke 173.

[2]) In der ersten Hälfte Mai fand das Begräbnis eines Nationalgardisten statt; auf dem Rückwege hielten sich dessen Commilitonen, worunter ein gewisser Heyßig, im Belvedere auf und sprachen da eine Verwahrung gegen das Zweikammern-System aus. „Ich ließ mich hinreißen“, erzählt Heyßig, „die Folgen des Einkammer-Systems zu betonen. Ich hob hervor daß die Nationalgarden nichts zu tun hätten als Leben und Eigenthum zu schützen. Mit der einen Kammer ziehen wir lieber gleich Kittel an u. dgl. Zum Glück war ich in dieser Compagnie nicht bekannt. Ich wurde von dem Hauptmann am Arm gefaßt und fluchtartig aus dem Belvedere geführt“; N. Fr. P. 1898 Nr. 12058 vom 19. März.

[3]) Stiles I 125.

[4]) Beyer Wiener Chronik f. d. Jahr 1848 (Wien Sollinger 1850) 159 bis 165. Vortrag Pillersdorff's an den Kaiser; Min. d. Innern Nr. 1564.

und nur für den ersten Reichstag gelten; die künftige definitive Wahlordnung hatte dieser Reichstag, für dessen Zusammentritt der 26. Juni ausersehen war, selbst zu berathen. Am 11. erfolgte die Kundmachung im amtlichen Theile der Wiener-Zeitung.

„Die publicirte Wahlordnung befriedigt gar nicht", heißt es bei Kudlich[1]), und Tausenau erklärte im Club der Volksfreunde „im prophetischen Tone", dass die octroyirte Charte gestürzt werden müße, da sie dem Geiste der Freiheit und Gleichheit, dem Geiste der Revolution nicht entspreche. Es fehlte auch nicht an fremden Hetzern. Kászony, in dieser Zeit Agent Kossuth's in Wien, rühmt sich die Studenten aufgestachelt zu haben, „mit voller Kraft und rasch" aufzutreten, um nicht der Reaction Zeit zum handeln zu lassen[2]).

Das Central-Comité der Nationalgarde trat zu einer Berathung zusammen. Der jüngere Sommaruga, eben von Frankfurt zurückgekehrt, erklärte im Geiste seiner Kameraden vom Kärntner-Viertel, er halte das Central-Comité nicht für berufen über politische Fragen abzustimmen; er erklärte unter dem Zischen der Galerie seinen Austritt und veranlaßte die Nationalgarden seines Viertels, beim Minister des Innern gegen das Gebahren des Central-Comité Verwahrung einzulegen[3]). Es gab gewiss nicht wenige im Schoße dieses Comités, die im stillen der Meinung Sommaruga's beipflichteten; allein die Mehrheit ließ sich nicht einschüchtern und beschloß, eine gegen die Bestimmungen der provisorischen Wahlordnung auszuarbeitende Petition bei allen Compagnien zur Unterfertigung in Umlauf zu setzen. Als am 12. der Inhalt der Petition berathen wurde, tauchte von einer Seite der Antrag auf: der kommende Reichstag solle nur aus einer Kammer bestehen. Denn die Radicalen und ihr Organ die Aula fürchteten den reactionären Einfluß der Pairskammer mit ihren 150 Großgrundbesitzern und ihren 50 vom Kaiser ernannten Mitgliedern. Dieser aus nur einer Kammer bestehende Reichstag, so lautete die Forderung weiter, sollte ein constituirender sein und eine neue Verfassung an Stelle der vom Kaiser gegebenen schaffen. Der israelitische Prediger Mannheimer verlangte, daß man die Arbeiter vom Wahlrechte nicht ausschließe: man möge sie nicht zwingen, ihr Recht auf ungesetzlichem

[1]) Rückblicke 175.
[2]) Ungarns vier Zeitalter (Leipzig Kollmann 1868) II 31.
[3]) Kudlich 183.

Wege zu suchen. Die Mehrheit der Comité-Mitglieder ging auf beide Anregungen nicht ein; allein sie beschloß die Ernennung einer Commission, welche die Verbesserung der Arbeiterzustände berathen sollte, um dem künftigen Reichstage geeignete Vorschläge machen zu können.

Im Ministerium kam man schließlich zur Überzeugung, dass es einer Versammlung gegenüber, die ihre Beschlüße eintretenden Falles durch 40.000 Bajonette zu unterstützen in der Lage sei, sich nicht halten und die Geschäfte führen könne. Ein Nationalgarde-Comité, schloß das Ministerium mit Recht, habe nicht die Eignung und den Beruf sich mit Politik zu beschäftigen, was mit der Bestimmung und Stellung eines bewaffneten Körpers unvereinbar sei; die Bevollmächtigten der einzelnen Compagnien seien daher aus dem Comité abzuberufen. Graf Hoyos empfing die Weisung, in diesem Sinne das Central-Comité der Nationalgarde aufzulösen und fernere Versammlungen desselben zu untersagen.

Als dieser Beschluß im Schoße des Central-Comité bekannt wurde, siegte für einen Augenblick der Rath der besonnenen Mitglieder, die eine Deputation an Pillersdorff mit der Bitte sandten, die Kundmachung des Befehles zu sistiren und ihnen einige Tage Frist zu gönnen, da die Absicht sei das Comité dahin zu bringen dass es sich freiwillig auflöse. Der Minister und der mitanwesende Nationalgarde-Ober-Commandant gingen auf diesen Vorschlag ein[1]). Allein es zeigte sich nur zu bald, dass die Veranlasser der Deputation die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten. In der darauffolgenden Sitzung gewannen Aufregung und Erhitzung die Oberhand. Baron Johann Dercsényi, Hofrath bei der Allg. Hofkammer, beantragte im Gegensatze zu der Haltung der Minderheit die unverweilte Absendung einer Deputation zu Pillersdorff und Hoyos, welche die Zurückziehung des von ihnen ausgegangenen Auflösungsbefehles verlangen sollte. Der Antrag wurde von der großen Mehrheit zum Beschluße erhoben.

Das war am 13. Mai, und am 14. erschienen Fischhof, Goldmark und Schiel, denen sich Dercsényi freiwillig anschloß, im Namen des Central-Comité vor dem Minister, der sie mit dem Bescheide entließ, die Auflösung des Comité sei beschlossene Sache. Gleich

[1]) Pillersdorff Nachlass 119. Vgl. Violand Sociale Geschichte der Revolution in Österreich (Leipzig O. Wigand 1850) S. 97—99.

darauf machte Hoyos seinen vom 13. datirten Tagesbefehl an die Wiener Nationalgarden kund. Der Erlass war in wohlmeinendem Tone gehalten und schloß mit der Mahnung, dass er, Hoyos, „in voller Zuversicht auf ihre Einsicht und ihr richtiges Gefühl" sich berechtigt halte „zu erwarten, dass die Nationalgarden sich an diesen unconstitutionellen Versammlungen nicht ferner betheiligen werden" [1]). Die Erwartung des edlen Grafen sollte sich nicht erfüllen. Bei den radicalen Compagnien der Nationalgarde, und das waren wohl die meisten, namentlich in den Vorstädten, verfingen seine zur Beherzigung gesprochenen Worte nicht, sondern nur das Endziel seines Befehles, dem sie ihren unüberlegten Starrsinn entgegenbrachten: der Auflösungsbeschluß des Ministeriums sollte zurückgenommen, die Stadtthore und die Burg sollten von Nationalgarde, Legion und Militair gemeinschaftlich besetzt werden, letzteres nur über Aufforderung der Nationalgarde einschreiten dürfen. Angsichts dieser Beweise mangelnden Vertrauens seitens der ihm unterstellten Körperschaft legte Hoyos, wie er es zwei Wochen früher gethan hatte, neuerdings seine Stelle in die Hände Sr. Majestät zurück.

Am Abend gab es eine stürmische Versammlung in der Aula. Um zehn Uhr wurde Vergatterung geschlagen, kein Mensch wusste warum. Die Nationalgarde rückte aus und fand sich auf ihren Alarmplätzen ein, die Garnison sammelte sich auf dem Glacis und besetzte die Stadtthore, auf den Basteien fuhren Kanonen auf. Gegen Morgen des 15. wurde die Nationalgarde nach Hause entlassen. Das Militair bezog seine Casernen.

* * *

Die Wiener Zeitung brachte am 15. Mai eine Mittheilung der k. k. nied.-österr. Provinzial-Bau-Direction über die Arbeiterverhältnisse der Hauptstadt, die in das rosigste Licht gestellt wurden: 6335 Arbeiter befänden sich in regelmäßiger Verwendung, eingetheilt in Partien zu 50 Personen unter von ihnen selbst gewählten Parteiführern; sie betragen sich ruhig und ordentlich „und geben den unter ihnen zeit-

[1]) Peyer Chronik 169. In Pillersdorff's „Rückblicke" S. 42 heißt es: „Es herrscht noch Dunkel, wie dieser Tagsbefehl erlassen werden konnte". Wir unserseits finden kein anderes Dunkel als das in Pillersdorff's Behauptung selbst, die ja mit seiner eigenen o. a. Erzählung des Hergangs in Widerspruch steht.

weise erscheinenden Aufwieglern kein Gehör" [1]). Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass dieses Wohlverhaltenszeugnis gerade an einem Tage veröffentlicht wurde, von dessen frühem Morgen an in der Stadt die größte Aufregung herrschte, die sich bald genug unter die Massen auf den verschiedenen Arbeitsplätzen verbreitete und wo es sich nicht mehr um einzelne Aufwiegler handelte, sondern wo die Aufwiegelung so zu sagen den ganzen Dunstkreis erfüllte.

Am lebhaftesten ging es in der Aula zu, besonders als sich das Gerücht verbreitete, das seit dem vorigen Tage in Bereitschaft stehende Militair habe Befehl erhalten auszurücken. Zu den Studenten kamen Nationalgarden und Bürger, welche die anbefohlene Auflösung des politischen Central-Comités nicht ruhen ließ. Wie könne man, hieß es, das Wiener Central-Comité ungesetzlich nennen, wo in Prag ein National-Comité bestehe und von der Regierung nicht blos geduldet sondern gehätschelt werde, obwohl es sich über diese in der derbsten Weise ausgesprochen und die Verlegung der Residenz nach Prag verlangt habe?! „Das Central-Comité muß fortbestehen", wurde mit Leidenschaft gerufen, „aber die Minister müßen gehen!" Eine Deputation an das N. G. Ober-Commando wurde beschloßen, das jedoch bei dem ausgegebenen Befehle verharrte. Vor dem Trattnerhofe am Graben, wo Pillersdorff wohnte, sammelte sich eine lärmende Menge, bei der schon allerhand Losungsworte, wie „Aufhebung der Verfassung vom 25. April", „Nur eine Kammer" zum Ausdruck kamen. In der Nähe der Universität wurde der Andrang immer größer, einzelne Compagnien der Nationalgarde marschirten auf und stellten sich den Studenten zur Verfügung; die Kaufläden in den benachbarten Straßen wurden in Eile geschloßen.

In der Aula wurde für den Nachmittag eine große Versammlung angesagt, wo man sich bewaffnet einzufinden hätte. Füster rühmte sich, in seiner Wohnung einen Patronenmacher aufgenommen zu haben, der Studenten in Unterricht zu nehmen hätte [2]). Eine Riesen-Deputation an den Minister des Innern wurde beschloßen und Rücknahme des Tagesbefehls vom 13., Abänderung des Wahlgesetzes im Sinne der Studenten-Petition vom 5. Mai, Räumung der Stadt vom Militair, alleinige Verwendung der Volkswehr einschließlich der Burgwache. Nicht

[1]) Vergl. Max. Bach 636 f.
[2]) Füster Memoiren I 111—113.

so weit in seinen Forderungen ging das Central-Comité selbst; es verlangte die Rücknahme des Tagesbefehls vom 13. und die Erfüllung der von ihm am 14. formulierten Punkte. Aber schon war die Kunde von den Vorgängen auf der Universität in die entlegensten Vorstädte gedrungen und hatte Unruhe und Angst bei den Einen, heftige Erbitterung bei den Andern über alle Theile der Stadt verbreitet. Die Arbeiter auf den öffentlichen Bauplätzen steckten die Köpfe zusammen; sie hatten keine Ahnung um was es sich handle, sie hatten nur das prickelnde Gefühl dass etwas losgehen und dass man sie brauchen werde.

In der zweiten Nachmittagsstunde wurde Vergatterung geschlagen, die Trommel wirbelten ohne Unterlass durch alle Theile der Stadt und der Vorstädte, eine unbeschreibliche Verwirrung, Furcht und Schrecken verbreitete dieses damals noch wenig gewohnte Alarmzeichen. Niemand wusste wer den Befehl dazu gegeben habe, vom N. G. Ober-Commando war er nicht ausgegangen. In den Reihen der Volkswehr selbst herrschte Zwiespalt. Eine große Anzahl der den höheren Ständen und bemittelten Classen angehörigen Officiere, die dem ganzen wüsten Treiben abhold waren, weigerten sich ihre Compagnien auf deren Sammelplätze zu führen; die stützige Mannschaft rief den Feldwebel, einen Corporal auf, sich an ihre Spitze zu stellen. Eine Compagnie des ersten Bürger-Regiments, die auf dem Minoriten-Platz stand, jagte ihren Hauptmann der sie gegen die Studenten haranguirte in die Flucht. Die Garden der Landstraße standen bei den Radicalen im Verruf der Reaction, man wies ihnen einen Platz in der Nähe der Dominicaner Bastei an und hielt sie von allem fern was in der innern Stadt vorging. Um drei Uhr rückte das Militair aus den Casernen, die Basteien wurden stark besetzt, auf dem Glacis standen lange Colonnen. Es zeigte sich bei manchen Truppenkörpern ein bedenklicher Geist, sie fraternisirten mit dem Volk; sollen doch Fälle vorgekommen sein, wo Patronen von Soldaten an Leute aus dem Volk verschenkt wurden! Hoyos sagte einem Bekannten, den er auf der Straße traf: „Das ist der Anfang vom Ende!“ Endlicher erklärte, es sei die höchste Gefahr.

Im Universitätsgebäude und auf dem Universitätsplatz ging es immer lebhafter her. Garden, Bürger fanden sich ein: den Studenten, versicherten sie, dürfe kein Haar gekrümmt werden. Füster erschien als Feldpater der akademischen Legion; er zeigte sich „zum großen

Ärgernis meiner geistlichen Amtsbrüder“ zum erstenmal in schwarzem Rock mit federgeschmücktem Stürmer, was die Legions-Uniform mit der geistlichen Tracht vereinen sollte. Er wurde von den jungen Leuten mit Jubel begrüßt, auf die Schultern gehoben und im Triumph in die Aula getragen. „Die Revolution läßt sich nicht zurückdrängen“, rief er. „Man hat sie gleich in ihrer Jugend zu ersticken gesucht. Wir müßen uns die Freiheit wieder erobern wie im März. Wir müßen uns eine freisinnige Constitution erobern. Heute sind die Augen von ganz Österreich auf uns gerichtet.“ In diesem Augenblicke rollte schwerer Donner, das erste Gewitter in diesem von der Natur so schön geschmückten Jahre. „Mit uns ist der Gott des Donners! Vorwärts!“ Endloser Jubel begleitete seine Worte.

Auf dem Platze unten wurden die letzten Vorgänge einer leidenschaftlichen Kritik unterzogen. Dr. Goldmark schwang sich auf den Brunnen und sprach in gereiztem Tone; er gab die Losungsworte: Einkammer-System, Fortbestand des Central-Comités, Abzug des Militairs! Eine Deputation der Universität und der Nationalgarde wurde gewählt. Sie begab sich zu Pillersdorff und verlangte Erfüllung der Volkswünsche. Der Minister versprach morgen Antwort zu geben. Als die Deputation auf dem Universitätsplatze diesen Bescheid verkündete, erscholl es von allen Seiten: „Nein, heute noch!“ Eine zweite aus fünf Mitgliedern des Universitäts-Ausschußes bestehende Deputation, darunter Fritsch, Joseph Unger, Julius Seiblitz, sollte Überbringerin jener kategorischen Forderung sein. Die Deputation ging ab, es war in der fünften Nachmittagsstunde. Goldmark mahnte die Versammlung, die von ihren Vertrauensmännern zu überbringende Antwort abzuwarten. Einstweilen wurden die Gewehre in Ordnung gebracht und größtentheils mit scharfen Patronen geladen. Eine Abtheilung Techniker, mit Barricadenwerkzeugen versehen, fand sich, von donnerndem Hoch begrüßt, auf dem Platze ein.

Die zweite Deputation nahm gleich der ersten ihren Weg zur „Böhmischen Hofkanzlei“, wie das Gebäude des nunmehrigen Ministeriums des Innern im Volksmunde noch immer hieß. Allein die Minister waren nicht mehr dort, sie hatten sich in die Hofburg begeben, um in der Nähe des Monarchen Rath zu halten. Die Deputirten der Aula traten ein, nachdem jene von ihnen die in der Legions-Uniform waren im Vorzimmer ihre Säbel abgelegt hatten. Es be-

gannen die Verhandlungen. Die Minister verlangten eine schriftliche Formulirung der Wünsche des Studenten-Comité, mit deren Abfassung Unger betraut wurde. All das erforderte seine Zeit und den ungeduldig Harrenden auf der Universität dauerte es zu lang. Eine dritte Deputation, Goldmark, Warhanek, Mannheimer, denen sich Dr. Lerch freiwillig anschloß, wurde gewählt und der ersten nachgeschickt; auch Fischhof, Dr. Engel, Professor Endlicher, Dr. Hruby fanden sich um diese Zeit in der Burg ein. Die Verhandlung fand in einem hart an den Vorraum der kaiserlichen Wohnung stoßenden Saale statt, den Pillersdorff gewählt hatte, „um die Communication mit der Person des Monarchen zu erleichtern". Die Minister blieben auf ihrem Standpunkte: sie müßten zuerst die allerhöchste Willensmeinung einholen und könnten den gewünschten Bescheid erst morgen ertheilen. Zugleich legten sie den Deputirten ans Herz beschwichtigend auf die Massen einzuwirken; denn schon war in der Stadt eine immer weiter um sich greifende Bewegung bemerkbar.

Gleich auf den ersten Alarm hatten sich die Arbeiter der Nothstandsbauten, Männer und junge Bursche, selbst Weiber und Kinder, mit allem was sie ergreifen konnten, Spaten und Schaufeln, Hauen und Hacken bewaffnet, und zogen nun in hellen Haufen gegen die innere Stadt. Vor dem Franzens-, dem Schotten-, dem Kärntner-Thor sammelten sie sich drohend, Militair und Nationalgarden hatten Mühe ihren Andrang abzuwehren. Nur Deputationen wurden weiter gelassen, die sich auf die Aula begaben, wo man ihnen erklärte, der Augenblick des Kampfes sei noch nicht da, sie müßten ihre Genossen beruhigen und sich einstweilen gedulden. Doch kaum war eine Deputation einigermaßen beschwichtigt, war schon eine zweite, eine dritte da, eine dringender als die andere, so dass gewaltsames Losschlagen der rohen Massen zu besorgen war. Unter den Studenten selbst wuchs die Unruhe und die Ungeduld. Das Arndt'sche Deutschlands-Lied wurde angestimmt und mit Begeisterung im Chor gesungen. Von General Sardagna gebeten erschienen Goldmark und noch ein Mitglied ihrer Deputirten aus der Burg, sie über das Ausbleiben ihrer Collegen zu beruhigen, diese würden gewiss einen günstigen Bescheid bringen, den man ruhig abwarten möge. „Nichts davon!" wurde gerufen. „Es sind vier Stunden, dass wir warten, Zeit genug um einen Entschluß zu fassen!" Auf dem

Universitätsplatz, in der März- und in der Studentenstraße war alles in zunehmender Gährung. Adjutanten und Ordonanzen gingen nach allen Richtungen ab, Abgeordnete der Vorstadtbezirke und Deputationen der Arbeiter, die von einem Aufschub nichts wissen wollten, lösten eine die andere ab.

Man rüstete zum Aufbruch, man schmückte sich, behauptet Füster, „wie zu einem Festzuge“. Auf der Aula blieben einige zurück, um Kugeln zu gießen und Patronen anzufertigen. „Vorwärts, vorwärts! Marsch!“ ertönte jetzt der Ruf. Der Zug setzte sich in Bewegung. Zuerst das Studenten-Comité, in der Mitte eine rothe Fahne aus der Türkenzeit und Placate: „Eine Kammer!“ „Innigster Anschluß an Deutschland!“ Dr. Goldmark war an der Spitze. Es folgten eine Compagnie Techniker als Pionnier-Corps, eine Abtheilung Arbeiter als Barricadenbauer. Zwischen den einzelnen Compagnien der Legion in buntem Wechsel Bürger-Grenadiere, Nationalgarde-Compagnien, Abteilungen des ersten Bürger-Regiments und der Telegraphen-Legion [1]). Die Arbeiter flutheten durch die Thore, die ihnen geöffnet wurden oder deren Einlass sie erzwangen, massenweise in die innere Stadt und nahmen auf verschiedenen Plätzen Aufstellung.

Bei den überall gedrängten Volksmassen ging der Zug, wo er eine schwarzgelbe Fahne gewahrte hinaufbrüllend bis sie eingezogen wurde, sehr langsam von statten. Am Stock-im-Eisen-Platz traten den Studenten Fischhof, Engel und Endlicher entgegen, eben aus der Burg kommend, wo man ihnen die Beruhigung der Massen ans Herz gelegt hatte. Auch Hye war zur Stelle der den Studenten zurief: „Was macht Ihr denn für Dummheiten?!“ Einige kehrten um, darunter stud. Unger, der sie alle an Intelligenz überragte und einsah, daß eine solche Demonstration der Sache der Freiheit nur schaden könne. Doch die anderen ließen sich nicht halten, es war nur ein Aufenthalt mehr. „Alles muß bewilligt werden!“ schrie man den Abmahnern entgegen, und der Zug setzte sich von neuem in Marsch. Auf dem Graben wurde Halt gemacht, eine Abteilung sollte über den Kohlmarkt gegen die Burg, die Hauptmasse durch die Bognergasse über den Hof und die Freiung in die Herrengasse und auf den Ballplatz ziehen. Auf dem ganzen Wege tönte dem Zuge beifälliger

---

[1]) Vgl. Kászony II 33.

Zuruf entgegen; aus manchen Fenstern wehten ihnen Tücher zu, fielen aus Frauenhänden Blumen auf sie herab. Was es eigentlich gebe und was dieser großartige und martialische Aufzug für ein Ziel habe, wussten die wenigsten, selbst unter den Studenten und Nationalgarden, geschweige denn unter den Arbeitern [1]). Es war gegen acht Uhr abends als die ersten Abteilungen des bewaffneten Zuges auf dem Josephs-Platze erschienen.

* * *

Was sich während dieser bedrohlichen Stunden im Schoße der kaiserlichen Familie abspielte, entzieht sich unserer Kenntnis. Bekannt ist nur, dass Erzherzog Franz Karl den Entschluß fasste sich unter die Menge zu begeben. Kein Vivat erscholl, die Nächststehenden machten dem volksthümlichen Prinzen ehrerbietig Platz; doch von anderen Seiten erhoben sich wilde Rufe: „Weg mit der Oktroyirten! Eine Kammer! Constituirende Versammlung!", so dass der Erzherzog, nachdem er wohlwollend und begütigend die Reihen durchschritten hatte, für gut fand sich in das Innere der Burg zurückzuziehen.

Pillersdorff saß mit seinen Collegen im Rathe beisammen, immer wieder unterbrochen von Deputationen, die neue Forderungen stellten, welche die Minister als unberechtigt zurückwiesen. Doch ihre Festigkeit begann schon zu schwanken. Der Militair-Commandirende und der N. G. Ober-Commandant wurden berufen und aufgefordert sich zu erklären, ob sie im Falle zunehmender Aufregung über die Mittel verfügten die Räumung der Burg und die Sicherheit der allerhöchsten Personen zu verbürgen. Hoyos gab zu verstehen, daß er sich auf den Geist eines großen Theiles seiner Nationalgarden nicht verlassen könne. Auersperg bekannte unumwunden die Unzulänglichkeit seiner Kräfte: niemand könne für den Ausgang eines so bedenklichen Kampfes einstehen. In der That, es waren höchstens 8000 Mann über die er als Combat-

[1]) Merkwürdigerweise bekennt sich selbst Ernst von Violand, der radicalsten einer und in unausgesetzter Berührung mit Leuten aus dem Volke, zu diesen Unwissenden. Von dem Zuge der Arbeiter in die Stadt sagt er: „Aus welchem Grunde sie es an diesem Tage gethan hatten, und ob es wahr sei daß sie feindselige Absichten gehabt, habe ich nie mit Gewissheit erfahren". Und von dem ganzen Unternehmen überhaupt: „Nie konnte ich später erfahren von wem dieser kühne Coup veranlasst worden war. Gewiss ist dass nur wenige auf die Idee dieses Schrittes verfielen; denn die Studenten wussten während des Vorrückens selbst nicht um was es sich handle"; Sociale Geschichte 100 f.

tanten verfügen konnte; ihnen standen bei 6000 Legionaire und vielleicht 40.000 Nationalgarden und bewaffnete Bürger gegenüber. Die Garden der meist radicalen Vorstädte standen auf dem Glacis und hatten zum Theil die Thore besetzt. Die conservativen Landstraßer vor der Dominicaner-Bastei wurden wiederholt von Studenten begrüßt, die sie vertrösteten und sie ermahnten auf ihrem Posten zu bleiben; es wurde ihnen gesagt: es sei wegen der Arbeiter, wegen eines Krawalls am Tabor u. dgl. [1]).

Die Lage verschlimmerte sich indessen immer mehr. Das Riesenthor, der Haupteingang der Burg vom Michaeler Platze, war von Waffen aller Art geschützt, und das war wohl auch bei den anderen Eingängen, aus der Schauflergasse, vom Ball- und vom äußern Burgplatz der Fall; nur den Nebeneingang am Josephs-Platz scheint man vergessen oder ihn in einer nicht ausreichenden Weise besetzt zu haben. Denn um die zehnte Stunde marschirten mehrere Compagnien Akademiker, ohne dass von irgend einem Widerstande oder Kampfe etwas zu vernehmen war, in den Schweizer Hof und von diesem auf den innern Burgplatz. Ihnen nach drängte sich eine ungeordnete Menge bewaffneter und unbewaffneter Leute, die bald Treppen und Gänge der Burg füllten und bis in die Nähe der kaiserlichen Gemächer drangen. Jetzt stürzte Giskra in den Berathungssaal der Minister, die er in erregter Weise anrief: „Es ist nicht ein Augenblick zu verlieren, die Masse läßt sich nicht länger halten, schon geht sie daran Barricaden zu bauen; die Bewilligung der vom Volke ausgesprochenen Wünsche ist das einzige Mittel, die Gemüther zu beschwichtigen, den Thron und das Kaiserhaus zu retten!“ Auf die Frage welches jene Volkswünsche seien erwiderte Giskra: das Volk begnüge sich nicht mehr mit dem Fortbestande des Central-Comité, es verlange einen constituirenden Reichstag mit nur einer Kammer. Den Vorstellungen dass er als rechts- und gesetzkundiger Mann einsehen müße, dass durch Zugeständnisse so maßloser Art das Rechtsgefühl ebenso tief verletzt als die Möglichkeit zu einem Zustande gesicherter Ordnung zu gelangen vereitelt werde, setzte Giskra den starren Anspruch entgegen dass nichts übrig bleibe als dem ausgesprochenen Volkswillen sich zu unterwerfen [2]). So beschloßen

[1]) Frh. v. Doblhoff Mittheilungen a. d. J. 1848; N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12058/9 v. 19./20. März.

[2]) Pillersdorff Nachlass 133.

denn die Minister die Gewährung der gestellten Forderungen, für die nur noch die Sanction des Kaisers einzuholen sei, die gleich morgen erfolgen werde, und sandten Boten auf den Josephs-Platz hinab, das Volk mit diesem Bescheide zu beruhigen. „Nicht morgen, heute noch!“ schrie und brüllte es aus tausend Kehlen, und dabei schlugen sie mit ihren Gewehrkolben so heftig auf das Pflaster, dass, wie uns Füster glauben machen will, das Josephs-Monument erzitterte.

Giskra selbst erschien auf dem Platze und gab der Menge die Versicherung, das Ministerium habe eine Kammer bewilligt. Doch es wurde gerufen: „Schwarz auf weiß müßen wir es haben, sonst ziehen wir nicht ab!“ Eine neue Deputation verfügte sich in die Burg und stieß auf den Minister Doblhoff. Er erwirkte ihr in später Nachtstunde eine Audienz beim Erzherzog Franz Karl, welchem er die Zustimmung zu den Nachgiebigkeits-Entschlüßen des Ministeriums abschwatzte [1]).

Die Minister hatten inzwischen die Hofburg verlassen und waren auseinandergegangen; mit welchen Gefühlen sie ihr Lager aufsuchten, läßt sich denken. Pillersdorff allein ging vorerst in sein Bureau, wo alsbald eine Deputation von Nationalgarden und Studenten eine Formulirung der zu erwartenden Zugeständnisse verlangte; der Minister zeigte ihnen eine flüchtige Skizze die, auf einen Papierstreifen geschrieben und von ihm unterfertigt, auf den Platz hinabgeworfen und von stud. Burian der Menge laut vorgelesen wurde, während einer der Deputirten sich am Fenster zeigte um zu verkünden, der Minister sei

[1]) Sowohl in seinen „Rückblicken“ S. 44–47 als in seinem Nachlass 118 bis 139 sucht Pillersdorff die Haltung des Ministeriums an jenem unglücklichen 15. Mai nicht sowohl zu rechtfertigen als zu erklären und menschlich näher zu bringen. Von allen seinen Argumenten scheint nur eines ernster Beachtung werth zu sein. Die Anwendung von Gewalt blieb, meint er, „in jedem Fall ein kühnes Wagnis, dessen Mislingen nicht blos mit Blut, sondern selbst mit noch ernsteren Folgen bezeichnet werden konnten. Die Leichen, welche als Opfer fallen mußten — und ihre Zahl würde nicht gering gewesen sein — wären unter den Augen des Monarchen, in dem von ihm bewohnten Palaste gefallen“ ... Anders urtheilten wohl außenstehende Beurtheiler. Vgl. Hamppe, Nationalgarde, Einige Fragen aus Anlass der Ereignisse vom 15. Mai Von einem Augenzeugen (Abend-Beilage z. Wr. Ztg. Nr. 52 vom 23. Mai): „Wenn man die Bedeutung und Tragweite der erzielten Resultate mit den angewendeten Mitteln vergleicht, so weiß man in der That nicht, ob man mehr über die Energie und Kühnheit der Führer und Lenker der Mai-Ereignisse staunen, oder über die Schwäche und Furchtsamkeit des Ministeriums in Verzweiflung gerathen will“.

mit der Abfassung einer alle Gewährungen enthaltenden Kundmachung beschäftigt. Ein Beifallssturm tönte hinauf; einige verlangten den Wortlaut der Kundmachung zu vernehmen, ließen sich aber bereden, und alles ging auseinander oder zog singend und jubelnd durch die Straßen der Stadt, deren Fenster erleuchtet werden mußten.

Noch war nicht alles zu Ende. Wie es scheint von Dr. Tausenau aufgehetzt erschien gegen Mitternacht ein Volkshaufen vor dem Trattnerhof, einige drangen in die Wohnung des Ministers und verlangten von ihm den Text der Kundmachung. „Wir sind betrogen“, rief es von unten hinauf; „wir müßen die Unterschrift des Kaisers haben!“ Es wurden Lichter in die Fenster gestellt, an deren eines Pillersdorff trat und dem lärmenden Haufen erläuterte, die Unterschrift des Kaisers könne jetzt unmöglich erlangt werden, da sich derselbe bereits zur Ruhe begeben habe; er, Pillersdorff verpfände aber sein Ehrenwort dass am nächsten Morgen die gewünschte Proclamation erscheinen werde[1]). Auch vor der Staatsdruckerei in der Singerstraße gab es einen Auflauf, Hetzer stachelten das Volk auf: „Morgen werden die Minister abdanken, ihre Nachfolger werden sich an die von jenen gemachten Zugeständnisse nicht gebunden halten, und alles ist verloren!“ Es gelang aber doch die Schreier zum schweigen und die Zuhörer zum nachhausegehen zu bringen.

Auf dem Josephsplatze und im Schweizer Hof lagerten noch immer Abtheilungen von Studenten, namentlich Techniker; sie waren müde zum umfallen und hungrig wie die Wölfe; man brachte ihnen aus der Hofküche Speise und Trank, man schaffte aus den Magazinen Strohbündel herbei, auf denen sich nicht wenige ausstreckten. Da kam, es war schon Mitternacht vorbei, die Nachricht von den verheißenen und vom Minister verbürgten Errungenschaften. Der Jubel, womit dies begrüßt wurde, kam aus ermüdeten heiseren Kehlen. Es war nicht mehr jener stürmische frohmüthige Jubel der Märztage, und gerade jene, die an diesem Tage am lautesten geschrien und gewirkt hatten, sahen gar ernst darein, als ihnen die unausbleiblichen Folgen dieses Tages klar vor Augen traten[2]).

---

[1]) Über einen Unfall, der bei dieser Gelegenheit dem Tausenau zugestoßen sein soll, s. Violand Sociale Geschichte 102 f.

[2]) Härdtl Fünfundzwanzig Jahre 50. — Dass der Proletarier keinen Begriff hatte um was es sich eigentlich handelte, braucht nicht gesagt zu werden; der Volks-

Am Morgen des 16. Mai war an allen Plätzen und Straßenecken eine vom 15. datirte und nur von Pillersdorff unterzeichnete Kundmachung zu lesen:

Das Ministerium hat in Erwägung der Pflichten die ihm gegen den Thron obliegen, und um zur Beruhigung der Gemüther nach Kräften beizutragen, die Zurücknahme des Tagesbefehles der Nationalgarde vom 13. Mai und die Gewährung der zwei übrigen Punkte der überreichten Petition beschloßen. Ebenso wurde der Nationalgarde gewährt daſs die Verfassung vom 25. April vorläufig der Berathung der Reichsstände unterzogen, und die Bestimmungen des Wahlgesetzes, welche zu Bedenken Anlaſs gegeben haben, in einer neuerlichen Prüfung erwogen werden sollen. Da in Folge dieser Zugeständnisse die Verfassung erst durch die Reichsstände festgestellt werden wird, so wird für den ersten Reichstag nur eine Kammer gewählt werden, somit für die Wahlen gar kein Census bestehen, wodurch alle Zweifel einer unvollkommenen Volksvertretung entfallen.

Eine vom 16. datirte und von sämmtlichen Ministern gegengezeichnete Proclamation Sr. Majestät des Kaisers ließ sich nur als eine Paraphrase der von Pillersdorff ausgesprochenen Gewährungen bezeichnen [1]).

So war an demselben 15. Mai des Jahres 1848 in Paris ein Anschlag der Umsturzpartei durch die Kraft der Regierung und der conservativen Elemente zurückgewiesen, war in Neapel durch den König mit Hilfe der treuen Elemente seiner Hauptstadt die gesetzliche Ordnung

witz legte ihnen das Dictum in den Mund: „Eine Kammer hab'n ma ihnen rausgekitzelt; wann m'r wollen, müßen's uns a zweite a geben!" — A. d. Nachlasse des Fh. v. Pratobevera N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12016 mit einem Seitenhiebe auf Bach, von dessen Eingreifen in die Ereignisse des 15. Mai wir sonst keine Kenntnis haben, da er nirgends genannt wird: „Ein geheimnisvolles Dunkel schwebte über den Beweggründen, die den Minister Pillersdorff bestimmten, den Forderungen einiger Wenigen nachzugeben und weit über die bekannt gewordenen Wünsche der ungeheuern Mehrheit hinaus die Concessionen auszudehnen, und ein noch trüberer Schleier über der Stellung, welche ein späterer Minister jener Bewegung gegenüber einnahm". Vgl. Vitzthum 99: „Die erbärmliche Schwäche der Regierung hat sich aufs glänzendste documentirt"; sie hatte die Auflösung des Central-Comités beschloßen: „ob man die Macht habe diesen Beschluß durchzuführen, darum kümmerte sich ein Mann wie Pillersdorff nicht".

[1]) Peyer Chronik 175.

wieder hergestellt worden; nur in Wien konnte sich eine wilde und wüste Monstre-Demonstration durchschlagenden Erfolges rühmen, hatte die Revolution auf der ganzen Linie gesiegt. Auch erhoben die Umstürzler ein lautes Siegesgeschrei. „Der 15. Mai“, jubelte M. C. Grizner am 17. in der „Constitution“ (Nr. 48), „hat an politischer Bedeutung den 15. März überflügelt. Der 15. März wagte halb unbewusst der Freiheit das Geständnis der Liebe zu bringen, der 15. Mai drückte sie als hingebende Braut an die Brust und der 26. Juni[1]) wird sie zum Traualtar führen!“

3.

Auf den wilden wirren und wüsten Rausch des 15. Mai in Wien folgte am andern Tage, wie es nicht anders sein konnte, ein allgemeiner Katzenjammer. Selbst den Führern der glorreichen „Sturmpetition“ war nicht recht wohl zumuthe; die zu einem großen Theile unwillkürlichen und unbewussten Theilnehmer kamen jetzt erst zur Einsicht zu was sie mitgeholfen hatten. Die überwiegende Mehrzahl der friedlichen Bürger erfasste Erbitterung und Ekel als sie den Hergang erfuhren, wie man dem gütigen Monarchen all das vergolten hatte was er seit den Märztagen seinen Völkern geschenkt und gewährleistet, wie man ihn in seiner Burg belagert, wie man in rohester Weise sein Hausrecht verletzt hatte. Der besser gesinnte Theil der Aula sprach es offen aus, dass man, wenn auch nicht in der Forderung, doch in der Form zu weit gegangen sei, und erkannte mit Beschämung dass man als Werkzeug einer Partei misbraucht worden[2]). Die Landstraßer Nationalgarde erkannte mit Ingrimm, dass sie als Decoration zu jenem Bubenstücke gedient hatte.

Am schwersten war es wohl mit den Ministern bestellt, Pillersdorff an der Spitze, die, voll Scham über die Art wie sie sich von Giskra und Genossen hatten übertölpeln lassen, Reue und Leid erweckten. Sie gegenzeichneten zwar das kaiserliche Manifest das der Bevölkerung die neuesten Errungenschaften kund und zu wissen gab:

---

[1]) Bevorstehender Zusammentritt des constituirenden Reichstages.

[2]) „Wir wissen dass damals viele Jünglinge rasch entschloßen sich von Wien entfernten und der tapfern Armee in Italien sich einreihen ließen; A. d. Nachlasse Pratobevera's 1898 Nr. 12016, 12017, 12024 vom 5., 6. und 13. Februar.

Besetzung der Stadtthore und der Bürgerwache gemeinschaftlich von Militair und Nationalgarde „nach allen ihren Abtheilungen" —

Militairisches Einschreiten nur auf Ansuchen der Nationalgarde —

Berathung der Verfassung durch eine nur aus einer Kammer bestehende Reichsversammlung [1]). —

Allein sie erklärten zugleich dass ihr „Pflichtgefühl" ihnen „die unwiderrufliche Nothwendigkeit" auferlege, „die ihnen anvertrauten Portefeuilles in die Hände Sr. Majestät niederzulegen, um den Monarchen in den Stand zu setzen, sich mit Räthen zu umgeben die sich einer allgemeinen und kräftigen Unterstützung erfreuen" [2]).

Als dieser Entschluß des Ministeriums in der Stadt bekannt wurde, stieg die Rathlosigkeit auf den Gipfel. Noch am selben Abend trat das Central-Comité der Nationalgarde zu einer Sitzung zusammen, in der die radicalen Mitglieder die bittersten Vorwürfe hinnehmen mußten, denen allein, wie die gemäßigte Partei ihnen vorhielt, die Verantwortung für den Gewaltact am gestrigen Tage und für deren Folgen anhafte. Zugleich ward mit eminenter Mehrheit beschloßen, den Kaiser zu bitten dass er die Abdankung des Ministeriums nicht annehme [3]). Der Kaiser aber hatte inzwischen, was man im Central-Comité nicht wusste, die Demission des Ministeriums bereits genehmigt und diesem nur aufgetragen die Geschäfte bis auf weiteres fortzuführen.

Der Schrecken ging durch alle Kreise. Die Kleinmüthigen gaben sich den übertriebensten Befürchtungen hin. Sie sprachen von einem Programm der Umsturzpartei: acht Paläste der innern Stadt sollten in Brand gesteckt und der Plünderung preisgegeben werden; eine neue Sturmpetition stehe bevor, die gesamte Staatsschuld solle annullirt, Galizien und Italien abgetrennt werden. Schon sahen sie den Kaiser in seiner Burg gefangen, an jeder Laterne einen Aristokraten hängen,

[1]) Beyer Wiener Chronik S. 175.

[2]) Die weitläufige und schwülstige Erklärung des Ministeriums in der Ab.-Beil. der Wr. Ztg. Nr. 45 vom 16., reproducirt im Morgenblatt Nr. 137 vom 17., und Hartig's beißende Bemerkungen über dieses Schriftstück in dessen „Genesis" 3. Auflage S. 238—240.

[3]) „Der 15. Mai hatte also mehr überrascht und verblüfft, als in Freude und Begeisterung versetzt, man fürchtete den errungenen Sieg"; Max. Bach Wiener Revolution (Wien Brand 1898) S. 399.

die Guillotine in voller Thätigkeit. Von unsagbarer Angst erfüllt verließen viele der angesehensten Familien in fluchtähnlicher Eile eine Stadt, die sie allen Greueln der französischen Schreckensherrschaft preisgegeben meinten. Aber auch kühlere Naturen gaben sich ernsten Besorgnissen hin, und vor allem waren es die zu erwartenden Entschließungen des Hofes, die sie in lebhafte Unruhe versetzten: der Kaiser wolle Wien verlassen, der Kaiser werde abreisen, der Kaiser sei vielleicht schon fort. In dieser Weise lief das Gerede hin und her und fand kein Ende.

Solches Gerede ließ sich die Redaction der amtlichen „Wiener Zeitung“ nicht entgehen, sie meinte einen Kassandra-Ruf erschallen lassen zu müßen: „Wir beschwören den Kaiser, wir beschwören alle denen der Thron, die Dynastie, die Monarchie lieb ist, nicht zu horchen auf den Syrenengesang, welcher den Kaiser aus der Burg seiner Väter hinweglocken möchte. Lasst es uns offen sagen, denn die Zeit der halben Worte, der Andeutungen und Ausbeugungen ist vorüber: des Kaisers Abreise wäre die Flucht Ludwig XVI.; der letzte Tag seines Hierseins wäre der erste Tag der Republik, der Kaiser kann nicht nur in Wien bleiben, er muß hier bleiben“ [1]).

* * *

Dass sich die Lage in Wien bedrohlicher gestalten könnte, stand schon seit Anfang April zu besorgen, und der Plan, sich in solchem Falle aus der Reichshauptstadt zu entfernen, war darum bei Hof schon vor Wochen in Aussicht genommen; als Zufluchtsort war Innsbruck gewählt, wo bereits in der ersten Hälfte Mai die Burg in allen Theilen wohnlich hergerichtet wurde. „Nur außerhalb des Herdes des Aufstandes“, hörten Vertraute die Erzherzogin Sophie sagen, „kann man dessen Herr werden.“ Als sie jedoch bei irgend einem Anlasse dem Grafen Latour von dieser Möglichkeit gesprochen, hatte sich dieser so erschrocken gezeigt und an Varennes erinnert, dass man, wenn die Sache ernst werden sollte, den Gedanken ihn oder irgend einen der Minister ins Vertrauen zu ziehen aufgeben mußte. Auch in dem Kreise der Verläßlichsten, mit denen das für und wider erwogen wurde, mochte

[1]) Der Artikel erschien im Morgenblatt des 18. Mai Nr. 138, war aber unverkennbar am 17. geschrieben.

es an abmahnenden Vorstellungen nicht gefehlt haben, und so dürfen wir voraussetzen dass es die beiden hohen Damen des Hauses, die Kaiserin Maria Anna und die Erzherzogin Sophie waren, die den entscheidenden Entschluß fassten und durchsetzten. Was den Kaiser betraf, so hatten die Aufregungen in den Märztagen auf seinen empfindsamen Organismus eine so bedenkliche Wirkung geübt, dass man aufs ängstlichste darauf bedacht war jede neue Alarmpost von ihm fernzuhalten, und so hatte man es auch am 15. Mai veranstaltet, dass er in seinen Gemächern gar nicht erfuhr was auf der Straße gegen die Burg im Gange war, und er dafür halten mußte in Wien sei nach wie vor alles ruhig und in Ordnung. Ihn vorzeitig aus diesem guten Glauben zu reißen, war unter den Umständen wie sie waren eine äußerst bedenkliche Sache.

Am 18. Mai sollten — das war mit eine der Errungenschaften des 15. — an der Seite des Militairs Nationalgarde und Legion die Wachen in der Burg beziehen, und dann sah sich die kaiserliche Familie vollends als gefangen. Dieser Umstand machte die letzten Bedenken schwinden die man gegen einen immerhin gewagten Schritt haben mochte: die Abreise, die heimliche Flucht des Hofes wurde beschloßen und der Privatsecretär der Erzherzogin Sophie Hofsecretär Heinrich Burgold abgeschickt, um auf den Poststationen der einzuschlagenden Route die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Am 17. Mai drei Viertel auf sechs Uhr abends bestiegen der Kaiser und die Kaiserin von der Bellaria aus eine leichte offene Equipage, wie alltäglich zur Spazierfahrt um diese Tageszeit, fuhren zum Burgthor hinaus und bogen, wie nach Schönbrunn, in die Mariahilfer Straße ein. Selbst der Kaiser nahm es nicht anders; denn es war ihm gesagt worden, die Kaiserin-Mutter, an der er mit wahrer Sohnestreue hing, gedenke in Salzburg ihren Sommeraufenthalt zu nehmen, man wolle ihr eine Poststation vorausfahren und dort von ihr Abschied nehmen. Erst in Purkersdorf, beim ersten Pferdewechsel, stellte die Kaiserin ihrem Gemahl den Anlass und das Ziel der Reise vor, und fühlte sich wahrhaft erleichtert als er ohne Widerrede seine Zustimmung gab.

Ein oder anderthalb Stunden nach den Majestäten folgten ihnen in der gleichen Richtung, aber durch ein anderes Thor der Burg, das erzherzogliche Paar mit den drei jüngeren Prinzen — der älteste Franz

Joseph befand sich auf dem italienischen Kriegsschauplatze —; dann mehr gegen Abend ein dritter und ein vierter Hofwagen mit dem Grafen Bombelles, also der erzherzoglichen Prinzen, den Hofdamen Gräfin Josephine Wallis und Prinzessin Friederike Auersperg und dem Dienstkämmerer k. k. Obrist Grafen Anton Bergen. Gepäck hatte man, weil es eben den Schein einer gewöhnlichen Ausfahrt haben sollte, keines mit, an Kleidungsstücke nur was man am Leibe trug.

Noch während der nächtlichen Fahrt auf der Linzer Straße wurden die Majestäten von der erzherzoglichen Equipage eingeholt, die anderen Kutschen, die um viele Stunden später ausgefahren waren, trafen erst am andern Tage mit jenen zusammen. Die Leute allenthalben sahen groß darein, wenn sie der vergoldeten Speichen der Räder ansichtig wurden, die meisten wohl ohne Ahnung, wer die Reisenden waren; wo man sie aber erkannte und den Anlass erfuhr der sie von Wien weggescheucht hatte, da zeigten sich rührende Züge von Ergebenheit und tief ergriffener Theilnahme, ein wahrer Balsam für das Herz der so schwer geprüften kaiserlichen Familie.

Nachdem am 18. in Strengberg wegen des Frühstücks die erste kleine Pause gemacht worden, fuhr man durch Enns, schlug dann jenseits der Traun bei Klein-München, ohne Linz zu berühren, die Richtung nach Wels ein, hielt sich zum Mittagsbrod einige Zeit in Lambach auf und reiste von da, ohne weitere Pausen als der Pferdewechsel mit sich brachte, nach Salzburg weiter, wo man nachts eilf Uhr ankam. Einige Leute wurden in der Stadt herumgeschickt um verschiedene für die Weiterreise unentbehrliche Artikel einzukaufen, so dass mitten in der Nacht ein und der andere Kaufmannsladen aufgesperrt werden musste[1]).

* * *

Der Hof hatte einem Dienstkämmerer aufgetragen, nachdem die letzte Kutsche die Burg verlassen haben würde, dem Kriegsminister davon Mittheilung zu machen. Es war in später Abendstunde. Latour

[1]) Näheres in meinem Aufsatz „Die Flucht der kaiserlichen Familie von Wien nach Innsbruck“ im „Fremdenblatt“ 1893 Nr. 355 vom 24. December; Wertheimer Memoiren eines Unbekannten (Bombelles?) N. Fr. Pr., und mündliche Mittheilungen der Prinzessin Friederike Auersperg, † 9. Juni 1902 als Priorin des von ihr gegründeten Dominicanerinen-Convents zu Hacking bei Wien.

beeilte sich die anderen Minister in Kenntnis zu setzen, und hielt den Überbringer der Nachricht im Kriegsgebäude fest, bis der Ministerrath versammelt wäre. Vor diesem gab der k. k. Kämmerer an, es sei ihm nichts anderes gesagt worden, als dass Se. Majestät aus Rücksicht für seine Gesundheit eine Reise in die Berge von Tyrol beschloßen und die kaiserliche Familie, um ihn nicht allein zu lassen, für gut befunden habe ihn zu begleiten. In der Nacht kam die Hiobspost auf die Universität. Am frühen Morgen erschien im Ministerium eine Deputation von Forst-Eleven, Garden und Bürgern aus Maria-Brunn mit der Meldung, die kaiserliche Familie habe am gestrigen Tage ihren Ort passirt, in der unverkennbaren Absicht einer Flucht. Unmittelbar darauf zogen von der Aula aus Studenten und Nationalgarden, wie in den Märztagen mit weißen Bändern als Abzeichen ihrer friedlichen Sendung, nach allen Quartieren der Stadt, vor die Linien hinaus, bis in die entlegensten Vororte.

Die Nachricht wirkte überall wie ein Donnerschlag, eine Bestürzung ohne gleichen gab sich kund, zugleich mit Ausbrüchen der Entrüstung über das „Gesindel" und über die „Lausbuben", die ihnen den Kaiser und die reichen Leute aus Wien vertrieben! Stürmer und Calabreser wurden Gegenstand der Schmähung, an vielen Orten durfte sich ein Legionair nicht blicken lassen ohne die ärgsten Beschimpfungen zu erfahren; viele verloren den Muth und legten aus Furcht ihre Uniform ab. Leute aus dem Volk kamen in die Burg gelaufen, um weinend und wehklagend zu fragen ob der gute Kaiser wirklich die Stadt verlassen habe. „Wie künstlich gemacht die vorausgegangene Bewegung war", bemerkt ein damals in Wien weilender Ausländer, „wurde jetzt allen klar. Die Freunde der Ordnung zählten sich und erstaunten über ihre eigene Majorität. Viele der größten Marktschreier sahen schon das Gras wachsen auf dem Minoriten-, dem Michaeler-, dem Stephans-Platz und fingen an zu begreifen, dass Wien jetzt statt der Hauptstadt eines großen Reiches von vierzig Millionen Menschen jene der Provinz Nieder-Österreichs werden könnte" [1]). Die deutschen Fahnen verschwanden von der Burg, vom Stephansthurm, von vielen Privathäusern. Die akademische Legion dachte an ihre freiwillige Auflösung. Blätter die offen für die Revolution gewühlt hatten, stimmten

[1]) Bitzthum 103 f.

auf einmal einen andern Ton an. Alles rief nach dem Kaiser Ferdinand und nach seinem gütigen Regiment. „Jetzt ist der Triumphzug Metternich's viel eher möglich als irgend ein Triumph der Freiheit“, rief Kudlich verzweifelt aus[1]).

Aber nicht alle, die mit Kudlich eines Sinnes, gaben sich dem Kleinmuth hin. Sie spöttelten über die „Spazierfahrt“ des Kaisers nach Tyrol. Sie beredeten die Leute, nicht der „gute Kaiser“ trage die Schuld, er sei entführt worden von der Erzherzogin Sophie, von der Camarilla, von der Aristokratie, er sei das Opfer einer reactionairen Verschwörung[2]). Es waren viele die sich anschickten die massenhaft aus der Stadt fliehenden „Cavaliere“ bei den Linien anzuhalten und als Verräther zu verhaften. „Die verfluchten Aristokraten haben uns den ganzen Adel vertrieben“, hörte man einen Arbeiter sagen. Einige der rötheſten unter den rothen, der überspannte Musiker Dr. Julius Becher, der gefährliche Redner Tausenau, der Journalist Em. Löbenstein und ein nicht näher bekannter L. Ribarz setzten einen Hilferuf an den „mit der unverwelklichen Krone der Bürgertugend und der Völkerliebe geschmückten Erzherzog Johann“ auf, um ihn zu bitten er möge „im Angesichte so fürchterlicher Gefahren das Staatsruder provisorisch ergreifen, um die Monarchie dem Abgrund der sie zu verschlingen droht zu entreißen“[3]).

Zwei andere Journalisten Leopold Häfner von der „Constitution“ und Joseph Tuvora vom „Freimüthigen“ bestiegen einen Fiacre und fuhren in die Fabrikenviertel um die Arbeiter aufzureizen und mit ihrer Hilfe eine provisorische Regierung mit dictatorischen Vollmachten einzusetzen. Sie waren in der Vorstadt Mariahilf eben an der Arbeit den Leuten die Vortheile einer republicanischen Regierung auseinanderzusetzen, als von den empörten Zuhörern herbeigerufene Nationalgarde sie in Empfang nahm. Jetzt erst schienen die Leute inne zu werden um was es sich handelte, und ihre Wuth war gränzenlos; sie warfen sich über die beiden Frechlinge her und würden sie gelyncht haben, wenn nicht einige beherzte Männer sie in ihren Schutz genommen hätten.

---

[1]) Rückblicke 181 f.

[2]) „Ein ganzes Volk hatte, wie jener Wütherich es wünschte, einen einzigen Kopf, und dieser war ihm von der Aristokratie mit einem Streiche abgeschlagen“; Rosenfeld Studenten-Comité 31 f.

[3]) Peyer Chronik 180.

Die Aula hielt sich tapfer. Dr. Goldmark wurde nach Mariahilf geschickt um Häfner und Tuvora in Gewahrsam bringen zu lassen. Als Moriz Mahler, Eigenthümer des „Freimüthigen", auf der Universität erschien um die Legionaire zu bereden seine beiden Berufsgenossen zu befreien, packte ihn Professor Hye an der Brust und stieß ihn die Stiege hinab. Mittlerweile hatte sich der Ruf, zwei Journalisten hätten die Republik ausgerufen, immer weiter verbreitet. Als Goldmark in Mariahilf eintraf, fand er die Menge von maßloser Aufregung ergriffen. „Hängt sie! Hängt sie!" wurde geschrien. Die Hochverräther wurden, Häfner in einem Wagen, Tuvora in einem zweiten, in die innere Stadt zur Nationalgarde-Hauptwache am Hof gebracht, dessen weiten Raum Tausende von schreienden und heftig gesticulirenden Menschen füllten. Die Nationalgarde war wo möglich noch wüthender als das Volk. Als Häfner und Tuvora den Fuß aus dem Wagen setzten, fuchtelten ihnen gezückte Säbel um das Haupt, deren Streiche glücklicherweise nur Häfner's Hut trafen. Die Strecke vom bürgerlichen Zeughaus ins Polizeigebäude, die zu Fuß zurückgelegt werden mußte, und von da im Wagen ins Criminal, alles unter fortwährenden Flüchen und lebensgefährlichen Drohungen der sie umdrängenden Menge, glich nach Häfner's eigenem Ausdruck „in der That einer Ausführung zur Richtstätte". Endlich war das Gerichtshaus erreicht, das Thor fiel hinter ihnen ins Schloß und sie waren gerettet [1]).

Das war jetzt das Bild der ganzen Stadt. Der Americaner William Stiles sah einen Mann durch die Straßen schleppen unter den Rufen: „An den Laternenpfahl mit ihm!" und erfuhr auf seine Nachfrage, er sei mit einem andern gepackt worden als sie von Republik sprachen. Und der sächsische Legationssecretär Graf Karl Vitzthum erzählt: „Vor meinen Augen wurde ein Jude, der ein Flugblatt an die Straßenecken kleben wollte, in welchem die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser proclamirt werden sollte, fast in Stücke zerrissen. Die Nationalgarde rettete ihn, indem sie ihn arretirte [2]).

---

[1]) Meine „Wiener Journalistik" 61—67. Die Details der Verhaftung nach Mittheilungen meines † Studiengenossen Dr. Gustav Hattingberg, damals Reichs-Auscultanten beim Wiener städtischen Civilgerichte, eines der Beschützer von Häfner und Tuvora gegen die Ausbrüche ungezähmter Volkswuth.

[2]) Vitzthum 103; Stiles 132*).

Der allgemeine Schrecken ergriff auch die Behörden. Graf Montecuccoli erschien mit mehreren ihn begleitenden Beamten im politischen Central-Comité und forderte es auf, sich aufzulösen. Fast einstimmig rief man ihm zu: „Ja ja auflösen!“ Ernst Victor von Violand, Auscultant beim nied.-österr. Landrecht, erhob sich um dagegen zu sprechen; doch seine heftige Rede wurde durch allseitiges Geschrei übertäubt. Einige radicale Vorstadt-Deputirte zeigten sich im Saale, und Violand nahm neuen Anlauf für den Fortbestand des Central-Comité zu sprechen; allein da entstand ein noch ärgerer Tumult als zuvor, er mußte schweigen, viele der ihm zustimmenden Abgeordneten entfernten sich, und es blieb bei dem Beschluße der Selbstauflösung [1]).

4.

Wenn ein Zeitpunkt geeignet war, durch kraftvolles Auftreten der Regierung den bisherigen Ausschreitungen der akademischen Legion und der revolutionären Behörden ein Ziel zu setzen und sie unter wirksame Überwachung zu stellen, so war es der jetzige. In der That zeigte sich das bis nun so saft- und kraftlose Ministerium zu einem solchen Schritte entschloßen, und es konnte die weitaus überwiegende Mehrheit der Bevölkerung auf seiner Seite sehen. Das politische Central-Comité sollte sich unter der Autorität Montecuccoli's in ein Comité „zur Aufrechthaltung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung“ umwandeln. Der magistratische Sicherheitsausschuß wurde für den gleichen Zweck vom Ministerium genehmigt; er wählte ein Comité von zwanzig Mitgliedern, welchem unter Vorsitz des Grafen August Breuner Dr. Fischhof, Joseph Kaiser, Julius Zerboni di Sposetti, Dr. Wilhelm Tauffig, Professor Jakob Reutter und andere Männer, denen man Einsicht und redliches Wollen zutraute, angehörten [2]). Die Verfassung vom 25. April wurde erörtert und man fand sie jetzt „annehmbar“. Die Nationalgarde und die akademische Legion wurden unter die Befehle des Militair-Commandirenden FML. Graf Karl Auersperg gestellt. Provisorische Verordnungen ergingen gegen den Misbrauch der

[1]) Violand Sociale Geschichte 107 f.
[2]) Wr. Ztg. Nr. 139 vom 19. Mai; Peyer Chronik 179.

Presse und über das Verfahren in Pressſachen, datirt vom 18., kundgemacht am 20. Scharfe Maßregeln gegen Aufläufe, Zuſammenrottungen, Widerſetzlichkeiten gegen Wachen wurden beſchloßen, eine ſtrenge Fremdenpolizei eingeleitet und die nied.-öſterr. Regierung ermächtigt erforderlichen Falles gegen Raub, Mord, Brandlegung und andere Gewaltthaten das Standrecht auszuſprechen [1]). So tauchte nach zweimonatlicher Anarchie wieder etwas auf, was einer öffentlichen Autorität gleich ſah und die Rückkehr zu einem erträglichen Zuſtande zu verbürgen ſchien [2]).

* * *

Hart vor ihrer Abfahrt aus der Wiener Burg hatte Erzherzogin Sophie durch den ſich auf ſeine böhmiſchen Herrſchaften zurückziehenden Fürſten Vincenz Auersperg dem Grafen Leo Thun Nachricht von jenem folgenſchweren Entſchluße des Hofes zukommen laſſen, zugleich mit dem Ausdrucke des Vertrauens das Se. Majeſtät in die Treue ſeiner Böhmen ſetze, „wenn es gelten ſollte den Thron, die verliehene Verfaſſung und die Macht der öſterreichiſchen Monarchie aufrecht zu halten". Der Gubernial-Präſident beſchloß ſogleich ſeinen Bruder Grafen Friedrich als Vertrauensmann an das kaiſerliche Hoflager abzuſenden, und eine großartige Landes-Deputation, den Fürſten Camille Rohan an der Spitze, wollte dem Kaiſer die Bitte vortragen, ſeinen einſtweiligen Aufenthalt in Prag zu nehmen.

Ein ähnlicher Vorſchlag kam in Linz in Anregung, wo, ſogleich nachdem man aus Enns die Durchreiſe des Hofes erfahren hatte, in einer aufgeregten Verſammlung beſchloßen wurde eine Deputation abzuſenden, die den Kaiſer bewegen ſollte nach Linz zu kommen, oder mindeſtens in Salzburg zu bleiben; denn man fürchtete die tyroler Luft. Der Hintergedanke der Radicalen war, den Kaiſer von Linz nach Wien zurückzuführen.

Dies lag begreiflicherweiſe in erſter Linie im Intereſſe Wiens, wo die Miniſter, ſobald ſie ſich von ihrer erſten Beſtürzung erholt hatten, die Grafen Hoyos und Wilczek aufforderten dem Hof nachzueilen und ihn zur Rückkehr nach Wien zu bewegen.

---

[1]) Beyer 179—193.

[2]) Hurter und ſeine Zeit (Graz 1876/7) II 226.

Die Linzer Deputation traf in aller Frühe des 19. Mai in Salzburg ein, wo sich der Hof, durch den den Linzer Deputirten voraneilenden FML. Grafen Lato Wrbna gewarnt, sich eben zur Abfahrt anschickte und von dem Empfange der Deputation keine Rede sein konnte. Die Weiterreise des Hofes ging über Reichenhall, wenige Stunden später war die tyrolische Gränze überschritten, und jetzt erst auf dem Boden des treuen Gebirgslandes konnten die hohen Reisenden, aller weiteren Sorgen los und ledig, erleichtert aufathmen. Die frohe Kunde ihrer Ankunft flog ihnen von Station zu Station voraus. Abends neun Uhr verbreitete sich durch ganz Innsbruck der Ruf: „Der Kaiser kommt, der Kaiser kommt, Lichter heraus, Lichter in die Fenster!“ Die Trommeln der Nationalgarde wirbelten durch die Straßen, hunderte von Fackelträgern sammelten sich vor der Burg. Da erschallte eine Stimme: „Dem Kaiser entgegen! Wir wollen ihn in die Stadt ziehen!“ Und so geschah es, groß und klein, Personen aller Stände gingen im Sturmschritt, liefen über die Brücke, über die Mühlauer Höhe. Als sie des kaiserlichen Wagens ansichtig wurden, stürzten sie auf ihn los, spannten die Pferde aus und zogen die Kutsche, von immer sich erneuernden Hoch- und Vivatrufen begleitet, während von den umliegenden Höhen Freudenfeuer in das Thal hinableuchteten, in die Burg. Die kaiserliche Familie erschien auf dem Söller und winkte, die Kaiserin in Thränen gebadet, der ohne Unterlass jubelnden Menge dankend zu. Es war lang zehn Uhr vorbei, als sich die Leute gegenseitig sagten: „Jetzt wollen wir aber den guten Kaiser ruhen lassen!“ und in einigen Minuten war der Platz leer und still ...

Am andern Tage trafen die beiden Wiener Grafen ein, nach ihnen die Linzer Deputirten, etwas später eine Salzburger Deputation mit dem Cardinal Fürsterzbischof Schwarzenberg an der Spitze. Allein einen willfahrenden Bescheid erhielten weder die einen noch die anderen, und so reisten alle am 22. wieder ab. Hoyos und Wilczek brachten nach Wien nichts zurück als schriftliche Aufträge zur Herbeischaffung von allerhand Gegenständen die der Hof bei seinem verschleierten Aufbruch aus der Burg nicht hatte besorgen und mitnehmen können[1]).

* * *

[1]) Ausführlich in meinem o. a. Aufsatze „Flucht der kaiserlichen Familie“.

In einem vom 20. Mai datirten Manifest „An Meine Völker" und einem Handschreiben vom 21. an Pillersdorf sprach sich der Kaiser über die „Gründe" aus, „die Mich bestimmt haben Meine Residenz zu verlassen", da „die Stadt Wien in der letzten Zeit ihre früher gegen Mich und Meine Vorfahren stets bewiesene Treue so sehr verletzt" habe; gleichwohl liege ihm „der Gedanke fern die Geschenke die Ich Meinen Völkern in den Märztagen gemacht habe, widerrufen oder schmälern zu wollen", nicht aber solche die „mit bewaffneter Hand von Einzelnen ohne Mandat erstürmt" werden wollen. Die Worte waren der überwiegenden Mehrzahl der Wiener aus dem Herzen geschrieben. Viele die sich noch am 17. abends ihrer Mitwirkung bei der Sturmpetition gerühmt hatten, waren seit Tagen still, oder sie betheuerten sie seien auf den Josephsplatz gekommen, ohne zu wissen was da im Zuge sei, was man ihnen aufs Wort glauben konnte. Von den Studenten, namentlich den Juristen, wünschten nicht wenige den Schluß der „Vorlesungen herbei", deren Besuch ohnedies ein kläglicher war; sie hatten das revolutionaire Treiben satt und der Gedanke der Selbstauflösung der Legion wurde ihnen von verschiedenen Seiten nahegelegt[1]). Bei dem rohen Pöbel war es das angedrohte Standrecht, mit dem er keine nähere Bekanntschaft machen wollte. Die Reaction in den Gemüthern war vollständig[2]). Die Regierung kam diesen Stimmungen entgegen. Minister Sommaruga erklärte auf Grund A. H. Ermächtigung das Schuljahr für geschloßen; die Frequentationszeugnisse sollten die gleiche Wirkung haben, wie die bisher vorgeschriebene Prüfung, und den Studierenden alle jene Beneficien eingeräumt sein, also auch das der Militairbefreiung, welche ein mit gutem Erfolge absolvirtes Studium gewähre[3]).

Bei einem großen Theile der Studenten waren die ernsten Erwägungen, die man ihnen ans Herz gelegt, nicht ohne Eindruck

---

[1]) Füster Memoiren I 123—129. Vgl. Rosenfeld 31 f: „Das versteinernde Haupt der Medusa ist keine Mythe. Wer das blutlose Leichengesicht Wiens am 18. Mai sah, dem stockte das Herz zu Stein vor Schrecken und Schauder. Die Universität sah den schwarzbeschwingten Todesengel über ihrem Haupte schweben und beschloß der Schande der entehrten Freiheit durch ihre Selbstvernichtung zuvor zu kommen".

[2]) Vitzthum 105 f.

[3]) G. Wolf Universitätsbau (Wien Hölder 1882) 14 f., und desselben Z. Gesch. d. Wiener Universität 92—97.

geblieben. In einer am 22. in der Aula abgehaltenen Versammlung sprachen die beiden Doctoren Fischhof und Goldmark eifrig für die Selbstauflösung der Legion, Fischhof vielleicht zu eifrig, da er den Studenten harte Worte über ihr bisheriges Treiben sagte und dadurch Widerspruch hervorrief. Der Mediciner Purtscher und Professor Füster äußerten sich gegen die Auflösung der Legion; sie wollten nur die Einschränkung gelten lassen, daß die Legion sich nicht als politischer Körper betrachten und nicht als solcher thätig sein solle[1]). Graf Colloredo als Commandant der Legion richtete an die Studentenschaft ernste Worte der Mahnung: „Höret die Stimme Eures wohlmeinenden Vaters!“ Die Legion, schlug er ihnen vor, möge großmüthig sich selbst auflösen, und zwar ohne Zeitverlust, sie mögen die Waffen abliefern, den deutschen Hut ablegen. Er verlangte binnen vierundzwanzig Stunden ein bestimmtes Ja oder Nein[2]). Er hatte im Sinne, sobald die Auflösung erfolgt wäre, die Universitätswache abzuschaffen und das Gebäude nachts, wegen allerhand Unfugs der da getrieben würde, geschloßen zu halten.

Beim Ministerium stand es fest: werde die Auflösung der Legion nicht freiwillig erfolgen, so sollte sie mit Waffengewalt erzwungen werden. Unter dem Datum des 25. fertigten Montecuccoli „über Auftrag des Ministerrathes“ eine Kundmachung, und der Commandirende Auersperg einen Tagesbefehl aus, die beide in schärfstem Tone gehalten das gleiche Ziel verfolgten. Die Kundmachung Montecuccoli's „an alle Theilnehmer der akademischen Legion“ begann mit dem Satze:

> Die akademische Legion von Wien ist in ihrer gegenwärtigen Organisation als selbständiger Bestandtheil der Nationalgarde mit dem heutigen Tage aufgelöst und wird mit dieser in einen Körper vereinigt[3]).

Doch die Partei des Umsturzes hatte sich kaum von dem gewaltigen Schrecken des 18. erholt, als sie ihre verhängnisvolle Minierarbeit wieder aufnahm. Sie wühlte ohne Unterlass, reizte die Studenten, beschwichtigte die Besorgnisse der einen, schürte die Unentschloßenheit der anderen, verdächtigte alle Schritte des Ministeriums, verschimpfte die Inns-

[1]) Füster I 130—134.
[2]) Wr. Ztg. Nr. 146 vom 26. Mai S. 690.
[3]) Peyer 200—202.

brucker Camarilla. Die beiden Grafen, sagten die Hetzer, seien nach Innsbruck geschickt worden um den Kaiser zu bereden dass er nicht zurückkomme. Rührigkeit und Unverschämtheit, List und Trug, eine wohlberechnete Taktik waren auf Seite der Umstürzler. Bald hatten sie einen Theil der Nationalgarde auf ihrer Seite, aus deren Mitte ein Aufruf erging, die Auflösung der akademischen Legion zu verhindern. Die radicalen Elemente der Studentenschaft waren bald gewonnen. Noch am Abend des 25. erhielten die Machthaber eine trotzige Antwort auf ihre Zumuthungen: „Die akademische Legion löst sich nicht auf, sie steht und fällt mit den Errungenschaften des 15. März und des 15. Mai. Die laute Stimme der Bevölkerung Wiens, die Sympathien unserer hochherzigen Mitbürger sind uns die sichere Gewähr, dass unser Streben geachtet, dass unser Fortbestand erwünscht sei". In einem an die Bevölkerung Wiens gerichteten Aufrufe gab das Studenten-Comité „im Namen der ganzen Studentenschaft" die Erklärung ab, „dass die akademische Legion sich unter keiner Bedingung auflöst". Von der Ansprache ihres Commandanten sagten höhnisch die Hetzer: „So spricht ein Vater zu seinen Kindern nicht!" Unter sein Placat wurde auf der Universität mit Bleistift geschrieben „Adieu Colloredo!" und eine Sammlung von schlechten Kreuzern veranstaltet, um dem Grafen den Werth des deutschen Hutes zu ersetzen[1]).

Es wurde davon gesprochen dass in der Staatsdruckerei im Beisein der Professoren Hye und Endlicher zwei Placate gedruckt würden — es waren die Decrete Montecuccoli's und Auersperg's — die in aller Frühe des nächsten Tages veröffentlicht werden sollten.

5.

Der 26. Mai war angebrochen. Es war der Tag an welchem das Ministerium Pillersdorff aller Welt beweisen wollte, dass es besitze was ihm nach den bisherigen Proben alle Welt nicht zutraute: Muth und Kraft! In aller Frühe sah man an einzelnen Orten Friedensmänner erscheinen, Männer mit weißen Stäbchen; denn Colloredo hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben die Selbst-

[1]) Nordstein Geschichte der Wiener Revolution (Leipzig Lorck 1850) S. 149 f. Rosenfeld Studenten-Comité 34, 48 f.

auflösung der Legion durchzusetzen. Doch das war nicht die Meinung des muthigen und kraftvollen Ministeriums.

An allen Straßenecken prangte ein vom Regierungs-Präsidenten unterzeichnetes Placat, welches gebieterisch die Auflösung der akademischen Legion in der Frist von vierundzwanzig Stunden verlangte: den Studenten, die noch ferner der Sache der Sicherheit und Ordnung dienen wollten, war die Aufnahme in die Reihen der Nationalgarde eröffnet.

Das wirkte wie ein Blitz aus heitrem Himmel [1]). Von allen Seiten strömten die Studenten auf die Aula; im Polytechnicum gaben sich die Professoren vergebliche Mühe die jungen Leute zurückzuhalten. Selbst Männer wie Fischhof, die früher für die Auflösung der Legion gestimmt hatten, waren empört über die Art wie man sie erzwingen wollte. Der Feldpater der Studenten erschien auf der Aula und forderte sie auf sich mit den Waffen in Bereitschaft zu halten. Denn schon war Militair in Bewegung, Colonnen von Infanterie marschirten gegen die innere Stadt, deren Thore geschlossen und von ihnen besetzt wurden. Cavallerie campirte auf dem Glacis. Vor dem Schotten- und vor dem Franzensthor standen Kanonen mit brennenden Lunten.

Es war gegen sieben Uhr morgens, als Graf Colloredo an der Spitze einer Abtheilung Nationalgarde auf dem Universitätsplatze erschien; auch Montecuccoli und General Sardagna fanden sich ein. Sie gaben sich redliche Mühe die Studenten zu bewegen die Waffen niederzulegen und den Platz zu räumen. Hye unterstützte ihre Bemühungen. Sie fanden taube Ohren. „Lieber sterben“, hörten sie die jungen Leute sagen, „als solche Schmach auf uns zu nehmen!“ Unten auf dem Platze marschirte ein Bataillon Nugent auf, das kaum im Stande war ordentliche Stellung zu nehmen; denn in der ganzen Umgebung der Universität staute sich eine dichtgedrängte Menge, so dass sich die Soldaten kaum bewegen konnten. Dr. Franz Frank schwang sich auf einen Eckstein: „Jetzt bleibt uns nur die Wahl auf den Hof vor das Zeughaus zu marschiren, dem undankbaren Vaterlande unsere Waffen hinzuwerfen und dann ins Ausland zu wandern,

[1]) „Die Handlungsweise des Ministeriums, welche man kaum ausschließlich auf Rechnung der Dummheit setzen kann, rief einen noch nie dagewesenen Sturm hervor“; Bitzthum 109.

oder zu kämpfen für unsern Fortbestand und für die Freiheit. Wer von euch denkt so niedrig", rief er die Akademiker an, „dass er nicht einen ehrenvollen Tod einem schmachvollen Ende vorzöge?!" Entschloßener Zuruf ertönte von allen Seiten. Etwa fünfzig Legionaire, welche Waffen bei sich führten, schaarten sich zusammen und luden angesichts des Militairs ihre Gewehre. Oben im Saale trat Füster den General Sardagna an: „Mögen Sie das Unheil verantworten, das über uns hereinbricht! Die Studenten werden nicht vom Platze weichen!" Auf dieses ertheilte Sardagna dem Bataillon den Befehl abzumarschiren. Montecuccoli, Colloredo, Hye hatten ihre Rolle ausgespielt.

Schon hatte sich die Aufregung über die ganze Stadt verbreitet. Alarm wurde durch die Straßen geschlagen. Von allen Seiten zogen Schaaren von Arbeitern, mit allerhand primitiven Waffen versehen, aus den Vorstädten gegen die innere Stadt. Einen Zug führten mehrere Techniker aus der Wieden über das Glacis an dem dort aufgestellten Militair vorüber, das sie aufhalten wollte. Der Hauptmann der Techniker ließ halten und commandirte: „Ladet! Fertig!", während die Arbeiter ihre Äxte und Krampen erhoben und andere den commandirenden General umringten und von seinen Truppen abschnitten. Der Führer der Techniker commandirte Marsch und seine Leute setzten mit lautem Jubel ihren Zug fort[1]). Vom Bründlfeld durch die Alser Straße, von den Nothstandsbauten in der Taborau und im Prater durch die Leopoldstadt zogen Schaaren von Arbeitern gegen die innere Stadt. Vor dem Rothenthurmthor tobte eine tausendköpfige Menge, die den Eingang in die Stadt erzwingen wollte. Es war um die zehnte Vormittagsstunde. Die Infanterie setzte der andrängenden Masse ihre Bajonnete entgegen; da ging, so heißt es, das Gewehr eines Recruten los und nun folgten mehrere Schüße, ein Mann aus dem Volke stürzte todt zusammen, mehrere wurden verwundet.

Der Schreckensruf lief mit Blitzesschnelle durch die benachbarten Quartiere der Stadt, die Sturmglocke von St. Stephan ertönt, Barricaden wachsen aus der Erde. Beim Bau der ersten Barricade in der Wollzeile waren Studenten und Nationalgarden, aber auch Herren im Frack, Frauen und Fräuleins in Shawl und Damenhüten, Stubenmädchen und Hausmeisterleute thätig. Das Militair rückt die Rothen-

[1]) Füster Memoiren I 144 f.

thurmstraße hinauf, bis ein starkes Bollwerk ihre Schritte hemmt und die Grenadiere ohne Befehl halt machen. Am Lugeck war ein Haus im Bau, Balken und Bretter, aus den Fenstern der Universität zertrümmerte Katheder und Bänke fliegen zum Barricadenbau herab. Das Militair wird zum Rothenthurmthor zurückgezogen.

An vielen Orten der innern Stadt gab es wilde Auftritte. Denn schon hatten sich Arbeiter, mit ihnen Schaaren zerlumpten Gesindels, furienähnliche Weiber, halbwüchsige Buben bei allen Thoren den Eingang in die innere Stadt erzwungen. Gegen die Gerichtsschranne auf dem Hohen Markt erfolgte ein Angriff, die Statue der Justiz ging in Trümmer, die Fenster wurden eingeworfen, die Gitter niedergerissen, die Gefangenen mit Gewalt herausgeholt. Ein aus Italien kommender Officier, Oberlieutenant Hubert Loos vom 3. Jäger-Bataillon, der sich dienstgemäß beim Generalcommando gemeldet hatte, wurde außerhalb des Kärntnerthores von einem wüthenden Haufen angefallen, die ihn als „Spion“ gelyncht haben würden, wenn ihn nicht einige handfeste Männer mit Gefahr ihres eigenen Lebens gerettet hätten [1]).

An der Universität war man nicht müßig das Eisen zu schmieden so lang es glühte. Einige Studenten eilten zu einem ihnen befreundeten Redacteur, der sogleich dreitausend Zettel drucken ließ: „Wir wollen den Fortbestand der akademischen Legion“, mit denen er und zwei seiner Mitarbeiter in die Fabriken fuhren, sie an die Arbeiter und wen sie auf der Straße fanden mit dem Zuruf austheilten, sie auf den Hut zu stecken und in die Stadt zum Schutze der Studenten zu eilen [2]).

Mittlerweile hatten Fischhof und Füster ihren Weg in die Hofkanzlei genommen, um von Pillersdorff die Rücknahme des Auflösungsdecretes zu erwirken. Sie fanden dort Endlicher der ihnen den Rücken kehrte, und Hye der sich, als ihm Füster die Hand reichen wollte, mit einem Blicke der Verachtung zurückzog und ihm ins Gesicht sagte: „Ich schäme mich Ihr Collega heißen zu müßen!“, den Grafen Montecuccoli und den Dr. Engel, der früher für die Auflösung der Legion gewirkt hatte und jetzt dagegen sprach. Pillersdorff machte einen letzten Versuch, indem er, nachdem die anderen sich entfernt

---

[1]) Schulz Jellačić-Stiftung (Wien Leo 1851) S. 21 f.
[2]) Violand Sociale Geschichte 112.

hatten, in Füster drang die Studenten dahin zu bringen daſs ſie ſich fügten. Mit dieſem Beſcheide kehrte Füſter in die Aula zurück. Goldmark forderte Füſter auf noch einmal ſein Glück zu verſuchen, und nun fand dieſer die Lage in der Hofkanzlei verändert. Die Vorſäle waren angefüllt von Deputationen der Nationalgarde, die den Fortbeſtand der akademiſchen Legion, die Entfernung des Militairs, öffentliches Gericht über die „Verräther", Befreiung von Häfner und Tuvora, und hundert andere Dinge verlangten. Pillersdorf war ein Bild des Jammers, ſeine Geſichtsfarbe war aſchgrau, „wie ein Leichnam den man gerade aus der Erde gegraben". Er ließ alle abtreten und berief die Miniſter, und bald darauf wurde verkündigt die ausgegebenen Ordres ſeien zurückgenommen. Mit dieſem Beſcheide kehrte Füſter zu ſeinen Studenten zurück, von denen einige mit der frohen Botſchaft von Barricade zu Barricade eilten, oder über das Glacis zum Criminalgebäude flogen um die beiden Hochverräther vom 18. im Triumph herauszuholen; denn die Dinge hatten eine neue Geſtalt gewonnen, Hochverräther waren jetzt andere! In der Aula herrſchten Freude und Jubel, Füſter wurde auf die Schultern gehoben, ein deutſches Schwert ihm in die Hand gedrückt und er zum Legions-Commandanten ausgerufen [1]).

Aus den Räumen der Hofkanzlei aber erſchienen in der Zeit von eins bis drei Uhr Nachmittags eine nach der andern folgende Kundmachungen [2]):

> Der Miniſterrath hat, um dem dringenden Wunſche der Bevölkerung für die Abwendung größerer Gefahren und dem Begehren der akademiſchen Legion zu entſprechen, beſchloßen, nicht auf der Vollziehung der Auflöſung und Vereinigung der Legion mit der Nationalgarde zu beharren, und erwartet daſs die akademiſche Legion aus eigenem Antriebe ſelbſt die Bürgſchaften anbieten werde um die Sicherheit und Rückkehr des Kaiſers möglich zu machen.
>
> Pillersdorff. Sommaruga. Kraus. Latour. Baumgartner.

> Die Zuſicherungen des Kaiſers vom 15. und 16. Mai d. J. ſtehen in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht.

---

[1]) Füſter Memoiren I 138—149: „Gewiſs merkwürdig daſs ich, ein Geiſtlicher, das Commando führte, nicht allein über die Legion, ſondern gewiſſermaßen über ganz Wien".

[2]) Peyer Chronik 203 f.

Die akademische Legion besteht unverändert.

Das Militair wird sogleich in die Casernen abgezogen und die Thorwachen werden gemeinschaftlich von Nationalgarde, von der akademischen Legion und Militair in gleicher Stärke bezogen.

Pillersdorff. Sommaruga. Kraus. Latour. Baumgartner.

Das Militair erhält hiermit den Befehl sogleich abzuziehen.

Den Arbeitern wird zugleich fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben.

Pillersdorff. Baumgartner. Kraus.

Da eine Deputation die Besorgnis ausspricht, es könne sich das böswillige Gerücht verwirklichen dass vier Regimenter aus Böhmen hier erwartet werden, so wird erklärt dass das Ministerium nicht diese Absicht hegt.

Latour FZM.

Nach dem Wunsche der Herren Scherzer, Kalazdy, Ranftl, Lechleitner und Habza nehme ich keinen Anstand zu erklären, dass die Urheber und diejenigen, welche bei den heutigen unglücklichen Vorfällen eine Schuld trifft, einer strengen Untersuchung und Ahndung unterzogen und dass die Ergebnisse derselben bekannt gemacht werden.

Pillersdorff.

Die Unterzeichneten bestätigen dass die Truppen der Garnison sich bereits nach dem Auftrage des Commandirenden in die Casernen zurückgezogen haben und nur über Aufforderung der Nationalgarde zur Unterstützung derselben aufgeboten werden können.

Pillersdorff. Latour.

Documenta loquuntur. Eines Commentars bedarf es nicht. Und was der Inhalt nicht spricht, dafür zeugt der holprige Text[1]).

---

[1]) Fremden Beobachtern die dazumal in Wien weilten, erschien die ganze Geschichte schier unglaublich: „For it was not supposed that the ministry, howevre week and wavering their previous conduct had proved them, could have been guilty of so gross an absurdity as to have issued an ordre without knowing whether they possessed either the moral or physical courage necessary to carry it into effect“; Stiles I 137. — In der Literatur, so weit ich sie kenne, fand Pillersdorff für seine Haltung am 15. und 26. Mai nur einen Lobredner: „Das Verdienst hat dieser Mann, dass jedesmal

Nicht einmal die vorausgesetzte Wirkung kopfloseſter Nachgiebigkeit trat ein. Das Militair rückte erleichtert durch die Befreiung von einem nutzloſen Aufmarſch in ſeine Caſernen ein[1]). Die Placate befriedigten das aufſtändiſche Volk nicht: „zu oft ſchon ſind wir getäuſcht worden", hörte man Leute ſagen. Die Barricaden wurden nicht abgetragen, ſondern vermehrt und verſtärkt. Als der ſonſt ſo beliebte Goldmark auf dem Hohen Markt von ihrer Abtragung zu ſprechen anfing, wurde er von den Erbitterten feſtgenommen, bis ihn eine Abtheilung der akademiſchen Legion befreite.

Nur die Erfüllung des „Wunſches" der Herren Scherzer, Kalazdy ꝛc. wurde ſogleich in Angriff genommen. Es galt der „ſtrengen Unterſuchung und Ahndung" jener, die ſich als Urheber und Förderer des Attentats auf die Majeſtät des Volkes und der akademiſchen Legion ſchuldig gemacht hatten: es waren jene Männer die an der Seite des Miniſteriums geſtanden und deſſen Unternehmen unterſtützt hatten und die jetzt Pillersdorff mit eiliger Bereitwilligkeit der Rache ſeiner und ihrer Gegner preisgab. In §. 3 ſeines Erlaſſes vom 27. hieß es ausdrücklich: „Graf Hoyos bleibt unter Vorbehalt eines geſetzlichen Vorgangs als Bürgſchaft für das Zugeſicherte und für die Errungenſchaften des 15. und 16. Mai unter Aufſicht des Bürgerausſchußes". Auf der Aula prangten Montecuccoli's und Hye's Namen am Galgen, und nun begann das Gericht über ſie und ihre Genoſſen. In die Wohnung Hye's wurden zwei Mann Nationalgarde geſchickt, die ihn bewachten; ſein Genoſſe Endlicher wurde nicht gefunden, er war und blieb verſchollen. Hoyos, der bis dahin ſo beliebte Nationalgarde-Obercommandant, war Gegenſtand der ärgſten Erbitterung, vorzüglich der Arbeiter. „Das iſt ſchon die dritte Revolution", hörte man die Hetzer ſagen; „die lumpigen Ariſtokraten fangen immer von neuem an; es wird nicht eher ein Ende ſein, als bis ſie alle aufgeknüpft

---

ſobald er den mit Macht auftretenden Volkswillen erkannte, er ſich demſelben pflichtgemäß benahm, und es gereicht ihm zur Ehre daſs unter ihm während der drohendſten Momente niemals Blut gefloſſen iſt". Hat es dem gefallenen Miniſter Freude gemacht, als er 1849 in Violand's Enthüllungen aus Öſterreichs jüngſter Vergangenheit (Hamburg Hoffmann et Campe 1849) S. 21 dieſes Wohlverhaltenszeugnis zu Geſicht bekam?

[1]) Kudlich berichtet I 185 als Augenzeuge, wie zu einer Abtheilung vom Regimente Nugent, die bei der Rothenthurmſtraße ſtand, der Befehl kam ſich aufs Glacis zurückzuziehen, „worüber das Militair ebenſo ſich freute wie das Civil".

sind!“ Die Studenten benützten die Zwischenzeit um die ärgsten Schreier auf Commando auszuschicken. Es wurde in Hoyos' Wohnung geschickt. Von Garden und Legionairen in die Mitte genommen wurde er in dem Convictsgebäude gegenüber der Aula in Sicherheit gebracht. Die Menge vor dem Thore tobte, sie wollte das Haus stürmen. „Hängen! Aufknüpfen den Verräther!“ Ein Akademiker trat ans Fenster: „Brüder, gewiss wird er gehenkt werden, wenn er schuldig ist; aber erst muß er vor Gericht“. Auch Füster legte sich ins Mittel, indem er sein Ehrenwort gab den Gefangenen nicht entwischen zu lassen.

Auch der als kaiserl. Oberstthofmeister fungirende Graf Moriz Dietrichstein wurde von Akademikern in seiner Wohnung in der obern Bräunerstraße aufgehoben und auf die Universität gebracht, obwohl er sich an den Ereignissen des Tages gar nicht betheiligt hatte; aber er sollte, wie Füster sagt, als Geisel dienen, „um im Falle einer abermaligen Perfidie jemand in Händen zu haben und Repressalien üben zu können“. Dietrichstein zeigte keine Furcht, er erfuhr gute Behandlung, die Studenten gewährten ihm alles was er wünschte, er konnte einen Officier in seine Wohnung senden, um seine Gemahlin über sein Schicksal zu beruhigen. Er wurde in der Abenddämmerung nach Hause entlassen [1]).

Schwieriger war die Sache mit Colloredo, in dessen Wohnung, Seitenstetterhof Nr. 464 nächst der jüdischen Synagoge, gleichfalls eine Abtheilung Studenten geschickt wurde. Er war von Freunden beizeiten gewarnt worden und hatte mit seiner Frau einen Versteck gefunden, in welchem die beiden sehr eng und unbequem angstvolle Stunden zubrachten, während es sich ihre Häscher in den Herrschaftszimmern wohl sein ließen, da sie sich überzeugt hielten dass der Graf im Hause sei und darauf rechneten der Hunger werde ihn heraustreiben. Allein es gelang Colloredo am andern Tage sammt seiner Frau in einer Verkleidung das Freie zu gewinnen und in der Töpper'schen Fabrik bei Scheibbs Unterkunft zu finden.

Montecuccoli entkam nach Linz und, als man dort auf ihn aufmerksam wurde, nicht ohne Mühe und Gefahr ins Gebirge [2]).

---

[1]) Arneth Aus meinem Leben (Wien 1891. Als MS. gedruckt) I 306.

[2]) Aus Salzburg 8. Juni schrieb Montecuccoli einen ausführlichen Brief an Pillersdorff, worin er sich gegen die Beschuldigungen wehrte: er habe zur Auflösung der akademischen Legion den Befehl erlassen und zur Durchführung dieses

Doblhoff, der wohl kaum etwas zu fürchten hatte, nahm mit seiner Familie Wohnung in Brunn am Gebirge, wo es vergleichsweise ruhig war, während in Perchtoldsdorf, Maria-Enzersdorf, in der Brühl Wühlereien mancherlei Art stattfanden. Auch die Vertreter der conservativen Journalistik fühlten sich nicht länger sicher in Wien: Hock, Redacteur der constitutionellen Donauzeitung verlor sich aus der Stadt; Bäuerle, in dessen Wohnung Bewaffnete drangen, machte mit den Seinen in aller Eile einen „kleinen Landausflug" ...

Auf den aufgeregten Tag folgte eine noch aufgeregtere Nacht, als sich auf einmal der Schreckensruf verbreitete: „Der WindischGrätz kommt!" Beim Schottenthor, hieß es, sei Militair eingedrungen; nein, sagten andere, beim Kärntnerthor. Man glaubte Schüße gehört zu haben. Trommeln wirbelten, die Universitätsglocke wurde geläutet, vom Stephansthurm tönten die unheimlichen Schläge. Hannibal ante portas! „Verrath! Verrath!" Alles lief durcheinander, Pechfackeln verbreiteten einen gespenstischen Schein, in den Fenstern der Häuser wurden Lichter angezündet, betäubendes Geschrei erfüllte die Straßen. An den Barricaden wurde von neuem gebaut, wer nicht freiwillig Steine herbeitragen wollte wurde gezwungen, die halbe Bevölkerung schien sich in Lastträger, Handlanger, Maurer verwandelt zu haben. Man wusste dass Bauern einen großen Theil der Landstraßen, die Taborbrücke und die Brücke der Nordbahn unpraktikabel gemacht hatten: konnten drei böhmische Regimenter, von so vielen sprach man, plötzlich aus der Erde gewachsen oder, gleich dem heiligen Haus von Loreto, von Engeln über Nacht von den Ufern der Moldau an jene der Donau getragen worden sein?! Man hatte im ersten Augenblick des Schreckens Patrouillen nach

---

Befehls Militair herbeigerufen: „Ersteres lag nicht in meiner Befugnis", letzteres sei ihm nicht möglich gewesen, weil er den ganzen Tag von anderen Dingen in Anspruch genommen gewesen: zwischen sieben und neun auf der Aula unter den Studenten; dann mit einer Deputation bei ihm, Pillersdorff; sodann in Begleitung des „Friedensmannes" Dr. Köck und des Practicanten Zulauf — Nicolaus im Ministerium des Äußern? — zur Besichtigung der Stadtthore; den übrigen Theil des Tages im Kriegsministerium und in der Umgebung Pillersdorff's, wo er weder Barricaden noch Militair zu Gesicht bekommen habe. Original im amtlichen Nachlasse Pillersdorff's, wo auch ein vom 28. Mai datirtes Schreiben des Grafen Hoyos zu lesen ist, der sich bitter über den o. a. §. 3 beklagt — „also gefangen!" — und den Minister auf das dringlichste bittet, seinen „Einfluß dahin zu verwenden, damit ich aus dieser peinlichen Lage komme und endlich den Meinen zurückgegeben werde".

allen Seiten ausgesandt, sie kamen alle mit der Meldung zurück nichts gefunden zu haben. Zuletzt erfuhr man, in der Nacht sei mit dem Presburger Dampfer eine Anzahl von Juraten bei Fackelschein ans Land gestiegen. Sollte das den sinnlosen Schrecken veranlasst haben?!

* * *

Zu den Errungenschaften des 26. Mai gehörte eine, die für die Partei des politischen Umschwunges von größerer Wichtigkeit und Bedeutung als alle anderen war. Denn das Ministerium fand keine Einwendung zu machen „dass die Angelegenheiten Wiens und Umgebung von einem aus Studenten und Bürgern sich bildenden Ausschuße selbständig geleitet und dass von diesem Ausschuße die Volksrechte der gesammten österreichischen Länder gewahrt“ würden. Dieser „Ausschuß der Bürger, Nationalgarden und Studenten“, für die alsbald der kürzere Titel „Sicherheits-Ausschuß“ in Übung kam, trat an die Stelle des frühern sog. magistratischen Sicherheits-Ausschußes und des erst in den letzten Tagen vom Ministerium geschaffenen „Comité für Ordnung und Sicherheit“, das sich sofort auflöste[1]). Die Studenten standen im officiellen Titel an dritter, in der ministeriellen Bewilligung an erster Stelle, und letzteres entsprach der Thatsache. Von den fünf Corps der akademischen Legion, Juristen, Mediciner, Philosophen, Techniker, Künstler, entsandte jedes drei Mitglieder in den Ausschuß. Der Ausschuß „der sich die Aufgabe gestellt hat die constitutionellen Rechte des Volkes zu wahren und für Ruhe und Ordnung zu wachen“, trat am Nachmittage des 27. zusammen und kündigte sich der Bevölkerung in einem Aufrufe an, der mit der Mittheilung schloß, der Ausschuß werde „permanent auf dem Rathhause in Thätigkeit“ sein[2]).

Denn die „Thätigkeit“, die der Ausschuß unter Fischhof's maßvoller Leitung auf sich nahm, und die Vollmachten dazu waren

---

[1]) „Der Sicherheits-Ausschuß war der Niederschlag des Sieges der radicalen Partei, und die Armee dieser Partei, welche die Schlachten des Mai geschlagen, waren die Arbeiter. Auf das Zusammenhalten dieser Armee mußten die Radicalen eifersüchtig wachen“; Zenker Wiener Revolution (Wien Pest und Leipzig, Hartleben 1897) S. 159.

[2]) Peyer Chronik 205 f., Rosenfeld Studenten-Comité 66 und Schulz Marginalien (Wien 1854) 36—39. Der Aufruf war unterzeichnet von Goldmark, Füster und Jur. Dd. Aloys Franelich.

ja von weitestem Umfange. „Das Ministerium", erklärte Pillersdorff im Namen des Ministerrathes, „stellt das gesammte Staatseigenthum wie jenes des Allerhöchsten Hofes, alle öffentlichen-Anstalten und Sammlungen, Institute und Körperschaften der Residenz unter den Schutz der Bevölkerung von Wien und des neu gebildeten Ausschusses und erklärt denselben unabhängig von jeder andern Behörde" [1]). Ja Pillersdorff für seine Person that noch mehr! Sollte der Ausschuß eine Verfügung oder Verordnung des Ministeriums für nothwendig erachten, so werde dieses „nicht unterlassen dem diesfalls gestellten Ansuchen zu entsprechen und den Ausschuß von seinem Erlasse jederzeit sogleich verständigen" [2]).

Der Sicherheits-Ausschuß und die in seinem Schoße so zahlreich vertretene Studentenschaft säumten nicht den gewonnenen Sieg zu benützen und Forderungen von großer Tragweite zu stellen. Auf der Aula beantragte Dr. Cheizes zu verlangen daß der Nationalgarde und akademischen Legion Kanonen zur Verfügung gestellt, daß die Stadtthore von ihnen gemeinschaftlich mit dem Militair besetzt und, mit Ausnahme der Wachen im Kriegsgebäude, alle anderen Wachen allein von ihnen besetzt werden, und in der ersten Sitzung des Ausschußes erschien Alexander Bach, der überhaupt dem Treiben in diesen Tagen nicht fern stand, an der Spitze einer Deputation der akademischen Legion mit dem Begehren: innerhalb sechs Meilen rings um die Stadt Wien dürfe kein Militair aufgestellt werden [3]).

Denn trotz des kolossalen Aufsitzers in der vergangenen Nacht ließ das böse Gewissen den Aufständischen keine Ruhe immer und überall Soldaten zu wittern. Der Wauwau WindischGrätz kam ihnen nicht aus dem Sinn; bei Lundenburg, bei Marchegg sammele er Truppen; im

[1]) . . „the most extraordinary document that ever was signed"; Stiles I 140*).

[2]) Peyer a. a. O. Die erste Kundmachung datirt vom 27., die zweite von Pillersdorff allein herausgegebene vom 28. Mai.

[3]) Dieses Factum führt Doblhoff in seinen „Mittheilungen" an und beruft sich dabei auf das „Eingesendet" eines Franz Burckholdt vom 23. Oktober 1885, das ich aber nirgends gefunden habe. Siehe auch (Kászony) Ungarns vier Zeitalter II 47: „Ich stand mit ihm (Bach) auf einer und derselben Barricade in den Maitagen, er haranguirte das Volk mit der ausgesprochensten Erbitterung gegen den Hof und die Dynastie; mir gefielen seine Angriffe, gar zu sanguinäre Reden nicht" ꝛc. Die ganze Stelle ist ungemein scharf gehalten.

Prater werden Raketen aufsteigen als Zeichen für die in den Wiener Casernen consignirte Garnison. Im Universitätsgebäude glaubte man ein unterirdisches Geräusch zu vernehmen; von den Dominicanern, hieß es, führen verdeckte Gänge zur alten Universität, Soldaten werden diese benützen und von da plötzlich auftauchen. Das alberne Gerücht wurzelte so fest, dass Füster, der jetzige Commandant, einige Studenten mit einem Schemnitzer Berg-Akademiker an der Spitze mit genauester Untersuchung betraute. Selbstverständlich fand sich nichts.

Die Barricaden blieben stehen, es war nirgends ein Feind zu sehen, aber er könnte kommen! Wien wurde jetzt zur wahrhaften Barricadenstadt. Denn es waren die Tage gekommen, an welchen „das Volk in Barricadenschrift seinen Willen schrieb; mit steinerner Schrift“, sagt Sigmund Engländer, „protestirte das Volk von Wien gegen jede Antastung der Studentenschaft“. Alle Hauptstraßen und einmündenden Nebengassen waren durch Bollwerke, von denen einzelne bis an den ersten Stock hinanreichten, abgesperrt, so dass jeder Wagenverkehr unmöglich und selbst das Passiren von Fußgängern erschwert war. Und wehe den Eigenthümern sowie den Wohnparteien der anstoßenden Häuser! Alle auf die Gasse führenden Räumlichkeiten wurden von mit Flinten bewaffneten Studenten und Arbeitern besetzt, die sich darin wohnlich einrichteten und bewirthen ließen, im ersten Stock auf Teppichen und Samtmöbeln, höher hinauf was eben die Quartierleute leisten konnten. Sie hoben die Fenster bis ins vierte Stockwerk hinauf aus und legten auf die Fensterbretter Pflastersteine, sie nannten sie scherzweise „Blumentöpfe“. Auch siedendes Wasser mußte in Bereitschaft sein. In der Nacht blieben die Häuser beleuchtet, „um bei einem etwaigen Anschlage gegen die Gascandelaber größeres Unheil zu verhüten“.

An den größeren Barricaden, in der Nähe der Universität, an der „Kaiserbarricade“ am Eingang der Naglergasse, auf dem Stephansplatz, auf der Freiung waren Öffnungen angebracht, durch die sich eine Person durchwinden konnte. Auch wo keine Barricaden standen, aber solche in der Nähe waren, mußte man bei dem aufgerissenen Pflaster und den zerstreut umherliegenden Steinen behutsam einherschreiten.

Auf den Barricaden selbst herrschte ausgelassene Heiterkeit. Das Gaudeamus igitur, das Fuchslied, das Arndt'sche „Vaterland“ wurden gesungen, richtiger: gebrüllt; die „brüderliche“ Vereinigung der aka-

demischen Legion, eines großen Theiles der Nationalgarde und der Arbeiter mit immer neuen Toasten gefeiert. Es fehlte an „Schwestern" nicht die sich in dieser Atmosphäre sehr wohl fühlten. Füster selbst gesteht Frauenzimmer auf den Barricaden geküßt zu haben; zu mehrerem war er, wie Med. Dr. L. A. Frankl versichert, physisch nicht fähig. Doch andere waren dazu da, und zu zahlreich sind die Berichte von den „Orgien auf offener Straße", von den „Bachanalien", deren Schauplatz diese und jene Barricade, darunter die Riesenbarricade unter den Fenstern des erzbischöflichen Palastes, waren, als dass man an der Thatsache zweifeln könnte [1]).

Überhaupt war in mehr als einer Richtung alles außer Rand und Band. „In Wien", sagt Violand, „war nun die Republik, obgleich es leider niemand erkannte; denn hätte dies nur irgend jemand erfasst und im Sicherheits-Ausschuße darauf hingewiesen, so würde die Zukunft sicher eine andere Gestalt angenommen haben" [2]). Die Universität war nicht mehr Herrin der Bewegung. Im Gebäude selbst sah es gräulich aus. Überall lagen Pflastersteine in Bereitschaft, die Hörsäle waren mit Strohsäcken angefüllt, Lehrstühle, Bänke, Tische waren blos Trümmer; verschont blieb nur der riesige Prachtsaal in seiner ursprünglichen Schönheit, seit den Märztagen geschmückt mit den Widmungen der Deputationen aus den verschiedenen Gebieten der Monarchie. Hier hielt Füster den auf die Universität beschiedenen Arbeitern am 27. nachmittags eine salbungsvolle Rede an seine „Brüder und Schwestern in Christus, in der Freiheit und Liebe" [3]). In der Stadt herrschte der Pöbel. Männer und Weiber, bewaffnet mit Schaufeln, Hauen, Beilen, Brecheisen, mit zugespitzten Eisenstangen, Schienen die

[1]) Rosenfeld Studenten-Comité S. 63 führt die „Worte eines geistreichen Schriftstellers" an, der dem Erscheinen des andern Geschlechtes auf den Barricaden folgende beschwichtigende Auslegung gibt: „Jene Frauen, die sich den Studentenbewegungen anschließen, haben gewiss ihren Liebsten oder ihren Mann dabei und sind da, weniger vielleicht ihn zu schirmen als ihn zu überwachen, dass er über die Dame Freiheit nicht ihnen ungetreu werde".

[2]) Sociale Geschichte 115. Zenker der die Schrift Violand's fleißig benützte, hat S. 140 dem gleichen Gedanken Ausdruck gegeben, indem er die Mai-Revolution den „Höhepunkt der Wiener Bewegung des Jahres 1848" nennt und sich zugleich von einem Größern etwas ausleiht: „Eine große Epoche ward auf den Wiener Barricaden im Mai geboren, aber der große Moment fand ein kleines Geschlecht. In Wien war thatsächlich die Republik, aber leider ahnte das niemand".

[3]) Füster I. 163—167.

sie den Geleisen der Nordbahn entnommen hatten, durchzogen lärmend die Straßen: „Der Kaiser muß zurück, das Militair muß fort! Nieder mit den Aristokraten, eher verlassen wir die Barricaden nicht!“ Man hat nachträglich die Gutmüthigkeit des Wiener Pöbels gerühmt, weil an Gewölbthüren „Heilig ist das Eigenthum!“ angeschrieben stand. Es soll auch nicht geläugnet werden, dass einzelne Fälle Züge von edleren Regungen unter den Arbeitern aufwiesen[1]), dass Plünderungen nicht vorkamen und grausame Acte der Volkswuth durch rechtzeitiges Eingreifen der Nationalgarde und Legion verhütet wurden. Aber so ganz ohne Lohn und Entgelt war jene Gutmüthigkeit denn doch nicht. An den Barricaden standen Arbeiter mit Becken und Sammelbüchsen, die von solchen die das Hindernis übersteigen oder durch das offen gelassene Pförtchen schlüpfen wollten ihren Obolus verlangten, während am Graben Studenten die Vorübergehenden um Almosen „für den verarmten Adel Österreichs“, wie sie das Proletariat nannten, anbettelten. Aus den Häusern wurde reichlich durch Speise und Trank dafür gesorgt, die Herren Studenten und die Brüder Arbeiter bei guter Laune zu erhalten; Frauen und Fräuleins, von Dienstmädchen gefolgt, brachten Eswaren aller Art, Krüge voll Bier, Kaffeekannen mit Schalen und Gläsern. Im „Hauptquartier“ der Studentenschaft fanden, wie der „Commandant“ Füster selbst angibt, Geldbetheiligungen der Arbeiter ununterbrochen statt.

Der 28. Mai war ein Sonntag. Allgemeine Wallfahrt der Wiener zu den Barricaden, deren Größe sie neugierig musterten. In der Aula, wo Reden verschiedenen Inhalts angehört wurden, hielten Arbeiter und Arbeiterinen Wache, „es herrschte der edelste Anstand“[2]). Aber schon sollte es mit der Herrlichkeit der Barricaden ein Ende haben. Der neu gebildete Sicherheits-Ausschuß zeigte sich gescheiter und muthiger als das Ministerium das ihn eingesetzt hatte: die Reinigung der Stadt von jenen verstandlosen Ungethümen war eine seiner ernsten Thaten. Die Universität wollte sich nicht gleich fügen, man zog dort Leute zur Verantwortung, die man festgenommen hatte weil sie angeblich Arbeitern

[1]) Als in ein Bureau der kaiserlichen Post, so wird erzählt, bewaffnete Arbeiter drangen, erblickte einer von ihnen eine offene Schublade, in der Silbergeld und Banknoten lagen; er rief seine Kameraden herbei, stieß die Lade zu und übergab den Schlüßel einem herbeigerufenen Amtsdiener.

[2]) Füster I 177.

Geld geboten hatten Barricaden abzuräumen. Doch der Sicherheits-Ausschuß blieb fest. Füster's Adjutanten den stud. phil. **Waldeck**, der sich dem Gebote widersetzen wollte, ließ Fischhof arretiren. Ehe die Arbeiter Hand ans Werk legten, erschienen Abtheilungen von ihnen, Nationalgarden und Legionaire vor dem Trattnerhof und brachten Pillersdorff eine Serenade: Arndt's „Deutsches Vaterland", aber auch die Volkshymne wurde gesungen. In der Nacht wurde an die Abtragung der Barricaden geschritten und diese mit solcher Emsigkeit fortgesetzt, daß am 29. schon Wagen fahren konnten, allerdings mit Mühe und Vorsicht: denn die Herstellung des aufgerissenen Pflasters nahm einige Tage in Anspruch.

* * *

Der Wonnemonat sollte nicht zu Ende gehen, ohne den Wienern eine ganz merkwürdige Überraschung zu bereiten.

Schadenfreude bei den Einen, Verwunderung, Bestürzung, Erbitterung bei den Anderen erregte es, als am 29. Mai das amtliche Blatt (Nr. 149), an dessen Spitze man seit dessen Bestande das „Österreichisch-Kaiserlich", die Bezeichnung der Privilegirtheit und den doppelköpfigen Adler zu sehen gewohnt war, plötzlich ohne alle diese charakteristischen Merkmale ganz einfach als „Wiener Zeitung" erschien; auch von der Gheleu'schen Druckerei in den Graf Traun'schen Häusern auf der Landstraße war der Adler herabgenommen. In allen Kreisen machten diese Wahrnehmungen das ungeheuerste Aufsehen. „Die Wiener Zeitung hat den Kopf verloren", riefen die Spaßmacher, während dies richtiger von jenen zu sagen war, welche den überraschenden Wechsel veranlaßt hatten, ohne alle und jede vorausgegangene Erklärung, und das unmittelbar nach den Barricadentagen wo alle Welt, besonders wenn man sich an den berüchtigten Leitartikel vom 18. Mai erinnerte, der Vermuthung Raum geben mußte, die Redaktion der nicht blos adlerlosen sondern wohl gar kaiserlosen „Wiener Zeitung" sei vollends unter die Demokraten gegangen. Wenn, wie vielseitig behauptet wurde, die Anordnung zu dieser „Enthauptung" des Regierungsblattes unmittelbar von Pillersdorff ausgegangen war, um dem fortwährenden Gezeter gegen Monopols- und Privilegienwesen ein Ende zu machen[1]),

[1]) Smets Geschichte der Wiener Revolution (Wien Waldheim 1872) S. 314.

sie den Geleisen der Nordbahn entnommen hatten, durchzogen lärmend die Straßen: „Der Kaiser muß zurück, das Militair muß fort! Nieder mit den Aristokraten, eher verlassen wir die Barricaden nicht!“ Man hat nachträglich die Gutmüthigkeit des Wiener Pöbels gerühmt, weil an Gewölbthüren „Heilig ist das Eigenthum!“ angeschrieben stand. Es soll auch nicht geläugnet werden, dass einzelne Fälle Züge von edleren Regungen unter den Arbeitern aufwiesen[1]), dass Plünderungen nicht vorkamen und grausame Acte der Volkswuth durch rechtzeitiges Eingreifen der Nationalgarde und Legion verhütet wurden. Aber so ganz ohne Lohn und Entgelt war jene Gutmüthigkeit denn doch nicht. An den Barricaden standen Arbeiter mit Becken und Sammelbüchsen, die von solchen die das Hindernis übersteigen oder durch das offen gelassene Pförtchen schlüpfen wollten ihren Obolus verlangten, während am Graben Studenten die Vorübergehenden um Almosen „für den verarmten Adel Österreichs“, wie sie das Proletariat nannten, anbettelten. Aus den Häusern wurde reichlich durch Speise und Trank dafür gesorgt, die Herren Studenten und die Brüder Arbeiter bei guter Laune zu erhalten; Frauen und Fräuleins, von Dienstmädchen gefolgt, brachten Esswaren aller Art, Krüge voll Bier, Kaffeekannen mit Schalen und Gläsern. Im „Hauptquartier“ der Studentenschaft fanden, wie der „Commandant“ Füster selbst angibt, Geldbetheiligungen der Arbeiter ununterbrochen statt.

Der 28. Mai war ein Sonntag. Allgemeine Wallfahrt der Wiener zu den Barricaden, deren Größe sie neugierig musterten. In der Aula, wo Reden verschiedenen Inhalts angehört wurden, hielten Arbeiter und Arbeiterinen Wache, „es herrschte der edelste Anstand“[2]). Aber schon sollte es mit der Herrlichkeit der Barricaden ein Ende haben. Der neu gebildete Sicherheits-Ausschuß zeigte sich gescheiter und muthiger als das Ministerium das ihn eingesetzt hatte: die Reinigung der Stadt von jenen verstandlosen Ungethümen war eine seiner ernsten Thaten. Die Universität wollte sich nicht gleich fügen, man zog dort Leute zur Verantwortung, die man festgenommen hatte weil sie angeblich Arbeitern

[1]) Als in ein Bureau der kaiserlichen Post, so wird erzählt, bewaffnete Arbeiter drangen, erblickte einer von ihnen eine offene Schublade, in der Silbergeld und Banknoten lagen; er rief seine Kameraden herbei, stieß die Lade zu und übergab den Schlüßel einem herbeigerufenen Amtsdiener.

[2]) Füster I 177.

Baumgartner Andreas Minister 69.
Becher Julius Dr. 91.
Bombelles Heinrich Graf Prinzenerzieher 69, 89; Memoiren? s. Wertheimer.
Boskowitz 66.
Breuner Graf August 69 f. 93.
Brünn statt Wien? 67.
Burian stud. 82.
Burckholdt Franz 108 [3]).

Carl Theaterdirector, von den Radicalen in Verdacht genommen 62.
Central-Comité der N. G. Bürger und Studenten 68 f.; gegen und für dessen Fortbestand 72—77; Beschluß der Auflösung 84, 86.
Cheizes (Chaises) Awrum Dr. 108.
Clary Fürst und Fürstin 64.
Colloredo Graf Ferdinand Commandant der akademischen Legion für ihre Selbstauflösung 97 f.; entkommt aus Wien 105.

Dercsényi Johann Frhr. v. k. k. Hofrath 73.
Dietrichstein Graf Moriz, k. k. Obristhofmeister, verhaftet und enthaftet 105.
Doblhoff Anton Frhr. v. Handels-Minister Programm 69 f.; am 15. Mai 82; in Brunn a. G. 105.
— Mittheilungen aus dem Jahre 1848 (N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12058/9) 81 [1]).

Endlicher Stephan Professor 76, 78 f., 98, 101.
Engel Med. Dr. 78 f., 101.
Engländer Sigmund 109.

Ferdinand I. Kaiser Flucht nach Tyrol 88 f.; Manifest an seine Völker 96.
Ficquelmont Karl Ludwig Graf Minister des Äußern 59; Aufregung gegen ihn 61 f.; zum Rücktritt gezwungen 63—67.
— Aufklärungen (Leipzig Barth 1850) 60 [1]).
Fischhof Dr. Adolf 73, 78 f., 93; für und dann gegen die Auflösung der Legion 97, 99, 101; Präsident des Sicherheits-Ausschußes 107, 112.
Flaschhart Joseph 62.
Franelich Aloys Dd. 107 [2]).
Frank Franz Dr. 99 f.
Frankl Dr. Ludwig August 110.
Franz Joseph Erzherzog in Italien 88 f.
Franz Karl Erzherzog am 15. Mai 80, 82.
Freund Karl 69 [1]).
Fritsch 77.
Füster Anton Dr. Professor 75; Feldpater der akademischen Legion 76; am 15. Mai 79, 82; gegen die Selbstauflösung der Legion 97, 99—102; Commandant von Wien 102 [1]), 109 f.

Giskra Karl Dr. Arretirung des „Polizeispitzels" Rößler 63 f.; am 15. Mai 81 f.
Goldmark Dr. Joseph 68, 73; am 15. Mai 77—79; bei der Verhaftung Häfner's 93; für und dann gegen die Auflösung der Legion 97, 104.
Gritzner M. C. 85.

Häfner Leopold festgenommen und verhaftet 91 f.; freigegeben 102.
Härdtl Joseph Fünfundzwanzig Jahre (Wien 1882) 65 [1]), 83 [1]).
Hamppe Nationalgarde, Ereignisse am 15. Mai (Wr. Ztg. Abend-Beil. vom 23. Mai) 82 [1]).
Hartig Franz Graf Genesis (Leipzig Fleischer 1850) 66 [1]); über Pillersdorff 67 [2]), 86 [2]).
Hattingberg Dr. Gustav 93 [1]).
Haubner Franz 62.
„Heilig ist das Eigenthum" 111.
Heß Heinrich Ritter v. k. k. FML. 63, 69.
Heyßig Nationalgarde 71.
Heyßler Moriz k. k. Professor am Theresianum 113.
Hock Karl Dr. k. k. Regierungsrath flüchtet aus Wien 106.
Hoyos Ernst Graf k. k. FML. Nationalgarde-Ober-Commandant legt seine Stelle nieder 63, 69, 76: Auflösung des Central-Comité der N. G. 73; am 15. Mai 80; nach Innsbruck 94 f.; von Pillersdorff preisgegeben 104; von den Studenten verhaftet 104 f., 106 Anm.
Hruby Dr. Präsident des Central-Comité der N. G. 69 [1]), 78.
Hurter und seine Zeit (Graz 1876/7) 94 [2]).
Hye Anton Dr. k. k. Professor von den Radicalen in Verdacht genommen 62; am 15. Mai 79; am 18. Mai 92; für die Auflösung der akademischen Legion 98—101; von den Studenten verhaftet 104.

Innsbruck kaiserliches Hoflager 87, 94—96.

Johann Erzherzog Stellvertreter des Kaisers und Regent? 91.
Juraten Pester in Wien 107.

Kaiser Joseph 93.
Karolina Augusta Kaiserin nach Salzburg 88.
Kászony Agent Kossuth's in Wien 72.
— Ungarns vier Zeitalter (Leipzig Kollmann 1868) 79 [1]).
Köchel Ludwig von, Dr. 69 [1]).
Kraus Philipp Frhr. v. Finanz-Minister 102 f.
Kublich über die Anarchie und das Ministerium 71 f.; am 18. Mai 91.
— Rückblicke (Wien 1878 Simmon) 64 [1]).

Latour Theodor Graf Baillet de, Vorleben 60 f.; Kriegs-Minister 61, 87 bis 90, 102 f.
Lebzeltern-Collenbach Franz Frhr. v. Staats- und Conferenz-Rath 69.
Legion akademische s. Aula, Colloredo.
Lerch Johann Alexander Med. Dr. 78.
Lesevereín juridisch-politischer von den Radicalen in Verdacht genommen 62; Katzenmusik 63.
Liguorianer vervehmt und verfolgt 62.
Linz statt Wien? 67; Flucht des Hofes 89, 94 f.
Löbenstein Emanuel 91.
Loos Hubert k. k. Oberlieut. bei Dreier-Jägern 101.
Ludwig Erzherzog aus Wien entfernt 69 f.
— XVI. 87.

Mahler Moriz 92.
Mannheimer Isaak Noah israelitischer Prediger, für die Arbeiter 72, 78.
Maria Anna Kaiserin 88, 95.
Milde Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof von Wien Katzenmusik 62 f.
Montecuccoli Albert Graf 69 f.; Auflösung des Central-Comité 93, 97, 101; für Auflösung der akademischen Legion 99 f.; flüchtig aus Wien 105; Schreiben an Pillersdorff 105 [2]).

Nationalgarde der Landstraße conservativ, am 15. Mai 76, 85; Central-Comité s. d.
Nawratil Caspar 62.
Nordstein Geschichte der Wiener Revolution (Leipzig Lorck 1850) 98 [1]).
Nugent Inf.-Reg. Nr. 30 (Lemberg) 99 f., 104 [1]).

Pergen Graf Anton k. k. Obrist 89.
Peyer Wiener Chronik 1848 (Wien Sallmayer 1850) 71 [3]) *et passim.*
Pillersdorff Franz Frhr. v. Minister des Innern will ausspannen 59; in der Sache Ficquelmont's 66 f.; Minister-Präsident 69, 70; in der Verfassungsfrage 68; in Sachen des Central-Comité 73, 75; am 15. Mai 77 f., 80 bis 84; am 26. Mai 98—104, 108, 112.
— Nachlass (Wien 1863 Braumüller) 59 [1]) *et passim.*
— Rückblicke (Wien Hügel et Manz 1849) 74 [1]).
Prag statt Wien? 67; National-Comité 75.
Pratobevera Aus dem Nachlasse (N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12016 f., 12024) 84 Anm., 85 [3]).
Purgold Heinrich k. k. Hofsecretair 88.
Purtscher Med. stud. 97.

Reutter Jacob Professor 93.
Ribarz L. 91.
Rößler Albert „Polizeispitzel" 63 f.
Rohan Fürst Camillo 74.
Rosenfeld Studenten-Comité (Bern Fischer 1849) 68 [1]).

Sardagna Joseph Frhr. v. k. k. GM. Adlatus des Commandirenden 65, 78, 99 f.
Schiel Heinrich Dr. 69 [1]), 73.
Schleswig-Holstein, österr. Hilfscorps verweigert 61.
Schütt Nationalgarde 66 [1]).
Schütte Dr. Sturm-Petition 66.
Schuselka gegen Ficquelmont (Wien Jasper Hügel et Manz 1850) 66 [1]).
Schwarzenberg Friedrich Cardinal Fürst-Erzbischof von Salzburg 95.
Seidlitz Julius 77.
Sicherheits-Ausschuß, der magistratische 93; der Bürger Nationalgarde und Studenten 107 f., 111 f.
Sommaruga Franz Frhr. v. d. ä. Unterrichts-Minister 59, 68, 70, 96.
— d. j. 72.
Stiles William Austria in 1848/9 (New-York Harper 1852) 65 [1]), 103 [1]), 108 [1]).
Sophie Erzherzogin über den Fall Ficquelmont 67; nach dem 15. Mai 87 f., 91, 94.
Stubenrauch Moriz v. k. k. Professor am Theresianum 113.
Studenten-Comité Sitzungssaal 67 f.; s. weiter Aula.

Taaffe Ludwig Justiz-Minister Rücktritt 59.

Talatzko von Gestietitz n.-ö. Regierungs-Präsident Rücktritt 69.
Taufenau Karl am 15. Mai 88, 91.
Taußig Wilhelm Dr. 93.
Thun Graf Friedrich und Leo 94.
Tilli stud. 66 [1]).
Tuvora Joseph festgenommen und verhaftet 91 f.; freigelassen 102.

Unger Joseph stud. jur. 68, 77, 79.

Verfassung vom 25. April, Agitation gegen sie und die Wahlordnung 71 f., 75; Zurücknahme am 15. Mai 79—85.
Violand Ernst v. Dr. 93, 110.
— Enthüllungen aus Österreichs jüngster Vergangenheit (Hamburg Hoffmann et Campe 1849) 103 [1]) f.
— Sociale Geschichte der Revolution in Österreich (Leipzig O. Wigand 1850) 73 [1]).
Vitzthum Graf Karl Berlin und Wien (Stuttgart Cotta 1886) 67 [1]), 84 Anm., 99 [1]).
Voigt Nationalgarde 66 [1]).

Waldeck stud. phil. 112.
Wallis Josephine Gräfin Hofdame 89.
Warhanek 78.
Wertheimer Memoiren eines Unbekannten (Bombelles?) 89 [1]).
Wilczek Friedrich Graf nach Innsbruck 94.
Windisch-Grätz Hannibal ante portas 106, 108 f.
Wolf G. Zur Geschichte der Wiener Universität (Wien 1883 Hölder) 68 [3]).
— Universitätsbau (Wien Hölder 1882) 96 [3]).
Wrbna Lato Graf, k. k. FML. in Linz 95.
Würth Joseph v. Dr. 69.

Zeitung, Wiener, Kassandra-Ruf 87; „kopflos" 112 f.
Zenker Wiener Revolution (Wien Hartleben 1897) 107 [1]).
Zerboni di Spofetti Julius 93.

Poeſien.

Von Laura Weſſort.

Herbſtſtimmung.

Mir naht im ſtilloerblühten Hain
Ein Märchenträumen wohl;
Weiß nicht, was jenes Seliglein
Zur Stund' bedeuten ſoll.

Weiß nicht, wie mir die Flur ſo hell
Im Abendſchimmer glüht,
Wie durch des Herbſtes Thränenquell
Ein mildes Lächeln zieht.

Weiß nur, daſs in die Seele tief
Der Lenz ſich leiſe ſtahl —
Als er ſein Scheidegrüßen rief
Hinab ins grüne Thal.

Waldesrauſchen.

Wenn Traumgewalten die Natur umweben
Und Dämmerſchatten durch die Lüfte zieh'n,
Geheimnisvoller Wald, dann aufzuleben
Beginneſt du, in tauſend Harmonien.

Dann tönt aus dir ein feierlicher Chor
Von wunderſamen geiſterhaften Sängen;
Aus deinem Rauſchen ſchwingt ein Lied empor,
Ein Zauberton aus Werdens Orgelklängen.

Verträumtes Raunen ſpinnt von Zweig zu Zweigen,
Bald frohen Jubels, halb in Klag' verweht;
O nie verſtummt in lautlos ſtilles Schweigen
Der Waldesodem und ſein Lobgebet . . .

Und immer wieder tönt die Melodie,
Die du, ſeit Welten ſtehn, voll Luſt geſungen.
Sie iſt dein Zauber, deine Poeſie:
Der Schöpfung Wort, das nie wohl ausgeklungen!

Blumenläuten.

Es tönt ſo ſacht, ſo leiſe
Von Blum' zu Blumenſtern
Wohl eine zarte Weiſe,
Sie tönet nah und fern.
Es tönt von Blüth' zur Dolde
Ein Klingen wunderbar,
Ein Lied, wie es ſo holde
Noch nie erklungen war.
Und wer den Klang will hören
Und jenes Lied verſteh'n,
Den mag's die Blume lehren
Im linden Maienweh'n.

Der wird ſich balde deuten
Dies Klingen nah und fern —
Denn Lenzesglocken läuten
Von Blum' zu Blumenſtern.

Lenzfrage.

Es kommt der Lenz und mit ihm ſeine Roſen;
Es kommt der Lenz und mit ihm Sonnenſchein.
Wird's auch daſſelbe weiche Blüthenkoſen,
Wird's auch daſſelbe Hoffen wieder ſein?
O blieb dir noch, wie einſt, das gleiche Sinnen,
Singt wohl der Frühling noch ſein altes Lied?
Wie wird der Lenz, wie wird der Lenz beginnen —
O bliebſt auch Du derſelbe im Gemüth? —

Am Waldesrand.

Laſs ruh'n die Welt! O banne die Gedanken
Dort, wo der Sorge letzter Schatten ſtreift!
Laſs feſter uns um uni're Hoffnung ranken,
Daſs uni'res Frühlings ſchönſte Blüthe reift.
Im Dämmerſcheine unter grünen Buchen,
Dort laſs den Pfad der Einſamkeit uns ziehn,
Dort mag die Seele ihren Frieden ſuchen
Und lauſchen nur des Waldes Poeſien.

Dort lafs uns zieh'n! — O mög' des Lebens Herbe
Im Spiel der Wellen lautlos untergeh'n,
Und gottbegnadet dann als reichſtes Erbe
Des Waldes Odem uns entgegenweh'n.
Der heil'gen Quelle Zauber lafs uns trinken
Er löst die Bande ſtummer Herzensnacht;
In ferne Tiefen mag die Welt verſinken —
Wir ſtreben aufwärts, wo der Morgen lacht!

Ins Freie.

Ich konnt' nicht länger weilen
Im dumpfen engen Raum;
Mich hieß ein Sehnen eilen
Fort zu der Berge Saum.

Dort wo den müden Blicken
Das letzte Haus entſchwand,
Dort war's, wo voll Entzücken
Ich meine Labſal fand.

O wunderbares Regen
Der göttlichen Natur!
Welch einen Quell von Segen
Birgt jede deiner Spur.

Welch heiliges Empfinden
Pflanzt du in's Herze mir!
Ich kann dich nicht ergründen —
Doch betend dank' ich dir!

Herbſtgedanken.

Ich tauſch' den Herbſt mit keinem Frühling ein.
Sie ſind mir lieb, die ſtummen welken Bäume,
Die treuen Hüter meiner jungen Träume,.
Wo Traum und Wahrheit wohnen insgeheim:
Ich tauſch' den Herbſt mit keinem Frühling ein!

Ich tauſch' den Herbſt mit keinem Frühling ein,
Obgleich vom Berge graue Nebel lauern,
Und hohle Seufzer bang den Wald durchſchauern;
Es birgt der Herbſt manch zarten Edelſtein —
Ich tauſch' ihn drum mit keinem Frühling ein!

Ich tauſch' den Herbſt mit keinem Frühling ein,
Ob mächt'ge Stürme auch mit ihm gerungen —
Aus ſeinen Klagen hat hindurch gedrungen
Im Windeshauch ein halb verſtorb'ner Reim:
Ich tauſch' den Herbſt mit keinem Frühling ein!

Laſst mich allein mit meinem Sehnen.

Laſst mich allein mit meinem Sehnen,
Und wenn es mir die Seele bricht —
Und nichts mir bliebe als nur Thränen —
O ſtöret meine Wehmut nicht!

Ich will ja gern dem Glück entſagen,
Doch raubt mir nicht mein letztes Gut:
In ſolchen wehmutsvollen Tagen
Mein ſeligſtes Gedenken ruht!

O lafs ſie ruh'n.

Und wenn die Lieder all verklungen,
Das Laub der Bäume ſturmverweht,
Und nur ein Heer Erinnerungen
Vor deiner Seele ſchweigend ſteht:
Beklage nicht die Blüthenzeiten,
Stör' nicht mit wehmuthsvollem Thun
Den Schlummer der Vergangenheiten —
O lafs ſie ruh'n!

Und wenn des Todes ew'ger Frieden
Ein Menſchenherz mit ſich vereint,
Das du im Leben einſt gemieden,
Dem du gegrollt als bitt'rem Feind.
Im Grabe waltet das Verſöhnen,
O zürne nicht dem Todten nun,
Auch ſeinethalben floſſen Thränen —
O lafs ihn ruh'n!

Troſt.

Wenn dir eine Hoffnung bricht,
Lafs dich's nicht verdrießen;
Blüht dies eine Glück dir nicht,
Wird ein and're ſprießen.
Stirbt die eine Roſe doch —
Duften and're Roſen noch
Dir auf manchen Wegen
Liebeshold entgegen.

Wenn der Frühling kommt.

„Wenn der Frühling kommt", pflegte der gute Franz Streitmann immer zu sagen, „wenn der Frühling kommt, wird alles wieder gut." Das war nicht nur sein erwähltes Sprichwort im bildlichen Sinne, sondern er schien es auch meist wörtlich zu nehmen, da er glaubte, dass sich dieser von ihm aufgestellte Lehrsatz auch bewahrheiten müße. Darum brachte er bei jeder ihm passenden Gelegenheit diese Worte in Anwendung; mit denselben fertigte er ihm unangenehme Fragen Anderer ab, mit den gleichen Worten tröstete er seine Mitmenschen, wenn sie sich über etwas beklagten, und nicht selten rief dieser Trost eine angenehme Wirkung bei den Klagenden hervor, und selbst wenn er in etwas barscher Weise seinen Lieblingssatz Anderen gegenüber zur Geltung brachte, so war ihm darob niemand böse, denn diese Worte entsprangen einer festen Überzeugung und einem aufrichtigen ehrlichen Gemüth.

Und gutmüthig war er, der Franz Streitmann, und ehrlich und kreuzbrav, wie man selten einen findet. Dabei war er stets voller Humor und übersprudelnder Lebensfrische trotz seiner siebenundvierzig Jahre. Er war einer der rüstigsten Männer, der mit heller Lust seinen hübschen Landsitz hegte und pflegte, dass es eine Freude war. Nie mangelte es bei ihm an Beschäftigung und er scheute sich nicht, seinem Knecht bei der strengen Feldarbeit tapfer mitzuhelfen. Kam dann ein Fremder und sah den Beiden zu, wie sie in freundschaftlichem Geplauder frisch drauf los arbeiteten, so wusste er nicht, welcher von beiden der Herr und welcher der Diener war.

Außer diesem Knecht und einer ältern Magd hatte Franz Streitmann kein Dienstpersonal und doch war es so belebt auf dem hübschen Bauernhofe, als wenn nicht er allein der Bewohner wäre; das machte sein fröhliches Temperament, das ihm fast den ganzen Tag über lustige Lieder und heitere Scherze entlockte, besonders aber dann, wenn er das Gärtneramt vertrat. Schöne Rosen zu ziehen machte ihm das größte Vergnügen. Die lohnten ihm aber auch seine Mühe, denn herrlichere Rosen als er hatte niemand im Dorfe. Und darauf war er stolz, wie überhaupt auf seine ganze Sorgfalt, mit der er arbeitete. „Wer mit Lust und Liebe arbeitet", sagte er, „der kann was ernten, wenn's auch gleich einmal schief geht." Wenn ihm einmal ein Unwetter einen Schaden anrichtete, meinte er, „wenn der Frühling kommt, ist's wieder gut"

Baumgartner Andreas Minister 69.
Becher Julius Dr. 91.
Bombelles Heinrich Graf Prinzenerzieher 69, 89; Memoiren? s. Wertheimer.
Boskowitz 66.
Breuner Graf August 69 f. 93.
Brünn statt Wien? 67.
Burian stud. 82.
Burckholdt Franz 108 [2]).

Carl Theaterdirector, von den Radicalen in Verdacht genommen 62.
Central-Comité der N. G. Bürger und Studenten 68 f.; gegen und für dessen Fortbestand 72—77; Beschluß der Auflösung 84, 86.
Cheizes (Chaises) Awrum Dr. 108.
Clary Fürst und Fürstin 64.
Colloredo Graf Ferdinand Commandant der akademischen Legion für ihre Selbstauflösung 97 f.; entkommt aus Wien 105.

Dercsényi Johann Frhr. v. k. k. Hofrath 73.
Dietrichstein Graf Moriz, k. k. Obristhofmeister, verhaftet und enthaftet 105.
Doblhoff Anton Frhr. v. Handels-Minister Programm 69 f.; am 15. Mai 82; in Brunn a. G. 105.
— Mittheilungen aus dem Jahre 1848 (N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12058/9) 81 [1]).

Endlicher Stephan Professor 76, 78 f., 98, 101.
Engel Med. Dr. 78 f., 101.
Engländer Sigmund 109.

Ferdinand I. Kaiser Flucht nach Tyrol 88 f.; Manifest an seine Völker 96.
Ficquelmont Karl Ludwig Graf Minister des Äußern 59; Aufregung gegen ihn 61 f.; zum Rücktritt gezwungen 63—67.
— Aufklärungen (Leipzig Barth 1850) 60 [1]).
Fischhof Dr. Adolf 73, 78 f., 93; für und dann gegen die Auflösung der Legion 97, 99, 101; Präsident des Sicherheits-Ausschußes 107, 112.
Flaschhart Joseph 62.
Franelich Aloys Dd. 107 [2]).
Frank Franz Dr. 99 f.
Frankl Dr. Ludwig August 110.
Franz Joseph Erzherzog in Italien 88 f.
Franz Karl Erzherzog am 15. Mai 80, 82.
Freund Karl 69 [1]).
Fritsch 77.
Füster Anton Dr. Professor 75; S pater der akademischen Legion 76; 15. Mai 79, 82; gegen die Se auflösung der Legion 97, 99—1 Commandant von Wien 102 [1]), 1(

Giskra Karl Dr. Arretirung des „Pol spitzels" Rößler 63 f.; am 15. Mai Goldmark Dr. Joseph 68, 73; 15. Mai 77—79; bei der Verhaft Häfner's 93; für und dann gegen Auflösung der Legion 97, 104.
Gritzner M. C. 85.

Häfner Leopold festgenommen und haftet 91 f.; freigegeben 102.
Härdtl Joseph Fünfundzwanzig J (Wien 1882) 65 [1]), 83 [1]).
Hamppe Nationalgarde, Ereignisse 15. Mai (Wr. Ztg. Abend-Beil. 23. Mai) 82 [1]).
Hartig Franz Graf Genesis (Lei Fleischer 1850) 66 [1]); über Pillersd 67 [2]), 86 [2]).
Hattingberg Dr. Gustav 93 [2]).
Haubner Franz 62.
„Heilig ist das Eigenthum" 111.
Heß Heinrich Ritter v. k. k. FML. 63
Heyßig Nationalgarde 71.
Heyßler Moriz k. k. Professor am T sianum 113.
Hock Karl Dr. k. k. Regierungsrath flü aus Wien 106.
Hoyos Ernst Graf k. k. FML. Natio garde-Ober-Commandant legt Stelle nieder 63, 69, 76; Auflö des Central-Comité der N. G. 73; 15. Mai 80; nach Innsbruck von Pillersdorff preisgegeben 104; den Studenten verhaftet 104 f., Anm.
Hruby Dr. Präsident des Central-Co der N. G. 69 [1]), 78.
Hurter und seine Zeit (Graz 187 94 [2]).
Hye Anton Dr. k. k. Professor von Radicalen in Verdacht genommen am 15. Mai 79; am 18. Mai 92; die Auflösung der akademischen Le 98—101; von den Studenten verh 104.

Innsbruck kaiserliches Hoflager 87, bis 96.

Johann Erzherzog Stellvertreter Kaisers und Regent? 91.
Juraten Pester in Wien 107.

Kaiser Joseph 93.
Karolina Augusta Kaiserin nach Salzburg 88.
Kászony Agent Kossuth's in Wien 72.
— Ungarns vier Zeitalter (Leipzig Kollmann 1868) 79 [1]).
Köchel Ludwig von, Dr. 69 [1]).
Kraus Philipp Frhr. v. Finanz-Minister 102 f.
Kudlich über die Anarchie und das Ministerium 71 f.; am 18. Mai 91.
— Rückblicke (Wien 1878 Simmon) 64 [1]).

Latour Theodor Graf Baillet de, Vorleben 60 f.; Kriegs-Minister 61, 87 bis 90, 102 f.
Lebzeltern-Collenbach Franz Frhr. v. Staats- und Conferenz-Rath 69.
Legion akademische s. Aula, Collo-redo.
Lerch Johann Alexander Med. Dr. 78.
Lesevereín juridisch-politischer von den Radicalen in Verdacht genommen 62; Katzenmusik 63.
Liguorianer vervehmt und verfolgt 62.
Linz statt Wien? 67; Flucht des Hofes 89, 94 f.
Löbenstein Emanuel 91.
Loos Hubert k. k. Oberlieut. bei Dreier-Jägern 101.
Ludwig Erzherzog aus Wien entfernt 69 f.
— XVI. 87.

Mahler Moriz 92.
Mannheimer Isaak Noah israelitischer Prediger, für die Arbeiter 72, 78.
Maria Anna Kaiserin 88, 95.
Milde Vincenz Eduard Fürst-Erzbischof von Wien Katzenmusik 62 f.
Montecuccoli Albert Graf 69 f.; Auflösung des Central-Comité 93, 97, 101; für Auflösung der akademischen Legion 99 f.; flüchtig aus Wien 105; Schreiben an Pillersdorff 105 [2]).

Nationalgarde der Landstraße conservativ, am 15. Mai 76, 85; Central-Comité s. d.
Nawratil Caspar 62.
Nordstein Geschichte der Wiener Revolution (Leipzig Lorck 1850) 98 [1]).
Nugent Inf.-Reg. Nr. 30 (Lemberg) 99 f., 104 [1]).

Pergen Graf Anton k. k. Obrist 89.
Peyer Wiener Chronik 1848 (Wien Sallmayer 1850) 71 [3]) *et passim*.
Pillersdorff Franz Frhr. v. Minister des Innern will ausspannen 59; in der Sache Ficquelmont's 66 f.; Minister-Präsident 69, 70; in der Verfassungsfrage 68; in Sachen des Central-Comité 73, 75; am 15. Mai 77 f., 80 bis 84; am 26. Mai 98—104, 108, 112.
— Nachlaß (Wien 1863 Braumüller) 59 [1]) *et passim*.
— Rückblicke (Wien Hügel et Manz 1849) 74 [1]).
Prag statt Wien? 67; National-Comité 75.
Pratobevera Aus dem Nachlasse (N. Fr. Pr. 1898 Nr. 12016 f., 12024) 84 Anm., 85 [3]).
Purgold Heinrich k. k. Hofsecretair 88.
Purtscher Med. stud. 97.

Reutter Jacob Professor 93.
Ribarz L. 91.
Rößler Albert „Polizeispitzel" 63 f.
Rohan Fürst Camillo 74.
Rosenfeld Studenten-Comité (Bern Fischer 1849) 68 [1]).

Sardagna Joseph Frhr. v. k. k. GM. Adlatus des Commandirenden 65, 78, 99 f.
Schiel Heinrich Dr. 69 [1]), 73.
Schleswig-Holstein, österr. Hilfscorps verweigert 61.
Schütt Nationalgarde 66 [1]).
Schütte Dr. Sturm-Petition 66.
Schuselka gegen Ficquelmont (Wien Jasper Hügel et Manz 1850) 66 [1]).
Schwarzenberg Friedrich Cardinal Fürst-Erzbischof von Salzburg 95.
Seidlitz Julius 77.
Sicherheits-Ausschuß, der magistratische 93; der Bürger Nationalgarde und Studenten 107 f., 111 f.
Sommaruga Franz Frhr. v. d. ä. Unterrichts-Minister 59, 68, 70, 96.
— d. j. 72.
Stiles William Austria in 1848/9 (New-York Harper 1852) 65 [1]), 103 [1]), 108 [1]).
Sophie Erzherzogin über den Fall Ficquelmont 67; nach dem 15. Mai 87 f., 91, 94.
Stubenrauch Moriz v. k. k. Professor am Theresianum 113.
Studenten-Comité Sitzungssaal 67 f.; s. weiter Aula.

Taaffe Ludwig Justiz-Minister Rücktritt 59.

strahlen haschen dürfen, weil sie sterben mußte? Nein, nein, es konnte und durfte nicht sein.

„Nicht wahr, Herr Streitmann, ich werde nicht sterben?“, fragte sie dann ängstlich zu ihrem Freund emporschauend.

„Nein, mein Kind, gewiss nicht, mein Liebling, wenn der Frühling kommt, ist alles, alles wieder gut“, antwortete er, mühsam ein Lächeln hervorzwingend, denn er wusste nur zu gut, wie wenig dieser Trost wirken konnte und wie er sich selbst mit diesen Worten betrog. Das war es eben, was ihn diesmal so bekümmert machte, dass er nicht mehr sang wie früher und seine Lieblingsworte nur mechanisch wiederholte. Er hing zu sehr an dem Kinde, als dass ihm dessen Leben gleichgiltig gewesen wäre. Wer weiß, welche Gedanken ihn beschäftigten, während er das bleiche abgemagerte Gesichtchen in den weißen Kissen betrachtete: beklagte er es nur als Freund oder beklagte er es auch wie ein Vater? Wer weiß, ob er nicht längst davon träumte, das fremde Kind zu seinem eigenen zu machen? Da weckte ihn jedoch die Stimme des Kindes neuerdings aus seinen Gedanken: „Streitmann, lieber Streitmann, blühen die Rosen in diesem Jahr auch wieder so schön, wie sonst? Nicht wahr, wenn die Rosen blühen, kann ich wieder aufstehen und dir im Garten helfen?“ — Was konnte er da anders thun, als wehmüthig die bleiche Wange streicheln und sagen: „Ja, Lenchen, wenn der Frühling kommt, ist's wieder gut, warte nur noch ein wenig.“ „Ach ja, ich weiß, im Frühling heilen alle Krankheiten, die der Winter gebracht hat“, erwiderte sie aufgemuntert und ein freudiges Lächeln glitt über die kranken Züge.

Es kam auch der Frühling; mit seinen großen Scharen lieblicher Boten hielt er herrlichen Siegeseinzug. Er kam mit seinen Blüthenschätzen und streute sie aus, überall wo er den Weg betrat. Auch im Binderhäuschen hatte er Einkehr gehalten, da drinnen strotzte es von Blüthen und Blumen, — der Lenz hatte seiner kleinen Freundin die letzten Gaben gebracht.

Kein Ereignis konnte jedoch die Dorfbewohner aus ihrem alltäglichen Treiben für ständig aufrütteln, am wenigsten der Tod eines Kindes. So war Lenchen bald vergessen von jenen, die ihm ja sonst fremd waren! Nur bei Franz Streitmann war es anders, er vergaß nicht, obwohl er allmählich wieder zu singen begann. Aber es schien, als ob das Kind ein Band zwischen ihm und Hanne geknüpft hätte,

das er jetzt vermißte. Hanne war zu einer Verwandten in ein benachbartes Dorf gezogen, da es sie im Binderhäuschen allein nicht mehr litt; sie bedurfte der Hilfe des väterlichen Freundes ja nicht mehr, und wenn sie ihm auch viel zu danken hatte, so mochte sie nicht bleiben. Vergessen wollte sie ihn ja nicht, wie sie ihn versicherte, aber die Trennung konnte sie nicht verhindern. So ging denn Streitmann oft an der leeren Wohnstätte vorüber, von der ihm sonst fröhliches Kinderlachen oder sanftes Schelten der jungen Mutter entgegentönte, und die vielleicht bald oder spät ein anderer in Besitz nehmen wird.

So verstrich die Zeit, der Sommer kam heran, die Berge glühten im Sonnenlicht, dagegen bot der schattige Wald einen kühlen angenehmen Aufenthalt, oder es winkten unter den großen Obstbäumen gar manche Plätzchen zur labenden Ruhe ein. Unter den brennenden Sonnenstrahlen waren die Bauern geschäftig im Freien zu sehen, die nun auf Feldern und Wiesen vollauf zu thun hatten. Auch Streitmann befand sich unter ihnen und stand ihnen keineswegs in der Arbeit nach. Im Gegentheil, beim Arbeiten erwachte eigentlich erst der rechte Mensch in ihm, und ab und zu gab sich auch Gelegenheit sein altes Sprichwort anzuwenden, von dem er ja doch nicht lassen konnte. Er war wieder einmal fröhlich, das erstemal so recht fröhlich wie er es seit dem Tode der kleinen Lene noch nicht gewesen war. Fröhliches Gelächter schallte durcheinander, Witze flogen hin und her und es war wieder einmal ein Tag, an dem die Arbeit schmeckte. Stoff zum Gespräche gab es genug, denn es war für die Landbewohner, wie alle Jahre, etwas besonderes eingetreten, im Dorfe machte sich ein reges Leben und Treiben bemerkbar, überall nichts als Scheuern und Putzen, damit nur ja alles rein und appetitlich sei, wenn die Sommerparteien kommen. Ja, die Sommerparteien! Das war ein Fragen ringsum, ob bei Diesem und Jenem wieder derselbe Stadtherr angesagt hätte, der im vergangenen Jahr da war, ob vielleicht ein paar Neue kämen und so fort. Doch auch über andere Dinge gab es zu reden. Bei einer kleinen Gruppe von Frauen stand die Mareitner Rosa und brach anläßlich der Bemerkung einer Freundin in übermüthiges Gelächter aus. „Aber das ist ja doch keine Neuigkeit, daß der Streitmann ein sonderbarer Kauz ist", rief sie, ohne darauf zu achten, daß es in der Nähe jemand hören könnte. „Ach was, sonderbar mag er sein, ein guter Kerl ist er immer", erwiderte eine andere. „Ja, das hat man

geſehen, weil er ſich ſo gekränkt hat, als der Hanne ihr Kind geſtorben iſt", meinte eine dritte, die gerne Roſa's Partei genommen hätte. „Und noch mehr, weil die Hanne fort iſt", ſagte Roſa jetzt wieder in ihrer ſpöttiſchen Art. „Die Hanne, ja die Hanne", riefen nun alle, „na die hat einen ſolchen Tröſter auch nöthig gehabt."

„Was gibt's da mit der Hanne!", fragte finſter der Knecht Streitmann's, der hinzu getreten war.

„Nichts gibt's, ich habe nur gemeint, daſs die Hanne eine junge Wittib und Streitmann ein lediger Mann iſt", entgegnete Roſa ſpöttiſch.

„'s wär auch beſſer, du thäteſt dir dein Mundwerk ſparen, damit du's anwenden könnteſt, wenn's nothwendig iſt."

„Na, man wird doch noch etwas meinen dürfen, denk ich" —

„Dann behalt deine Meinungen für dich", ſagte der Knecht mürriſch, im Weggehen begriffen.

„Du, der geht es ſeinem Herrn zutragen, was du geſagt haſt", meinte die Eine zu Roſa gewendet.

„Meinetwegen, da mach ich mir aber viel d'raus", antwortete ſie ſchnippiſch.

Streitmann hatte auch bald von dem Vorfalle durch ſeinen Knecht erfahren. „Ach was", meinte er lachend zu dieſem, „ſie mag ſagen, was ſie will, ich weiß ja doch, daſs ſie nur aus Eiferſucht gegen mich ſo aufgebracht iſt, weil ich ſie nicht heirate und ſie glaubt, ich könnt' eine andere nehmen; na, werd' mich auch nicht genieren, bis der Frühling kommt, wird's wohl wieder gut ſein."

„Bei der aber nicht", ſagte der Knecht, „die iſt ein gar böſes Ding und wird eher noch ſchlechter."

„Iſt mir auch recht", erwiderte Streitmann kurz, denn er wuſste, warum die Roſa ſo zornig gegen ihn war.

Dieſe kleine Scene wurde jedoch bald unterbrochen, als Marie, die alte Magd, auf die Wieſe, wo die Bauern mähten, zugeſtürmt kam. „Streitmann, ſchnell ins Haus, es ſind Sommerparteien da", rief ſie ſchon von weitem. Richtig, da fiel ihm ein, daſs er ja einen ſchönen Theil ſeines geräumigen Hauſes an erholungsbedürftige Städter vermiethen wollte. Eine große Tafel am Gartenzaune angebracht, kündete dies an, und jetzt waren ſolche Reflectanten gekommen.

„Ja, ja, ich komme ſchon", rief er, „haſt ihnen die Wohnung gezeigt?"

„Ja, sie warten jetzt im Garten", gab die Magd, voraneilend, zur Antwort.

Als Streitmann nach Hause kam, harrte seiner ein hagerer blasser Herr in ziemlich elegantem Stadtanzug mit einer kleinen rundlichen Frau, die er als seine Gemahlin vorstellte und zwei Kindern im Alter von sechs und acht Jahren. Ob er mit seiner Familie hier einen angenehmen Sommeraufenthalt finden würde, fragte er; ob die Lage ungestört wäre, zumal dies für seine Familie von besonderer Wichtigkeit sei, da er nur einen vierwöchentlichen Urlaub habe und er somit genöthigt sei, die übrige Zeit die Seinen allein zu lassen. Diese und ähnliche Fragen stürmten alle in fast ununterbrochener ängstlicher Hast auf den biederen Landbesitzer ein, und erst als Streitmann den Unbekannten des besten und angenehmsten versichert hatte, beruhigte sich dieser: „Haben die Herrschaften die Wohnung aber auch schon besichtigt?", fragte nun Streitmann.

„Gewiss, die gefällt uns auch und . . .

„Nun, da haben Sie ja auch schon einen Beweis, wie schön es hier zu wohnen ist, wenn Sie die herrliche Aussicht von den Fenstern aus überblicken, die Aussicht allein genügt, um einen ordentlich aufathmen zu lassen; und dann meine Rosen, vor den Fenstern gerade aus die Aussicht, über Ihrem Kopf der blaue Himmel und unter Ihnen die Rosen, na, das müßen Sie einmal sehen."

„Die haben wir schon bewundert", unterbrach der Städter den Redestrom des Bauern, „und damit Sie sehen, dass ich mit allem zufrieden bin, miethe ich die Wohnung gleich." Dann stellte er sich als Beamter Hugo Schönbichler vor und kehrte samt Familie in seinen Gasthof zurück, in dem er vorläufig seine Sachen untergebracht hatte, um wegen des Einzugs die nöthigen Veranstaltungen zu treffen. Streitmann stand noch eine Weile allein, sagte leise für sich: „Geb's Gott, dass es mit denen etwas rechtes ist" und ging dann ebenfalls seinen Geschäften nach.

Das wurde nun ein Leben im Streitmann'schen Hofe. Den ganzen Tag fast schallte das frohe Gelächter der spielenden Kinder durch den Garten. Die kleine rundliche Frau rumorte in Küche und Stube herum, als wollte sie die peinlichste Sauberkeit noch blanker und reiner machen. Der junge Ehegatte sang, sang mit dem schlichten Bauer um die Wette, nur sang er so geschult, so wohllautend, dass Streitmann oft erschrocken innehielt, um den ihm unbekannten Liedern zu lauschen.

Wenn aber der vornehme Stadtherr einen freudigen Jodler anstimmte, dann schallte gar fröhlich des Bauern Stimme d'rein; denn im Jodeln kannte er sich aus und dankbar rief er dem gebildeten Sänger für seine Leistung ein „Bravo" zu.

Dessen blasses Aussehen und stilles Benehmen verriethen im ersten Moment keineswegs, welch' heiteres Wesen in ihm steckte. Er konnte so recht einen andern Menschen für sich einnehmen, wenn er ihn einmal näher kannte. Kein Wunder, dass Streitmann auf eine solche Sommerpartei stolz war, er meinte auch, es von allen Vermiethern am besten getroffen zu haben. Da sollte ihn Einer sehen, wenn er mit dem jungen Ehepaar manches Stündchen plaudernd im Garten saß, wie anmuthig die kleine Frau erzählen und lachen konnte und was für ein lieber Gesellschafter der Beamte war. Gar nicht lang hatte es gedauert, bis sich ein freundschaftlicher, fast familiärer Ton in die Unterhaltung gemischt hatte. Der einfache Landmann und der gebildete Beamte konnten es zuwege bringen, dass die große Schranke zwischen Landmann und Städter zerbrach, die sonst meistens Leute dieser verschiedenen Arten von einander trennt, einer konnte von dem andern etwas lernen.

„Ein liebes, liebes Völkchen", mußte sich Streitmann immer sagen. Da wurde über so manches gesprochen, gefragt und geantwortet, wie es eben am Platze war. Der lustige Beamte konnte nicht umhin, Streitmann wegen seines musterhaften Haushaltes zu loben, „trotzdem die schaffende Hand einer Hausfrau fehlt", wie er hinzusetzte. „Ich meine damit nicht, dass Ihre Magd nicht ebensogut wirthschaften kann, aber es ist doch nicht das rechte, warum heiraten Sie nicht, Streitmann?"

„Weiß ich warum, 's hat halt schon so sein müßen, wahrscheinlich, na, bis der Frühling kommt, mag's gut sein."

„Was meinen Sie damit?"

„Ach so, ja richtig", erwiderte er hellauflachend. „Sie kennen meinen Lieblingsspruch noch gar nicht. Ich habe nämlich die Gewohnheit, wenn ich mir über etwas hinweghelfe, zu sagen: „Wenn der Frühling kommt, ist's wieder gut." Mir scheint, Sie haben das von mir noch gar nicht gehört, trotzdem doch kein Tag vergeht, an dem ich diese Worte nicht ein paarmal gebrauche."

„Nein, wahrhaftig nicht, ich habe es noch nie gehört, aber es ist gewiss sehr lobenswerth, wenn Sie auf diese Weise alles so leicht

hinnehmen können; aber heiraten werden Sie wahrscheinlich, bis der Frühling kommt, ja doch nicht."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, man weiß nie, was einem der Lenz bringen wird."

Als sich aber die kleine Gesellschaft trennte, indes die Nacht herniederstieg und ihre geheimnisvollen Schatten die fernen Berge umhüllten und immer näher und näher kamen, bis auch das niedliche Dörfchen im tiefen Schlummer lag, da kam etwas wie sehnen über den braven Streitmann. Merkwürdig, sollte es das fröhliche Lachen der Beamtenskinder ihm angethan haben? Oder war es der selige Friede, der in dieser Familie herrschte? Oder waren es doch nur die Kinder? besonders das Mädchen — das Mädchen hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kinde der Hanne gehabt, mit der Lene. Immer und immer wieder mußte er an das Kind denken, das ihm ja doch nur fremd gewesen. Ob wohl der Beamte Recht hatte mit seiner Meinung vom Familienglück? Zum erstenmal im Leben passierte es ihm, daſs er sich einsam fühlte.

Hanne war seit dem Tode ihres Kindes nicht mehr ins Dorf gekommen. Obwohl sie in einem Nachbarorte wohnte, schien sie es doch zu vermeiden, die Stelle zu besuchen, die sie an so schöne, aber auch an trübe Stunden mahnte. Streitmann war nur einmal hinübergekommen, um sich nach ihr zu erkundigen, dann nicht wieder. Und das war ihr eben recht. Sie wünschte nicht mehr diese freundschaftlichen Plaudereien, die früher ihr stilles Leben aufheiterten; mit dem Tode des Kindes war eben jedes Band abgeschnitten, das sie mit dem ihr ja sonst fremden Manne verknüpfte. Er war ein Wohlthäter ihres Kindes gewesen, sie konnte es ihm nicht wehren, obgleich ihr diese Zuneigung zu der Kleinen unbegreiflich war; jetzt aber bedurfte sie keiner Hilfe mehr. Und doch, indem sie jede Begegnung absichtlich vermied, mußte sie sich eingestehen, daſs sie ihn auch anders als einen Wohlthäter ihres Kindes betrachtete. Denn auch ihr war es ja nicht entgangen, wie er sie vor allen anderen Bekannten bevorzugte, als hätte er eine tiefere Neigung zu ihr gefaſst. Aber sie scheute sich, so bald schon eine zweite Ehe einzugehen und so verstand sie es stets, jedes Gespräch sorgfältig von diesem Thema abzulenken, wenn er auf dasselbe übergehen wollte. Er schien dadurch eingeschüchtert zu sein und es blieb immer beim alten; nachdem er sah, daſs ihr eine Begegnung

nicht besonders lieb war, vermied auch er es, eine solche zu suchen, um nicht etwa lästig zu fallen.

So verstrich denn allmählich der Sommer und wenn auch die Natur noch immer ihren zaubervollen Reiz beibehielt, verhallte doch langsam das lebhafte Treiben der Sommerfrischler. Der Bankbeamte, der bei Streitmann eine so traute Harmonie eingeführt hatte, kam, um seine Familie abzuholen, noch ein herzlicher Abschied von dem braven Wirthe, der sich nur ungern darein fügte; so liebe Leute verlieren zu müssen, machte die Situation etwas schwermüthig; aber die Versicherung im nächsten Jahre wiederzukommen, ließ wenigstens noch einen Schimmer von Hoffnung zurück.

Lange sah Streitmann dem davoneilenden Wagen nach, bis er seinen Blicken entschwunden war. Dann trat er ins Haus und suchte das Zimmer auf, in dem die Leute gewohnt hatten.

Eine Weile stand er am Fenster und blickte hinaus. Es war eine herrliche Abendlandschaft. Die Sonne übergoß mit rothgoldenen Strahlen die Bergesgipfel, noch war rings ein buntes Strotzen von Blättern und Halmen, duftschwer neigten die rothen Rosen ihre herrlichen Blüthen. Eine Amsel sang im grünen Dickicht verborgen eine eigenthümliche Weise, als verstände sie, was es heißt, noch einmal die volle Pracht des Spätsommers zu genießen. Bald antwortete ihr eine zweite und dann eine dritte; es war ein so heimliches Melodientauschen, daß es dem braven Streitmann ganz warm um's Herz wurde. Was konnte er da anders thun als in den Sang mit einstimmen. Unwillkürlich aber wurde aus einer fröhlichen Weise, die er angefangen hatte, ein schwermüthiges Lied von Scheiden und Heimweh, was sonst nicht in seiner Art lag. Aber heute schien es, als hätte ihm jemand zur Aufgabe gemacht, gerade jenes Lied zu singen. Als er geendet hatte, war es schon dunkel geworden; die Amsel war längst verstummt, nur das sachte Rauschen in den Wipfeln, leise, ganz leise vom Nachthauch bewegt, störte die sonst lautlose Ruhe. Der Mond trat hinter den Bäumen hervor und blickte Streitmann schelmisch in's Gesicht, als schiene es ihm sonderbar, daß dieser heitere Mann auch ernste Stunden haben könne; da sah Streitmann aber zu ihm empor, gleichsam um den nächtlichen Himmelswanderer zu versichern, daß es mit seiner Sentimentalität nicht so arg sei, und sagte: „Ach was, wenn der Frühling kommt" — den Satz beendete er jedoch nicht, aus welchem Grunde, gestand er sich selbst nicht ein . . .

Es war an einem Winterabend, an dem Streitmann in seiner behaglich erwärmten Stube saß, als er ein ziemlich kräftiges Klopfen an der Thüre vernahm. Ohne das „Herein" abzuwarten, wurde diese von dem Eintretenden geöffnet, der jedoch, wie über eine an sich selbst ertappte Keckheit erschreckend, schüchtern stehen blieb.

„Nun Hans, was gibt's?", fragte der Bauer seinen Knecht, denn dieser war es.

„Na, nicht viel, es ist nur wegen der Therej' und dann wegen dem Grundkauf."

„Du willst also doch Ernst machen, willst weg von mir?"

„Was kann ich denn anders thun, Bauer? Gern thät ich's ja nicht, wegen Ihnen nicht, aber wenn die Therej' und ich so gut zu einanderpassen und das kleine Grundstück, das ich gekauft hab', passt dazu, ist's dann meine Schuld?"

„Na, na, dann kann man freilich nichts dagegen haben", erwiderte Streitmann und, anscheinend in besondere Gedanken vertieft die durch irgend eine Erinnerung geweckt worden waren, setzte er halblaut hinzu: „Wenn der Frühling kommt, ist's wieder gut!"

„Nun, nein, so lang wart' ich nicht, da kommen Sie mit Ihrem Sprichwort nicht gut an, ich will —"

„Aber ich meine es ja gar nicht so, Hans, ich hab' nur an etwas gedacht, geh' denn in Gottes Namen, hab' Dank für deine treuen Dienste, und wenn du einmal was brauchst, dann weißt, wohin du dich zu wenden hast."

„Ich muß Euch danken, Bauer, ich bin der schuldige; mög's Gott halt geben, dass wir beide immer so zufrieden bleiben, wie wir's bis jetzt waren."

Nur ungern fügte sich Streitmann einem Wechsel des Dienstpersonals. War es ihm doch immer, als ob er dann nicht so frei und ungebunden wäre in seinem Lebensbrauch und seinen Einrichtungen, indem er vor fremden Personen nicht so offen sein zu dürfen glaubte. Hans hingegen war schon längst zum Factotum des Hauses geworden vor dem nicht das geringste verheimlicht wurde, der in das Kleinste eingeweiht war und der seinen Herrn durch und durch kannte wie dieser ihn. Es waltete eine Art Familienverhältnis zwischen beiden, das durch die langen Jahre, während welcher Hans gedient hatte, noch fester geworden war. Kein Wunder, dass Streitmann ungern einen

ſolch' braven und treuen Menſchen verlor. Nach deſſen Scheiden, und ehe ein neuer Knecht aufgenommen worden war, hatte aber auch das Gefühl der Einſamkeit mehr zugenommen. Streitmann hatte niemand mehr, dem er etwas anvertrauen konnte, Hans war der einzige geweſen, der ſich das Zutrauen in ſolchem Maße erwarb. Die öden Wintertage ſchlichen mit einer ſolchen Langſamkeit dahin, wie es noch nie der Fall geweſen war. Was nur über den luſtigen Mann gekommen ſein mochte, daſs ſich dieſe ſeltſame Empfindung ſo ſehr bei ihm feſtſetzte? Er war doch nie ein Träumer und Schwärmer geweſen und ſollte es jetzt auf einmal werden? Was that er denn ſonſt in den Wintertagen, hatte er nicht ſtets Arbeit genug, nicht ſtets gute Freunde gehabt, in deren Geſellſchaft er heitere Stunden verbracht? Gewiſs — und doch ſuchte er jetzt dieſe Geſellſchaft nicht auf. Doch wendete er abſichtlich jede freie Stunde an, um ſeinen Gedanken nachzuhängen. Er ſtand am Fenſter und blickte in die weiße Schneelandſchaft hinaus. Wo ehedem die Amſel geſungen, war es ſtill und einſam geworden, die Bäume mit den weißen Äſten beherbergten nichts lebendes mehr.

Da fiel ihm das Lied ein, das er an jenem Abend ſang, als die Beamten-Familie fortgezogen war. Warum ihm dieſes Lied nur wieder Gedanken machte? Weshalb ihm wieder das Glück dieſer Familie in den Sinn kam? Wollte er ſie etwa gar darum beneiden? Nein, nein, aber ebenſo glücklich wollte er ſein. Und doch, war er nicht ſelbſt Schuld daran, daſs dieſes Glück nicht ſchon längſt bei ihm Einzug hielt, hätte es nicht ſchon längſt ſein können wenn er gewollt hätte? Er lachte andere aus, wenn ſie meinten das ſtete Alleinſein wäre nicht immer gut, und jetzt wollte er ſeine Jugend nachholen, wozu es eigentlich ſchon zu ſpät war. .. Zu ſpät? .. Nein es war noch nicht zu ſpät, er kannte ein Herz, das ihm liebevoll entgegenſchlagen würde jetzt noch, wenn er wollte, das er früher ja nicht hätte erringen können. Hanne beſaß ein ſolches Herz; würde ſie nicht das liebende Weib für ihn ſein, nach dem er ſich ſehnte, würde ſie nicht die Leere auszufüllen vermögen die ſich bei ihm eingeſchlichen hatte? Ja, alles könnte anders ſein wenn er wollte, gewiſs würde ſie jedes Bedenken abwerfen, wenn er Muth hätte; aber ſo war es kein Wunder, wenn ſie ihm bisher ausgewichen war. Dieſe langen Winterabende, dieſe öde Stille in dem großen Hauſe, draußen das geſpenſterhafte weiße Blinken des Schnees im Mondenſchein, die hohen Bäume mit ihren lang-

gestreckten weißen Armen, die zum Himmel emporragten als wollten sie von diesem ihren Blätterschmuck zurückerflehen — es sah alles so traurig, so erschreckend aus.

Da tauchte vor ihm das Bild Hannes auf, er sah sie in seinem Garten als sein Weib mit fröhlichem Lachen ihrem Kinde, der kleinen Lene nachjagen, um sie zu haschen. Als die Kleine eingefangen war, kamen sie beide unter Bravo-Rufen zu ihm zurück, der auf einer Bank unter dem Kirschbaume saß; das glückselige Lächeln der Beiden spiegelte sich in seinen Mienen wider, er faßte sie beide in seine Arme und — da zerfloß das Bild, er befand sich wieder allein in seinem Garten und blickte in die einsame Winternacht noch immer hinaus. Streitmann, Streitmann, wo ist dein fröhliches Gemüth geblieben, bist du noch derselbe wie einst? Ja, du bist es, nur ein kleines Winterschläfchen will dein Humor noch halten und wenn der Frühling da ist — dann — wird es wieder gut! . . .

Abermals verkündete ein wunderbares Regen aller Lebensgeister das Nahen einer schönen Jahreszeit. Der Schnee schmolz auf den Bergen, unten im Thale war er schon lang zerflossen und hatte dem schmucken Grün auf den Wiesen weichen müßen. Die Bäume bekamen neue Lebenstriebe, da und dort stand bereits ein Strauch im weißen Blüthenkleide, die ersten Lenzblumen reckten neugierig ihre Köpfchen hervor, um zu spähen ob es wohl an der Zeit sei aufzubrechen, und als die warme Sonne die träumenden Schläfer wachküsste, da gab es kein Warten mehr — der Lenz mußte gebührend empfangen werden.

In seinem Garten war Streitmann wieder eifrig am Werk, der sollte in diesem Jahre besonders schön ausgestattet werden, viel schöner noch als sonst; warum — nun das sollte sich einstweilen ein anderer denken. Und nicht nur der Garten bedurfte großer Neuerungen, nein, auch Haus und Hof hatten es nöthig, wieder einmal nach langen Jahren eine Auffrischung zu empfangen. Da hatte er freilich zu wenig Dienstleute, um eine solche Arbeit in Bälde fertig zu bringen; was er an Leuten aufbringen konnte, wendete er jetzt an, damit sie ihm behilflich seien. Man wunderte sich allgemein, was denn dem guten Streitmann in den Kopf geschossen sei, dass er das oberste zu unterst kehrte. Dabei wurde überall geputzt und gescheuert, da und dort Fensterkreuze und Thürpfosten angestrichen, da und dort ein alter Gegenstand durch einen neuen ersetzt, gewichst und geglänzt, gewaschen

und gebürstet. Wenn alles fertig war, mußte es aussehen, als ob ein neues Haus hingebaut worden sei, das hatte er sich vorgenommen — warum? — nun es sollte sich den Grund einer denken, der darnach fragen mochte.

Er selbst aber war wieder der alte geworden, der er einst gewesen war, der alte Mensch war wieder in ihm eingezogen voll heitern Frohsinnes, voll Lebenslust; vorbei das Träumen, das wehmüthige Schwärmen: die Lenzhoffnung hatte ihn wieder geweckt. Die Einsamkeit war aus seinem Hause vertrieben, statt deren hatten sich hundert fröhliche Geister d'rin eingenistet, die schienen ihm aus allen Ecken entgegenzulachen und zu sagen: „Siehst du, jetzt hat das Leben wieder an Werth gewonnen, allüberall nichts als Blühen und Duften, Frühlingswehen innen und außen.

Und als einige Wochen später die Rosen blühten, da hatte der schmucke Bauernhof eine Herrin bekommen. Franz Streitmann hatte sich seine Hanne geholt und so haben sie beide gemeinsam ihren Einzug gehalten, sie als glückliche Eigenthümerin in ein neues Besitzthum, er als neuer Mensch in sein altes trautes Heim. Er hatte sich das Ersehnte im Frühlingsglanze errungen, der alternde Mann war noch einmal jung geworden und Hanne wußte ihm treu seine Liebe zu lohnen. Es war ein Glück, wohl in späteren Tagen des Lebens erworben, aber um so fester und inniger umschlang es jene, die es sich erobert hatten.

Und manchesmal, wenn aus dem schwellenden Grün eines Strauches der weiche Gesang einer Amsel hervortönte, da gedachte Streitmann wieder jenes Liedes, das er an einem einsamen Abend gesungen und sagte mit überseligem Herzen zu seinem Weibe: „Siehst du, Hanne, wie wahr mein schönes Sprichwort doch immer ist; als ich die langen Wintertage hindurch so allein war, da meinte ich es nicht mehr aushalten zu können; mein Wohlstand gefiel mir nicht mehr, ich sehnte mich nach einem treuen Herzen, mit dem ich alles theilen könnte. Da nahm ich mir vor, dich zu fragen, ob du vielleicht für mich alten Mann noch 'ein bissel Liebe hättest, der Lenz aber sollte mein Beistand sein; darum habe ich noch jene Zeit gewartet und — als der Frühling kam — war alles, alles wieder gut!"

Caroline Pichler.

Nach ihren Memoiren.

Von Marie Bihain.

(Irma Warmuth-Jancsó.)

Wie ein liebliches Rococobild aus goldglänzendem Rahmen grüßen den Beschauer die zwei Frauengestalten Caroline Pichler und ihre Mutter Charlotte von Hyronimus, Typen einer harmlos heitern glücklichen Zeit, in der die Menschen so hübsch zu leben verstanden.

Wenn je eines Kindes Zukunft trostlos aussah, so war es die der kleinen Charlotte von Hyronimus, die, mit fünf Jahren gänzlich verwaist, einzig und allein auf das Mitleid der Officiere des Regimentes Wolfenbüttel angewiesen war, in welchem ihr Vater gedient hatte. Das Unglück des kleinen Mädchens erregte allgemeines Mitgefühl; eine Kammerfrau der Kaiserin Maria Theresia erzählte dieser bei ihrer Toilette von dem harten Schicksal des armen Kindes. Vom Glück zum Unglück führt oft nur ein Schritt, aber, wenngleich seltener, auch das umgekehrte geschieht im menschlichen Leben. Von diesem Augenblick an nahm sich die warmherzige Kaiserin der kleinen Charlotte an, ließ sie in die Burg kommen und dort vollständig erziehen. Eine ungewöhnliche Begabung, große Festigkeit und Thatkraft erregten bald die allgemeine Bewunderung und verschafften ihr die Ehre, in die nächste Umgebung der Kaiserin berufen zu werden. Halb Kammerfrau, halb Vorleserin und Secretairin war sie bald eine angesehene und vielumworbene Persönlichkeit. In fremden Sprachen wohl bewandert, im Lateinischen von der Kaiserin selbst angeleitet, las und übersetzte das

junge Mädchen häufig sehr wichtige Schriften und wurde auf diese Weise in vielen Fällen mit dem Vertrauen der Kaiserin ausgezeichnet, und dies hob sie in ihren eigenen Augen und festigte bedeutend ihrer ohnehin mehr männlichen Sinn. Als sie nach Jahren den Wunsch empfand einen eigenen Hausstand zu gründen, reichte sie mit Einwilligung der Kaiserin dem Hofsecretair Franz von Greiner die Hand zum ewigen Bunde. Ihre Wahl war in jeder Beziehung sehr glücklich. Herr von Greiner wurde später Staatsrath und besaß auch nach dem Tode Maria Theresiens das vollste Vertrauen Kaiser Joseph II., wenngleich es ihm nicht immer gelang, dessen drakonische Verordnungen zu mildern [1]).

Das Ehepaar Greiner, bei Hofe wohlgelitten und reich, lebte in glänzenden Verhältnissen, hielt Equipage und gab große Gesellschaften, bei denen sich die Gebildetesten der Residenz und auch so manche bedeutende Fremde einfanden.

In diesem glücklichen breiten Milieu wurde die kleine Caroline geboren, 7. September 1769, die später eine Zierde ihrer Vaterstadt und ihres Geschlechtes werden sollte. Ein wunderschönes Ölgemälde stellt sie und ihren Bruder in der kleidsamen Rococotracht, in halber Lebensgröße vor; sie mag ein sehr graziöses Figürchen gehabt haben und das Bild bringt dieses so recht zur Geltung, wie sie über den Tisch hinüber ihrem Bruder Trauben reicht.

Der hochgebildete Kreis, in dem sie lebte, weckte um so rascher die reiche Phantasie des Kindes und frühzeitig begann die kleine Caroline zu dichten, freilich ihrem Alter angemessen. Der Ungeduld bei einer langweiligen Lernstunde entsprang eins ihrer ersten Gedichte. Es lautet:

Ührchen, Ührchen, geh' geschwind,
Mach', daſs bald der Sand verrinnt,
Laſs den Sand verrinnen,
Laſs Ein Uhr beginnen,
Ührchen, Ührchen, geh' geschwind.

Doch die fürsorgliche Mutter wollte der allzu früh hervorbrechenden Einbildungskraft Zügel anlegen, verurtheilte sie zum Studium

[1]) So in der bekannten Affaire des entsprungenen Franciscaner Paradeiser, den der Kaiser verurtheilte, den ihm verhaſsten Habit auch im Zuchthaus zu tragen. Vergebens stellte Greiner dem Kaiser vor, es sei dies zugleich eine Herabsetzung des geistlichen Gewandes.

der Mathematik und nöthigte sie auch, sich gewissenhaft des großen Haushaltes anzunehmen, so zwar, daſs sie erst nach Erledigung aller ihrer Pflichten sich der Lectüre und der Dichtkunst widmen durfte. Weise Erziehung, deren segensreiche Folgen nicht ausbleiben konnten: erst gehorsame Tochter, verständige kleine Hausfrau unter der Leitung ihrer vortrefflichen Mutter und dann erst Dichterin. Es wäre auch in der That sehr traurig, wenn die stricte Erfüllung ihrer Standespflichten einer Frau den Flug des Geistes hemmen sollte. Secessionistische Gefühle und deren krankhafte überreizte Schilderungen entwickeln sich freilich nicht auf solch' friedlichem Boden, wohl aber ein echtes Frauenleben, wo Herz und Geist in Harmonie sind, entfaltete sich so zu lieblicher Blüthe.

Mit doppelter Freude sah Caroline den Abenden entgegen, an denen sich stets bei ihren Eltern eine auserlesene Gesellschaft versammelte.

Bedeutenden Einfluß hatte einer ihrer Lehrer namens Haschka, ein ehemaliges Mitglied des aufgelösten Jesuiten-Ordens. Er las ihr Gedichte vor, obwohl ihre Mutter nicht viel von der Dichtkunst hielt; ihrem nüchternen Sinn war das Studium der Mathematik und Naturlehre viel sympathischer.

Herr von Leon, Hofmeister der Kinder, freute sich ganz besonders über Carolinens aufgeweckten Geist, über ihr reges verständnisvolles Interesse an allem Schönen; leider machte er sie nur zu früh mit Meisterwerken bekannt, die sie noch nicht ganz verstehen konnte. Sie selbst sagt, sie habe viele Stellen aus Werther und Götz von Berlichingen auswendig gelernt, schon lang ehe sie dieselben würdigen konnte. Carolinens seltene Begabung ließ eben häufig ihre Umgebung vergessen, wie jung dies Pflänzchen war. Carolinens Bruder lernte viel langsamer, behielt aber bleibend das einmal erfaſste. Die Dichterin betont dies häufig in ihren Memoiren und bekennt sich dabei kleiner Jugendeitelkeiten schuldig.

Es wäre ja gar nicht der normale Lauf der Welt gewesen, wenn das hübsche geistreiche Töchterchen eines so angesehenen Hauses nicht von Schmeichlern umgeben gewesen wäre. Ihr wahrhaft gutes Herz bewahrte sie vor Selbstüberhebung, ihre hohen sittlichen Ansprüche waren so offenkundig, daſs sich nur die Besten ihr zu nähern wagten. Ein flüchtiges Wohlgefallen hatte wohl der eine oder andere Besucher ihres gastfreien Elternhauses bei ihr erregt, allein zu einer ernsten

Neigung kam es nicht. Von den reiferen Herren, welche das Greiner'sche Haus besuchten, darunter Mastalier, Blumauer, Sonnenfels, war es besonders Alxinger, ein aufrichtiger Freund der Familie, welcher Carolinen weise Rathschläge gab, in der Wahl eines Gatten vorsichtig zu sein. Ihrer bleibenden Gemeinnützigkeit wegen mögen seine, in poetische Form gekleideten Warnungen hier Platz finden:

Von zwanzig Jünglingen, die sich
Wie Satelliten um Dich drehen,
Liebt auch vielleicht nicht Einer Dich.
Den blendet der Ducaten Schimmer,
Die Deiner warten, den reizt Deines Vaters Rang,
Den lockt Dein Witz, den Deiner Saiten Klang,
Und jener liebt in Dir nur bloß das Frauenzimmer.

Die auserlesene Gesellschaft im Greiner'schen Hause war auch so recht darnach angetan, um nur am Besten Gefallen zu finden. Paisiello, Cimarosa, Mozart, Haydn, Salieri, die Hofmaler Hikkel, Füger, der Schauspieler Schröder aus Hamburg der berühmte Reisende Georg Forster waren Männer, deren Gespräch allein Genuß und Unterricht war.

Immerhin machte die Jugend ihre Rechte geltend und einem, den die Dichterin jedoch nie mit Namen nennt, war es doch gelungen, drei Jahre hindurch als Bewerber zu gelten. Dessen herrschsüchtiger Charakter verursachte so oft Disharmonien, dass dieses Verhältnis zu beiderseitiger Zufriedenheit gelöst wurde. Bald darauf näherte sich ihr ein junger Officier, dessen leichtfertiges Betragen ihr wieder Kummer machte und sie endlich zu der pessimistischen Überzeugung brachte, eheliches Glück sei ihr nicht bestimmt.

Um so lebhafter war ihr Hang zur Poesie erwacht, deren Zauber sie sich von ganzer Seele hingab und in der sie ihre ganze Befriedigung suchte. Die Einnahme von Belgrad begeisterte sie, Laudon zu besingen und dies Gedicht kam auch in des gefeierten Feldmarschalls Hände. Es sollte der Vorläufer zahlreicher patriotischer Gedichte werden, die sie bei jedem größern Ereignis schrieb.

Man erlaubte ihr (jetzt werden wohl selten die Eltern gefragt) die Messiade zu lesen, nachdem sie sich schon mit Tasso und Ariost befreundet hatte. Sie sagt in ihren Memoiren, Ariost sei ihr wie ein Feenmärchen vorgekommen, indes die Messiade ihr Herz mit himm-

lichen Strahlen erwärmte. Wenn dieselbe von den wenigsten gekannt, von niemand vielleicht vollständig gelesen, in der Zeit ihres Erscheinens aber von den Lesern sogar in die Kirche mitgenommen wurde, so ist dies leicht erklärlich: in unserer hastenden Zeit lebt man nicht lang genug, um ein so langathmiges Gedicht von Versen auslesen zu können. Die Ungläubigen interessirt das Thema nicht, den Frommen ist es zu wenig kirchlich, und schließlich dürfte mit der allzu sentimentalen Richtung heute niemand mehr sympathisiren. Andere Zeiten, andere Menschen. Die junge Caroline ward eine glühende Verehrerin von Klopstock, sie las und überlas die Messiade, bis endlich Ossian's Gesänge an die Reihe kamen und die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erscheinenden Ritterromane ihre jugendliche Phantasie so entzückten, dass aus dem Reigen bunter Scenen, die sie alle mitgefühlt hatte, eine Dichtung entstand „Ein Abenteuer Richard's Löwenherz am Wiener Hofe". Österreich und sein Herrscher kamen nicht gut weg darin.

Sie tadelte es später mit den Worten: „Wir waren damals weder rechte Österreicher, noch rechte Katholiken, und tadelten und spotteten über alles, was in unserem Vaterland geschah". Dieser Übergang war die natürliche Folge der Josephinischen Reformen, die vorerst alles über den Haufen warfen. Die alte und die neue Zeit hatte ihre Verfechter im Hause Greiner; lebhafte Discussionen über Glaube und Aufklärung, die in Karolinens Gegenwart stattfanden, sowie die Lectüre mancher namentlich aus Frankreich importirten Bücher entfachten allerlei Zweifel in ihrer Seele und erzeugten in ihr einen Conflict, von dem sie bedauernd sagt: „Ich glaubte nicht recht, und wusste doch nichts". Young's Nachtgedanken träufelten etwas Balsam in die Wunden ihrer Seele, doch war es schwer für das junge Mädchen, sich zurechtzufinden in den widersprechenden Meinungen so vieler bedeutender Menschen, die sie unwillkürlich bewunderte und schätzte; von denen manche ihre Religion Aberglauben nannten, der überwunden werden müße, Andere sie vor dem entgegengesetzten Abgrund warnten. Tief religiös erzogen, machte auf Caroline einen um so größeren Eindruck der rasche Umschwung unter der Regierung Kaiser Joseph II. Was bis dahin als hochheilig,[3] ehrbar, anständig verehrt worden war, sank zum Vorurtheil herab; mit dem Fluch der Lächerlichkeit behaftet, fiel nebst manchem wirklichen Misbrauch zum größten

Leidwesen einsichtsvoller Menschen so manches Gute und Edle, blos weil es zum guten Ton gehörte und als Beweis eines starken Geistes galt, an Althergebrachtem zu rütteln. Der Sturm der französischen Revolution hatte auch bis nach Österreich bösen Samen geweht; und hatte dieser auch nicht geeigneten Boden gefunden, um gleiche Frucht hervorzubringen, so genügte es doch, manche bis dahin ruhige Gemüther aufzuregen und im Rechten wankend zu machen.

Kunst und Wissenschaft vom Druck der Censur befreit entwickelten sich allerdings günstiger, und die allzu große Etikette, nach deren strengen Regeln die gute Gesellschaft sich damals bewegte, mußte einem ungezwungenern Verkehr weichen, was natürlich die jungen Herzen sofort gewann. Dieses Für und Wider rüttelte gar mächtig an der jungen Caroline, die dabei ihre Sturm- und Drangperiode in ihrem Innern auszukämpfen hatte, Zweifel und Erkalten zu überwinden.

Milton's verlorenes Paradies und die Schriften des Grafen Stolberg, welche ihr Hajchka zu lesen gab, wirkten wohlthätig auf ihre Phantasie und durch sie auf ihr Herz. Eine ganz besondere Verehrung der Schutzengel war die nächste Folge dieser Lectüre, sowie ein selbst verfaßtes Gebetbuch.

Damals ging sie gern einsam in dem großen Garten ihrer Eltern spazieren und schrieb die „Gleichnisse", gar nicht für den Druck bestimmt, nur einer Freundin gewidmet. Echt poetischer Sinn offenbarte sich in denselben; jedes Blatt, jedes Samenkorn, jeder Käfer regt sie an nachzudenken, zu vergleichen, und mit schlichten wenigen Worten versteht sie es, den Leser in ihren Ideenkreis einzuführen, ja ihn selbst anzuregen, auch seinerseits zu vergleichen.

In das glückliche in den Tag-hinein-leben im Hause ihrer Eltern trat ein Wendepunkt in Carolinens Leben ein: die Bekanntschaft des jungen Regierungssecretairs Pichler, der anfangs scheu und zurückhaltend der gefeierten Tochter des Hauses gegenüberstand, von dieser eben deswegen trotz seines schönen Äußern beinahe ganz übersehen wurde. Doch Ehen werden im Himmel geschlossen. Bald fanden sich Gelegenheiten, den innern Werth dieses tüchtigen Mannes zur Geltung zu bringen, das junge Mädchen lernte ihn von ganzem Herzen schätzen und lieben, und im Jahre 1796 heirateten sie unter den glücklichsten Auspicien.

Zu der ganz annehmbaren Stellung ihres Gatten steuerten die Eltern Greiner so großmüthig bei, daſs sie ganz behaglich ihren Hausstand gründen konnten. Beglückender aber als diese gewiſs nicht zu unterschätzende Sorglosigkeit war die Thatsache, daſs sich diese zwei Menschenkinder wunderbar ergänzten. Pichler's ernste stille Weise wurden durch seiner Gattin Lebhaftigkeit und heitern poetischen Sinn rosig angehaucht und Carolinens früher erwähnte Zweifel und Unruhen in religiösen Dingen durch des Gatten weise Festigkeit im Glauben bleibend beseitigt und geklärt.

Sie war Dank der Erziehung, welche ihre Mutter ihr gegeben, eine tüchtige Hausfrau und Pichler freute sich umsomehr ihrer Begabung und regte sie mit Liebe zu geistiger Arbeit an.

Das Erscheinen einer Tochter vervollständigte ihr häusliches Glück.

Eines Tages fand Pichler im Schreibtisch seiner Frau die vor Jahren geschriebenen „Gleichnisse". Angenehm überrascht von dieser Idee redete er ihr zu, sie dem Druck zu übergeben; da sie jedoch die öffentliche Kritik fürchtete, zeigte er das Manuscript dem Hofrat von Sonnenfels, der entschieden rieth sie herauszugeben. Dies waren die Erstlinge der später so berühmten Caroline Pichler. Sinnig und anspruchslos, wie sie waren, fanden die „Gleichnisse" auch die entsprechenden Leser in jener Zeit. Heute würden sie viele gähnend aus der Hand legen; es fehlt heute an Ruhe und Innerlichkeit, sich ihrer zu erfreuen.

Bald darauf schrieb sie „Olivier", in welchem sie der Überzeugung Ausdruck leiht, daſs ein Mann ungeachtet eines häßlichen Äußern durch sein edles Wesen Liebe erregen könne.

Eine schwere Krankheit des Erzherzogs Karl begeisterte sie zu einem Gedicht, das von demselben sehr beifällig aufgenommen und mit eigenhändig geschriebenem Billet beantwortet wurde, worauf sie in einer Idylle „Die Geretteten" abermals des Erzherzogs Heldenthaten pries.

Nach dem Tode des Vaters — ihre Mutter war zu ihr gezogen — bildete das Pichler'sche die Fortsetzung des Hauses Greiner. Dank der Anregung daselbst fanden sich alle Koryphäen jener Zeit dort ein. Baron Hormayr, der Verfasser der Tyroler Geschichte, Heinrich von Collin, der Geschichtschreiber Schneller, der Dichter Karl Streckfuß, später Lehrer des preußischen Kronprinzen, Rothkirch,

kurz alles, was in Kunst und Wissenschaft hervorragendes leistete, bildete um Caroline Pichler einen Kreis, den man heutzutage wohl kaum vereinigen könnte. In jener glücklichen Zeit ließ es sich schon deshalb leichter bewerkstelligen, weil man hauptsächlich geistige Anregung suchte.

Die Lectüre von Jahn's Archäologie und der Bibel Luther's hatte Caroline Pichler veranlaßt, „Ruth" zu schreiben; es interessirte sie um so mehr, als auch Streckfuß dies Thema mit ihr zugleich bearbeitete. So regten sich diese geistreichen Menschen gegenseitig an, freuten sich neidlos über die Erfolge des Andern und ohne Hasten und Drängen genossen sie fröhlich das Leben. Das war jene Zeit, auf die man heute über die Achsel herabsieht und sie mit der Bezeichnung „gemüthliches Wien" oder „harmlose Menschen" herabzusetzen meint.

Musikalische Größen wie Cherubini und Crescentini, auch Schubert und der Sänger Vogel verschönerten den Kreis.

Der Beifall, den „Olivier", „Lenore", die „Gleichnisse" gefunden, drang bald nach Deutschland. Fleischer in Leipzig und Cotta in Stuttgart forderten Caroline Pichler auf, Beiträge für ihre Almanachs zu liefern, und diesen Verbindungen folgten natürlich wieder andere.

Ein Besuch im Stift St. Florian brachte die Dichterin zuerst auf die Idee, einen Roman zu schreiben aus den ersten Zeiten des Christenthums. Es wurde später „Agathokles", ihr bedeutendstes Werk, in fremde Sprachen übersetzt und im Ausland viel gelesen und gerühmt.

Die Ankunft der Frau von Staël machte in Wien ungeheures Aufsehen, alles war voll Begierde sie zu sehen und kennen zu lernen, natürlich auch Caroline Pichler, die jedoch auf ihren Besuch nicht rechnen konnte, da die stolze Französin nur bei dem höchsten Adel Besuche machte. Doch ließ sich A. W. v. Schlegel, der Cicerone der Frau von Staël, bei Pichler vorstellen, und veranlaßte auf der Dichterin Wunsch eine Zusammenkunft der beiden schriftstellernden Damen bei Frau von Nuys, deren Schilderung der Feder Caroline Pichler's wörtlich überlassen sein möge. „Als ich eintrat, sah ich eine Frau am Clavier sitzen, die ich sofort für die berühmte Dichterin halten mußte. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir ihre Gestalt machte. Sie war eine ziemlich große starke Frau mit bedeutenden, aber nicht angenehmen Zügen. Ich grüßte allseitig, aber flüchtig, wurde ihr ebenso flüchtig genannt und ging ins Nebenzimmer.

Gleich darauf kam Frau von Staël mir nach, trat vor einen Spiegel, fing an ihren Kopfputz zu ordnen, und richtete aus dem Spiegel eine Rede an mich. Das Gespräch dauerte aber nicht lange, andere traten dazwischen. Bald darauf wurde ich von ihr zu Tische gebeten; hier in ihrem häuslichen Kreise kam sie mir viel liebenswürdiger vor. Ihre schöne weiche Stimme bestach ganz besonders." Sehr humoristisch erzählt sie den Gegenbesuch, den ihr Frau von Staël im Salon der alten Frau von Greiner machte: „Nach dreißig Jahren kann ich nicht ohne Verlegenheit an jenen Abend denken. So saßen denn unsere Damen — unter welchen sich leider viele befanden, von denen ich noch nicht begreife, wie meine so geistvolle hochgebildete Mutter sie fast täglich um sich dulden konnte — in dicht gedrängten Reihen um den Theetisch, jede mit einem Strickstrumpf bewaffnet, jede fest entschlossen und viele wohl auch der Sprache wegen bemüßigt, eine stumme Rolle zu spielen. Von Männern, welche man mit Ehren Frau von Staël vorstellen konnte, hatte ich nur Herren von Hammer und Collin für diesen Abend bekommen, und dies waren nebst meiner Mutter, die vortrefflich französisch sprach, die einzigen Personen, auf die ich zählen konnte, um Frau von Staël zu unterhalten, wenn sie käme. Endlich erschien sie um 8 Uhr. Sie trat ein und alle Blicke wendeten sich nach ihr. Ein Kleid von silbergrauem Atlas und ein Tuch von schwarzen Spitzen darüber war ein passender Anzug für eine Frau von ihren Jahren, aber ein auf orientalische Art gewundener Wulst von schwarzem Sammt mit hochrothen Grains d'Inde vielfach umschlungen gab ihr etwas kühnes, auffallendes und kleidete sie bei ihren männlichen starken Zügen und braunem Teint durchaus nicht.

„Sie saß neben meiner Mutter auf dem Kanapé, ich nahm Platz an ihrer Seite, Schlegel, Hammer und Collin näherten sich ebenfalls; die Frauen um den Tisch hatten ehrerbietig gegrüßt und sich dann wieder niedergesetzt, um zu stricken, wie das altenglische Lied sagt:

Phillis, ohne Sprach' und Wort,
Saß und strickte fort!

„Mich überfiel eine Bangigkeit, so oft ich auf die schweigsame Gesellschaft sah, welche die hochberühmte Frau lautlos umgab, sie nur dann und wann mit neugierigen Blicken musternd und mir dachte, welche Vorstellung sich Frau von Staël von dem Kreis machen möchte

in dem ich lebte. Daſs es nicht eigentlich der meinige, ſondern der meiner Mutter war, konnte ich nicht ſagen.

„Indes unterhielten meine Mutter und die Herren ein ſehr lebhaftes und angenehmes Geſpräch und ſie ſchien ſich nicht zu langweilen. Dann forderte ſie mich auf, mein organiſirtes Fortepiano hören zu laſſen und bald darauf ging ſie fort. Ich fühlte mich völlig erleichtert, als ſie fort und dieſe ſo heterogene Erſcheinung aus dem Geſellſchaftskreiſe, für den ſie und der für ſie nicht paſste, verſchwunden war. Nun war das Siegel von dem Munde der Damen gelöſt und ſie ahnten wohl nicht, wie ſie ſo nach ihrer Weiſe dieſe Frau beurtheilten, daſs ſie zwei Häuſer von uns, bei der Gräfin Wrbna, zu der ſie von uns ging, ſie die tricoteuses de la tribune genannt hatte".

Die zwei berühmten von einander ſo verſchiedenen Frauen begegneten ſich wieder, in einer paſſenderen Umgebung, in der ſich beide beſſer gefielen.

Im Jahre 1808 erſchien endlich „Agathokles", der Jung und Alt entzückte und ihr bedeutendſtes Werk blieb, ſo weit es ein Kind ihrer Phantaſie war. Die „Denkwürdigkeiten meines Lebens" erſt nach ihrem Tode erſchienen, ſind jedoch von größerem Werthe für alle Zeiten; man könnte es faſt ein Quellenwerk nennen; es ſchildert ſo ausführlich die Lebensweiſe, Kunſt, Literatur, Politik und faſt alle berühmten Perſönlichkeiten in Wien zu Ende des achtzehnten bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, daſs dieſes Werk bleibend von großer Bedeutung für Wien iſt.

In „Agathokles" ſind ihr wohl ganz vorzüglich die Schilderungen des hehren jungen Chriſtenthums gelungen, der Macht der Tugend, der ſie in ihren Werken ſtets den Sieg verleiht. Die faſt fühlbare Vorliebe, mit welcher ſie „Agathokles" geſchrieben hat, vielleicht auch die mit jenen Gefühlen noch warm ſympathiſirende Geſellſchaft verſchafften dieſem Werke den lebhafteſten Beifall der mittleren ſowie der höchſten Stände.

„Agathokles" theilte den allgemeinen Beifall mit Collin's „Landwehrliedern", die mit ihm zugleich erſchienen und die jedesmal, wenn ſie in Verſammlungen geſungen wurden, die Anweſenden einzuſtimmen begeiſterten.

Die Aufregungen, welche Caroline Pichler im Jahre 1809 während der Invaſion durchzumachen hatte, Angſt um Leben, Hab und Gut,

patriotische Entrüstung und zuletzt auch in diese Zeit fallende komische Episoden veranlassten sie die „Belagerung von Wien" zu schreiben.

Damals gab es in Wien nur eine Partei, alle Wiener hingen an ihrem Kaiser — der doch wahrlich so viel Demüthigungen von Seiten Frankreichs zu erdulden hatte. Caroline Pichler theilt und schildert das Entzücken, als Kaiser Franz, nach fortgesetzten Niederlagen, inmitten größten wirthschaftlichen Rückganges unangesagt und anfangs unerkannt, in einem offenen Wagen in seiner Hauptstadt anlangte. Wie ein Lauffeuer drang die fröhliche Nachricht „Vater Franz" sei wieder da von Straße zu Straße und jubelnd in Ausrufen, die vom Herzen kamen und zum Herzen des schwergeprüften Herrschers drangen, begrüßten die Wiener ihren Kaiser viel herzlicher, als anderswo manches Volk einen Sieger gezwungen feiert.

Caroline Pichler fand, dass nach der Invasion manch importirtes republicanisches Wort auf nicht allzu steinigen Boden gefallen war und sprach sich darüber in „Alten und Neuen Sinn" aus. Diese Novelle hatte ihr die besondere Freundschaft einer vornehmen Dame verschafft, und sie sagt in ihren Memoiren, es sei eine ihrer größten Freuden gewesen, wenn man in ihren Schriften ihr Herz herausfand. Freundschaft auf diese Art gewonnen, ward ihr wiederholt zu Theil. Manche blieb ihr treu bis zu ihrem Tode; einige Freunde ehrten noch in ihren Enkeln der Schriftstellerin werthes Andenken.

Mit den Schicksalen der „Grafen von Hohenberg" identifizirte sie sich so sehr, dass sie selbst gesteht, es sei ihr manchmal schwer geworden, sich von ihrer Arbeit zu trennen und sich in die Gegenwart zu versetzen.

Körner wurde ganz besonders herzlich im Pichler'schen Hause empfangen, seine Persönlichkeit und seine Lieder gewannen ihm alle Herzen; mit ihm zugleich kamen Frau von Weißenthurn und Antonie Adamberger, später Theodor Körner's Braut.

Immer größer wurde die Beliebtheit des gastfreien Pichler'schen Hauses; der Hausfrau seltener Geist, ihre Liebenswürdigkeit, wohl auch die Sicherheit, mit welcher man darauf rechnen konnte, ausgezeichnete und interessante Persönlichkeiten daselbst zu treffen, alles trug dazu bei.

Pichler selbst, sehr gebildet, aber nicht im geringsten poetisch veranlagt, freute sich dabei zu sein, so oft es ihm seine Berufsgeschäfte

erlaubten und nahm den größten Antheil an den geselligen und literarischen Erfolgen seiner Frau, die bei all' ihrem Schriftstellern nie die Pflichten der Gattin, Mutter und Hausfrau versäumte, mit größter Liebe an ihm hing und bei jeder Gelegenheit das Glück betonte, an der Seite eines so edeln Mannes zu leben.

Wenngleich durch manche heterogene Ansichten getrennt, zählte auch Brentano zu den häufigen Gästen des Hauses.

Die Nachricht von Körner's Heldentod erschütterte die weitesten Kreise. Karoline Pichler war die erste, welche die Trauerbotschaft erhielt; sie mußte ihrer Mutter und ihrem Mann, denen er sehr werth gewesen, dieselbe schonend beibringen.

Die politischen Wirren und Kämpfe brachten sie auf die Idee, „Heinrich von Hohenstaufen" für die Bühne zu bearbeiten. Sie schrieb einen ganzen Sommer daran, sagt aber selbst, es sei ihr nicht gelungen, sie hätte sich nicht auf den Cothurn wagen sollen. Das Stück, welches am 18. Oktober 1813 das erstemal gegeben wurde, galt damals als ein eigenes zu dieser Gelegenheit geschriebenes, obwohl dem nicht so war. Es wurde jedoch zu einer Zeit aufgeführt, wo oft ganz zufällige Anspielungen wie zündende Funken auf die bewegten Zuschauer fielen und großen Beifall ernteten.

Wo Kunst, Wissenschaft und Poesie geliebt und gepflegt werden, da trennt kein Nationalitätenhader die schönen Geister. Um das Jahr 1814 war das Ehepaar Pichler vom Grafen Széchényi, den es durch Hormayr kennen gelernt hatte, nach Ödenburg geladen, wo die urdeutsche Frau Caroline ihre beste Freundin, die ungarische Gräfin Zay kennen lernte. Über zwanzig Jahre währte dies innige, beide Theile beglückende Verhältnis, das durch keinen Miston getrübt wurde. Es sind noch an sechzig Briefe vorhanden, in denen sich die Freundinen großes und kleines, trübes und heiteres aus ihrem Leben so offen mittheilen, wie man es nur solchen gegenüber zu thun pflegt, von deren Theilnahme man vollständig überzeugt ist.

Fast jeden Sommer nach dem Tode ihrer Mutter brachte Caroline Pichler einige sehr fröhliche Wochen in Ugrócz oder in Bucsán bei Zay's zu; auch ihr Gatte gesellte sich dazu, so oft es seine Berufsgeschäfte erlaubten; er bezeichnete den Aufenthalt daselbst als seine liebste Erholung. Ihre damals schon erwachsene Tochter Caroline (später Frau von Pelzeln) fand dort auch junge Genossen

und ihrem Alter angemessene Freuden. Die Gräfin, die auch kleine Erzählungen verfaßte, zog ihre berühmte Freundin gern zu Rath und überhäufte sie zugleich, sobald ihre Freundin wieder in Wien war — zur Verzweiflung ihrer Tochter — mit allen denkbaren Commissionen. Von der Suche eines Hauslehrers angefangen, waren es bald ein Fortepiano, Chocolade, Seidenbänder, Strickgarne, Mieder, Strohhüte u. s. w., welche die gefällige Caroline Pichler mit bewunderungswürdiger Geduld besorgt und stets wiederholt, wie sehr sie sich freue, diese kleinen Gefälligkeiten erweisen zu können; die Ausbrüche der Ungeduld ihrer Tochter über die nie endenden Aufträge überging sie natürlich mit Stillschweigen.

Die beiden Freundinen projectirten einen Ausflug nach Ofen, wobei entweder Graf Majláth oder Freiherr von Mednyánszky der Caroline Pichler als Führer dienen sollte, welche die „Belagerung von Ofen" schreiben und an Ort und Stelle diesbezügliche Studien machen wollte. Die Gräfin wurde verhindert daran theilzunehmen, Caroline Pichler und Baron Mednyánszky reisten allein. Historische Sujets zogen sie sehr an, daher die „Schweden in Prag", „Henriette von England" u. s. w.

Auch Grillparzer brachten die Pichler nach Ugrócz; er scheint keine allzu rosige Stimmung mitgebracht zu haben, die Damen nennen ihn den melancholischen Jüngling; es schien der Dichterin, er habe eine tiefere Neigung für ihre Tochter gefaßt, doch dürfte sie sich getäuscht haben. Lottchen's vorzügliches Klavierspiel mag ihm sehr gefallen haben; er schrieb später, während er mit ihr einmal vierhändig gespielt, sei der Plan zu seiner „Sappho" völlig reif geworden.

Grillparzer war durch Schreivogl bei Pichler eingeführt worden, nachdem sie schon die Umrisse der „Ahnfrau" durch Schreivogl kennen gelernt hatte.

Caroline Pichler hatte oft die Freude, daſs neue literarische Producte bei ihr vorgelesen wurden, ehe sie in die Öffentlichkeit kamen. Über den ersten Eindruck, den ihr Grillparzer machte, schreibt sie folgendes: „Nie werde ich den Abend vergessen und den allgemein günstigen Eindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte; er war nicht eigentlich hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten und eine Fülle von

dunkelblonden Locken machte ihn zu einer Erscheinung, die man nicht so leicht vergaß." Grillparzer fühlte sich sehr wohl bei Pichler's, wurde nicht allein ein sehr fleißiger Gast, sondern sprach auch von seinen intimsten Angelegenheiten, erzählte von seiner sorgenschweren Jugend, bekannte seine Schrullen und besprach seine Entwürfe, wie zur Familie gehörig. Die gütige Pichler mit aufrichtiger Theilnahme für sein immer mehr hervortretendes Talent und voll Mitgefühl für sein verbittertes Gemüth zog ihn auch Familienfesten bei. So ließ sie an einem Nikolofest eigens für ihn einen Schlüßel verfertigen in Gestalt einer Lyra, umwunden von einem Lorbeerkranz aus grünseidenen Bändchen. An einem Heiligen Abend beschenkte sie ihn, der eben an seiner „Medea" arbeitete, mit einem Kupferstich, den Kampf des Theseus mit dem Minotaurus darstellend und schrieb dazu ein längeres Gedicht, das also endigte:

Dein Beginnen wird wie jedes enden,
Glück und Ruhm sind Dir gewiss,
Und zum zweitenmal aus Deinen Händen
Nehmen wir das gold'ne Vließ.

Doch die freundliche Absicht mislang, er verfiel meist in trübe Stimmungen, denen ihn niemand entreißen konnte. Als später die „Sappho" gegeben wurde, die dem jungen Dichter Lorbeer und Geld brachte, hatte Grillparzer in seiner stets pessimistischen Stimmung entsetzliche Ahnungen. Er sah im Traume, wie Caroline Pichler und ihre Tochter aus einer Loge dem Fiasco seiner Sappho beiwohnten und dazu schadenfroh lachten. Seine nur zu leicht erregten Nerven ließen ihn nicht einmal im Schlaf Erholung finden.

Nach dem Tode seiner Mutter, die er innigst geliebt hatte, schloß er sich eine Zeit lang noch mehr an die Familie Pichler an; aber jeder Versuch scheiterte, seine Melancholie zu bannen, weder Freunde noch Arbeiten und deren glänzender Erfolg vermochten ihn zu erheitern. Es war dem armen Grillparzer die Unzufriedenheit zur zweiten Natur geworden; ein scharfer Contrast zu Caroline Pichler, deren dankbares Gemüth jedem erlaubten Genuß so zugänglich war und sie dadurch befähigte, ein Heiterkeit und Frohsinn spendender Genius der Ihrigen zu werden.

So viel und so offen Caroline Pichler über Grillparzer schrieb, ebenso discret und vorsichtig gleitet sie über den Umgang mit Baron

Hormayr hinweg, der doch einst ein Habitué ihres Hauses gewesen. In ihren „Denkwürdigkeiten" erwähnte sie einer Soiree, bei Baronin Matt, zu der auch häufig Hammer, Schlegel und Müller kamen. Es sollte an dem Abend Theater gespielt werden, den Geburtstag der ältern Tochter Hormayr's zu feiern. Caroline Pichler sollte auch dabei sein; eine heftige Migraine hinderte sie jedoch zu erscheinen und so erfuhr sie erst des andern Tages, dass das projectirte kleine Fest eine tragische Störung erlitten durch die Arretirung des Baron Hormayr, eben als er noch in seinem Hause seiner Tochter gratulirte. Er wurde in die Feste Munkács gebracht und alle Bemühungen seiner Freunde waren vergeblich. Die abenteuerlichsten Gerüchte über seine Verbindungen mit den Tyrolern cursirten in ganz Wien; doch wurde dieses Ereignis nie ganz aufgeklärt.

Großes Aufsehen machte ein in vier Bänden erschienener Roman Carolinens die „Frauenwürde". In ihren Helden wollten manche Aristokratie und Demokratie personificirt sehen, was der Dichterin gar nicht eingefallen war. Das Urbild der Heldin dieses Romanes war eine Dame ihrer Bekanntschaft, die sie vielleicht zuerst auf die Idee brachte, Verhältnisse als außergewöhnliche zu schildern, die heute leider an der Tagesordnung sind. Lang vor Caroline Pichler war ein Buch anonym erschienen „Elise oder das Weib wie es sein soll". Da ebenso wie in der „Frauenwürde" erscheint fast wie in einer Apotheose, das dem treulosen, reuig wiederkehrenden Gatten verzeihende Weib. Die heutige bequeme Auffassung der Heiligkeit der Ehe, leider noch mehr die Legalisirung unglaublicher Bündnisse würden all' die schönen, manchmal etwas überschwenglichen Tiraden der verzeihenden Frau vollständig überflüßig machen. Das Schwanken am Wege der Tugend, die Helden, die immer haarbreit entfernt vom Laster taumeln, durch artiges Zureden wieder rasch sich eines bessern besinnen, würde wenig Menschen interessiren. Es dürfte wohl von allen ihren Werken unserer Zeit am fernsten stehen. Ihre Tendenz ist jedoch wie immer die der reinsten Moral.

Nach der Verheiratung ihrer Tochter mit dem Appellationsrath von Pelzeln wurde es etwas stiller bei Pichler's. Sie waren älter und der Tod hatte auch manche Lücke gerissen; wenn möglich, schloß sich das Ehepaar noch inniger aneinander. Ihre Familie, ihre Dichtungen und ein engerer Freundeskreis verschönerten friedliche Jahre.

Drei liebliche Enkel erweiterten den Kreis. Doch wie alles Glück in dieser Welt ein Ende hat, so brachte nach Jahrzehnten langen frohen Lebens der Tod des noch jungen Appellationsrathes von Pelzeln im Jahre 1832 tiefe unerwartete Trauer über die Familie. Die junge Witwe mit ihren Kindern kehrte gebrochen in das Haus ihrer Eltern zurück.

Wieder einsamer und trauriger brachte die Familie die Sommer in Baden, den Winter in ihrem Hause in der Alservorstadt zu; das physische und moralische Gedeihen der Kinder war der Lichtblick aller.

Wieder kehrte der Todesengel ein. Nach einundvierzigjähriger Ehe wolkenlosen Glückes trennte der unerbittliche Sensenmann dies schöne Band. Es war im Jahre 1837.

„Er war verschieden, der Gefährte meines ganzen Lebens hat mich verlassen!", schrieb Caroline in jenen Tagen, und aus diesem Schmerzensschrei tönt die Klage um verlorne Liebe, Schutz und Rath, die ihr seine weise Erfahrung, sein herrlicher Charakter stets geboten. Auf ein Blatt, das sie in ein Gedenkbuch gelegt, schrieb sie verschiedene Geburts- und Todestage ihr werther Personen. Dann fügte sie hinzu: Am 17. September 1837, um halb 7 Uhr morgens, an einem Sonntag, starb mein geliebter Gemahl am Schlagfluße nach Gottlob kurzem Leiden und ließ mich ohne den treuen Gefährten einer einundvierzigjährigen glücklichen Ehe allein in der Welt". Dann strich sie diese Worte durch als kränkend für ihre Kinder und fügt hinzu: „bei meinen Kindern, die mich wohl trösten, aber mir ihn nicht ersetzen können".

Caroline Pichler war, wie schon erwähnt, in ihren jüngeren Jahren, namentlich vor ihrer Ehe, sowohl durch Umgang als auch durch deutsche und französische sogenannte aufgeklärte Bücher in große Unruhe und bange Zweifel versetzt worden. Sie sagte später, es sei ein Unglück, dass solche Bücher geschrieben werden, und dass man sie so sorglos jungen Leuten ausliefere, die geblendet von deren Trugschlüßen noch nicht im Stande sind den Kern der Wahrheit zu finden. Sie citirte gern Pfeffel's Epigramm das unter der Regierung Kaiser Joseph's gedruckt worden war:

Hans Affe steckt' einst einen Wald
Von Cedern nachts in Brand,
Und freute sich ganz ungemein,
Als er's so helle fand!
Seht, Brüder, seht, was ich vermag,
Ich — ich verwandle Nacht in Tag!

Die Brüder kamen allzumal,
Bewunderten den Glanz,
Und alle fingen an zu schrei'n:
Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe ist des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt!

An der Seite ihres Gatten war sie unentwegt eine fromme Katholikin und hatte ebenso ihre Tochter und ihre Enkel erzogen.

Aus eigener Erfahrung und mit großer Kenntnis des menschlichen Herzens und des Lebens überhaupt, legte sie den größten Werth darauf, einen Beichtvater zu haben, der außer seiner kirchlichen Function auch Freund und Berather sein sollte. Pater Marcellinus aus dem Franciscaner-Orden war ihr und ihrer Tochter langjähriger Berather gewesen bis an sein Ende. Dessen Nachfolger als Beichtvater Pater Constantin, Pfarrer bei den Minoriten in der Alservorstadt, blieb es nicht lang, da er im Jahre 1831 als eines der ersten Opfer der Cholera starb. Mit großer Inbrunst flehte Caroline Pichler zu Gott um einen Priester, an dem sie in ihren vorgerückten Jahren einen rechten Stab fände, sie für ihre ernste Stunde zu bilden und vorzubereiten, ein Ziel, das sie jetzt nie mehr aus den Augen ließ. Wirklich fand sie diese Stütze in einem noch ziemlich jungen aber an Erleuchtung weit fortgeschrittenen Priester in der Minoriten-Pfarre.

Immer mehr in sich gekehrt, wandte sie ihr ganzes reiches Seelenleben dem Gebete zu, über dessen Erhörung sie in ihren Memoiren wahrhaft erbaulich spricht. Mit großem Nutzen las sie des heiligen Franz von Sales „Philotea"; sie ging regelmäßig jeden Monat zur Beichte und Communion, die ihr himmlische Tröstungen brachte. Sprechen mochte sie nicht darüber, aber nach ihrem Tode fand man Aufzeichnungen, die ihren Frieden, ihre innige Vereinigung mit Gott schilderten. Die Erhörung eines innigen Gebetes, sei es sogleich, sei es nach geraumer Zeit, war ihr ein überwältigender Beweis von dem steten Zusammenhang, von dem Contact, in dem die Seele des Menschen mit ihrem Schöpfer ist. „Großer überwältigender Gedanke, der eine Fülle von heilsamen Erwägungen in sich birgt! Wie rein, wie vorwurfsfrei sollte der Mensch wandeln, wenn er bedenkt, was er thut, fühlt, denkt, wünscht, alles geschieht unter den Augen des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde".

Caroline Pichler konnte wohl in jeder Beziehung mit großer Befriedigung auf ihr Leben zurückblicken. Sie war allen ihren Pflichten gerecht geworden, hatte die ihr von Gott verliehenen Geistesgaben redlich benützt, hatte das höchste Familienglück genossen, und materielle Sorgen waren ihr stets ferne geblieben.

Wie vielen ausgezeichneten Menschen wird erst nach ihrem Tode die verdiente Würdigung zutheil! Auf ihrem Lebenswege wurde ihr Freundschaft und Anerkennung in selten hohem Grade geboten. Auch vom kaiserlichen Hofe wurde sie vielfach ausgezeichnet. Durch die einstige Stellung ihrer Mutter schon als Kind der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, später durch patriotische Gedichte an Erzherzog Carl auch diesem bekannt geworden, war es ihrem „Agathokles" vorbehalten — ihr die allerhöchsten Kreise zu öffnen.

Kaiserin Caroline Augusta und Erzherzogin Sophie, die hochbegabte Mutter unseres Kaisers, waren getreue Leserinen ihrer Werke. Von letzterer bewahrte noch Francisca von Pelzeln (letzte Enkelin der Caroline Pichler) ein Andenken, dessen die Dichterin in ihren Memoiren erwähnt und dessen Übergabe sie in einem Briefe an ihre treue Freundin Gräfin Zay in Ugrócz also schildert: „Und nun lass dir erzählen, dass mich vor drei Wochen die Erzherzogin Sophie, welche sich schon oft bei mir nach meinen literarischen Arbeiten erkundigen und der ich deswegen meine „Schweden" überreichte, so wie sie erschienen waren, rufen ließ; woselbst ich auch die Kaiserin traf. Beide Frauen waren höchst gütig und liebenswürdig, und die Erzherzogin besonders, als wir später allein waren, völlig zutraulich möchte ich sagen, wie wenn ein junges Herz gegen eine als geprüft bekannte rechtliche Matrone sein kann. Beim Abschied schenkte sie mir ein sehr schönes Stammbuch mit dem Bilde der Stephanskirche[1]) und mit Stahl verziert, in der sie sich selbst mit einigen wahrhaft liebevollen Zeilen eingezeichnet hatte. Die Feinheit und Sinnigkeit dieser Gabe erfreute mich unendlich; ein eigentliches Präsent, so etwas von Werth, hätte mich eher gedrückt, obwohl die Unterthanin es wohl ohne Beschämung als eine Gnade annehmen kann. Aber gerade, dass es ein Andenken war, wie eine Freundin es der andern geben könnte, eben dies rührte mich unaussprechlich und das Buch, diese Zeilen sollen ein Familiengut für meine Kinder und Enkel sein:

[1]) Aquarell von Wigand.

‚Möge der Himmel Caroline Pichler die vielen wohlthuenden Gefühle, welche ihr „Agathokles" in meinem Herzen erweckt hat und der reine Genuß — den mir ihre übrigen Werke gewährt haben, in reichem Maße vergelten — dies ist der herzliche Wunsch einer ihrer wärmsten Verehrerinnen! Sophie.'

15. December 1827.

Caroline Pichler benützte es nie als Stammbuch, sie schrieb nur ein Gedicht über die Stephanskirche hinein, und auf ein Blatt die früher erwähnten Zeilen nach dem Tode ihres Gatten.

So lebte Caroline Pichler die letzten Jahre ihres Lebens nur Gott und ihrer Familie, eifrig an ihrer eigenen Veredlung und an der Erziehung ihrer Enkel arbeitend, ja sogar den Unterricht leitend. August von Pelzeln wurde später Custos am Naturhistorischen Museum, war ein bedeutender Ornithologe und als solcher wiederholt vom Kronprinzen Rudolf ausgezeichnet; die zwei Schwestern Francisca und Marie lebten unvermählt in zärtlichster Liebe mit ihrem Bruder vereint. Sie hatten zwar nicht das entschiedene Talent ihrer Großmutter, schrieben nur kleine Novellen, waren aber hochgebildete und wahrhaft edle Menschen, die es verstanden, das Andenken ihrer berühmten Großmutter ganz besonders werth jenen zu machen, die das Glück hatten die Geschwister näher zu kennen. Francisca, die letzte starb im August 1904. Wenn es je einen Menschen gegeben hat, der nie jemand gekränkt, so war es Francisca von Pelzeln.

Nicht allein das Alter war Ursache, dass sich die Dichterin so zurückgezogen hatte; sie sagte selbst von der Jugend bis zum Alter ihrer Mutter habe sich kein so fühlbarer Abstand bemerklich gemacht, sie aber deren Leben sich schon jenem Jahrzehnt näherte, das so große Umwälzungen bringen sollte, sie empfand dies Grollen und Wühlen, wie dem Ausbruch feuerspeiender Berge unterirdisches Getöse voranzugehen pflegt. Wohl nahm sie noch Antheil an den literarischen Producten, doch zeigten sich auch da schon so grelle Gegensätze mit ihren Anschauungen und Gewohnheiten, dass sie ihre Abneigung gegen die modernen Emancipationsversuche empfand. Sie selbst befasste sich eigentlich nur mehr mit Zeitbildern und mit ihren eigenen so interessanten Memoiren.

Anton Langer schildert einen von ihm in jener Zeit bei Caroline Pichler zugebrachten Abend in so anspruchsloser und doch anziehender

Weise, dass es ihre Verehrer um so mehr interessiren dürfte, als diese Schilderung ihr Leben kurz vor ihrem Tode betrifft, wo sie bereits wenig Fühlung mit der Außenwelt hatte, und ihre Individualität so lebhaft hervortritt, dass es dem Leser scheint, er selbst sei mitten in dem traulichen Heim der greisen Schriftstellerin:

„Ich glaube es dürfte nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie Caroline Pichler nicht als Weltdame und Dichterin, sondern als Mutter und Hausfrau gelebt und gewirkt habe und will mich bemühen, so treu als möglich einen jener vielen Abende zu erzählen, die ich so glücklich war, bei der gefeierten Frau zu erleben.

„Ich wähle gerade diesen, weil mir der Zufall vergönnte, sie allein das heißt, ohne Gesellschaft, nur im Kreise ihrer liebenswürdigen Familie zu treffen, die aus ihrer Tochter, der verwitweten Appellationsräthin von Pelzeln und deren Kindern August, Fanny und Marie besteht. Ich traf sie allein im Garten ihres Hauses in einfacher Matronentracht, die „Allgemeine Zeitung" lesend; denn trotz ihres vorgerückten Alters nahm sie an den politischen Ereignissen Europas noch immer den wärmsten Antheil.

„Mit der ihr eigenen liebenswürdigen Wärme und Aufrichtigkeit grüßte sie mich und hieß mich Platz nehmen. Unser Gespräch drehte sich um die alte Zeit. Sie erzählte von Männern, deren Gedächtnis jedem Österreicher heilig ist, von Denis, Collin, Zacharias Werner, Gluck, Mozart, Haydn, Salieri; alle hatte sie persönlich gekannt, von jedem wusste sie die eine oder die andere Anekdote zu erzählen und verstand es, sie so anschaulich und lebhaft zu schildern, dass mich ein eigenes Gefühl überschlich, fast als befände ich mich in der Gesellschaft jener Herren, die unser Vaterland unsterblich gemacht haben. Damals war eben der erste Band ihrer „Zeitbilder" (leider ihr letztes Werk) erschienen und als ich ihr von der allgemein günstigen Aufnahme des Publicums gesprochen, meinte sie lächelnd, sie werde nun wohl bald ausgeschrieben haben. Wir kamen hierauf auf die Heldenepoche des Jahres 1809 zu sprechen und sie redete von dem Sieger von Aspern mit jenem schwärmerischen Enthusiasmus, den sie von jeher gegen das hohe Kaiserhaus in Wort und Schrift an den Tag legte.

„Sie lud mich zu einem Spaziergange in den Garten ein und hier hatte ich wieder Gelegenheit, die umfassenden Kenntnisse der geistreichen Frau zu bewundern. Nicht nur, dass sie die deutschen und lateinischen Namen aller Pflanzen mit einer Genauigkeit angab, die

mich in Erstaunen setzte (denn sie zählte bereits über siebzig Jahre), sondern sie verstand es auch im Garten, Vorräthe für Küche und Keller zu ziehen und citirte lächelnd einige darauf sich beziehende Stellen aus Horaz (Lib. Exod. Od. II.). Unter andern brach sie mir einen wunderschönen vollen Goldlack, den ich noch jetzt wie eine Reliquie bewahre. So gelangten wir zu einer großen weithinschattenden Kastanie, ihrem Lieblingsplätzchen. Hier setzten wir uns neuerdings und statt von der alten sprachen wir von neuer Zeit und Literatur, und wenn sie sich auch nicht gerade tadelnd darüber aussprach, so waren ihre Ansichten darüber doch nicht die günstigsten. Sie erklärte sich unverhohlen gegen Lenau wegen seiner fast ans Weibische gränzenden Weichheit und Wehmuth, während ihr Grün's selbst im tiefsten Schmerze muthige und edle Männlichkeit so sehr zusagte, dass sie das Gedicht ‚Mannesthräne' mit eben so viel Wahrheit als Gefühl recitirte.

„Während dem war Frau von Pelzeln mit ihren liebenswürdigen Kindern in den Garten herabgekommen und nun begann nach gegenseitiger freundlichen Begrüßung eine Scene fröhlichster Angeregtheit. Es war nämlich auf einem Erdbeerbeete die Nachlese der saftigsten Ananas-Erdbeeren zu halten und wir alle machten uns lustig darüber her, wobei die Dichterin uns herzlich wegen unserer Ungeschicklichkeit auslachte, wenn wir trotz unserer jungen Augen so manche unter den dunkeln Blättern verborgene duftige Frucht übersahen, die sie zu finden wusste und mit mütterlicher Sorgsamkeit spendete.

„Da der Abend bereits kühl zu werden begann, so ließ die Dichterin das Gouter, welches wir sonst im Garten einzunehmen pflegten, im Hause besorgen. Als wir uns dahin begaben, fiel mir die rührende, ich möchte fast sagen, patriarchalische Ehrerbietung auf, mit der alle Hausgenossen, jung und alt, sie begrüßten, während sie für jeden ein Wort des Grußes und der freundlichen Zusprache hatte. Der kleine Salon, in welchem das Gouter besorgt wurde, war eines jener dämmernden heimlichen Gemächer, die auf eine merkwürdige Weise moderne Eleganz mit alterthümlicher Bequemlichkeit vereinen. In der That befanden sich hier einige Möbel, die im strengsten Sinne des Wortes nicht blos der Façon nach Rococo waren und um welche manche Modedame die Besitzerin beneidet hätte. Vorzügliches Interesse hatte für mich ein Bildnis Theodor Körner's, während seiner Anwesenheit in Wien (1809) gemalt, das ihn als einen sehr schönen Mann vorstellte und

nach der Dichterin eigenem Ausspruche die vollkommenste Ähnlichkeit besaß, während es den Portraits, die man gewöhnlich seinen Werken vorgedruckt sieht, ganz und gar nicht glich.

„Die Frau vom Hause hieß uns nun setzen und bediente uns selbst mit Kaffee und Früchten, während sie Thee mit Milch, wahrscheinlich ihrer bereits angegriffenen Gesundheit wegen, vorzog; die fröhlichen Plaudereien und harmlosen Neckereien dauerten fort, nur ein einzigesmal citirte Caroline Pichler eine italienische Ballade: ‚Il ritorno del crociato', die sie mit großer Vorliebe für die ‚Rivista Viennese' übersetzt hatte".

„Nach eingenommenem Gouter beschäftigten wir uns sämmtlich mit dem bekannten Spiele aus zerlegbaren Buchstaben irgend ein Wort zusammenzusetzen und es dann zerlegt einem andern zu geben, der nun daraus dasselbe Wort finden soll. Nachdem wir so einige mit mehr oder weniger Geschicklichkeit zusammengesetzt hatten, schob mir Caroline Pichler eine Handvoll Buchstaben zu, die ich mit aller Mühe nicht enträthseln konnte, bis sie mir lachend erklärte, es hieße „Inkle und Yeriko". Hierauf forderte sie uns in ihrer gemüthlichen Sprache auf, „ein Tanzerl" zu machen und da Frau von Pelzeln so gütig war, uns eine Quadrille zu spielen, so ließen wir uns nicht lange bitten, mußten aber manchen scherzhaften Vorwurf über unsere Nonchalance im Vergleiche mit der ehemaligen tactmäßigen Grazie hören und da ich unser heutiges System zu vertheidigen suchte, so forderte sie mich mit fröhlichem Scherze auf, eine Menuette à la Reine mit ihr zu tanzen, so daſs ich schon der neuern Zeit zu meiner Beschämung meine Unwissenheit gestehen mußte.

„Hierauf setzte sie sich ans Piano, auf dem sie Meisterin war, spielte einiges von Mozart und da sie meine Vorliebe für den großen Tonkünstler kannte, so erzählte sie mir folgende Anekdote, die so wie mich gewiſs jeden Verehrer Mozart's ansprechen dürfte und die ich mit der Dichterin eigenen Worten hier wieder erzähle. „Als ich einst", sprach sie, „am Flügel saß und das Non più andrai aus „Figaro" spielte, trat Mozart, der sich gerade bei uns befand, hinter mich, und ich mußte es ihm wohl Recht machen, denn er brummte die Melodie mit und schlug den Tact auf meine Schultern; plötzlich aber rückte er sich einen Stuhl heran, setzte sich, hieß mich im Basse fortspielen und begann so wunderschön aus dem Stegreif zu variiren, daſs alles mit

angehaltenem Athem den Tönen des deutscher Orpheus lauschte. Auf einmal aber ward ihm das Ding zuwider, er fuhr auf und begann in seiner närrischen Laune, wie er es öfters machte, über Tisch und Sessel zu springen, wie eine Katze zu miauen und wie ein ausgelassener Junge Purzelbäume zu schlagen.

„So erzählte sie. Da bald darauf das Souper aufgetragen wurde, so empfahl ich mich und die unvergeßliche Frau ließ sich's nicht nehmen, mich bis an die Thüre zu begleiten und ermahnte mich sogleich, mich ja wohl zuzuknöpfen, daſs mir, da ich vom Tanze etwas erhitzt war, die Nachtluft nicht schaden möchte."

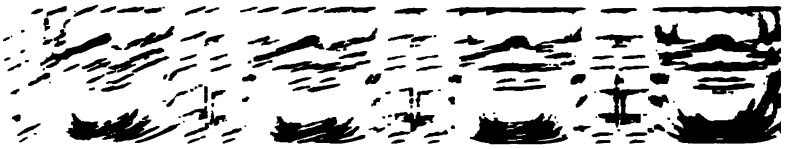
So war Karoline Pichler im häuslichen Kreise, so lebte sie, so wirkte sie. Wer sie aus ihren Schriften kannte, achtete sie; wer sie persönlich kannte, liebte sie. Mögen andere am Dichterhimmel als Sonnen und Sterne glänzen oder Unheil drohend kometenartig wie Herwegh ihre Bahn ziehen, sie glich dem reinen heiligen Feuer der Vesta, das auf dem Altare der Häuslichkeit lodert; als ein Sinnbild weiblicher Tugend und Sittenreinheit, und von ihr gelten im vollsten Maße Schiller's herrliche Worte:

Wer den Besten seiner Zeit gelebt,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

(Theater-Zeitung 1843.)

Endlich sanken ihre Kräfte, apoplektische Anfälle, die wiederholt geheilt wurden, rieben sie auf und am 9. Juli 1843 endete ihr schönes, an interessanten Erlebnissen so reiches Leben, viel zu früh für ihre Kinder, denen sie alles gewesen.

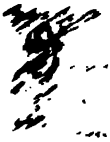
Sie war die Repräsentantin, ein Typus des guten alten Wien im besten Sinne des Wortes. Voll Gemüth, heiter, wohlthätig, pflichtgetreu, begeisterte Patriotin, gläubige Christin, hochbegabte Schriftstellerin, deren Licht — wenn auch kein Stern ersten Ranges — doch wärmend und verschönernd leuchtete. Sie suchte am Menschen und im Leben das hervor, was schön und liebenswerth war; den folgenden Generationen sicher neidlos überlassend die Schilderungen und den Cultus des physisch und moralisch Häßlichen.



[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

indes die Eichen rauſchten ringsumher;
ſie trat mir mit der düſteren Muſik
nur um ſo tiefer wieder ins Gedächtnis,
das ihren Hergang lange ſchon bewahrt.
Und da erbaut' ich mir auf deren Grund
heut' eine eigene Erzählung auf.
Zwar ähnlich jener und doch wiederum
von ihr verſchieden. Denn Bandello ſchrieb,
die ſeine heit'ren Sinns, er war kein Böhme!
Bei ihm da lächelte nur Sonnengold
vom blauen Himmel; doch ich wählte mir
zu dem, was ich erſann, das Abenddüſter:
Der Herbſttag gab mirs ein, der alte Park,
der Zeiten ſchwer und düſteres Gewölk! —
Sofort empfand ich, wie der Umriſs ſich
geſtalten müße meines Dichterwerks,
verſetzte deſſen Hergang in das Land
der Böhmen, wählte mir aus nordiſchem Gau
zum Helden einen Mann; raſch ward mirs klar,
was ich von dieſem zu erzählen hatte.
Schien die Erſcheinung doch der Königin
in allen Chroniken ſo unbeſtimmt,
verſchwommen, ähnlich jenen lieblichen
Geſtalten auf gemalten Kirchenfenſtern,
darüber ſchon verdunkelnd hingeweht
liegt Staub von ſo und ſo viel hundert Jahren.
Man ahnt ſofort den ganzen Farbenreiz,
erſehnt es, daſs in ihnen ſich der Strahl,
der goldene, entzünde, ihnen Seele
zu geben mit des Lebens vollem Glanz
und Zauber. Und, *der* Goldglanz auch für mich
entflammte ſich. Jedoch war ſolches fern
dem alten Park, „der Stern" genannt. Es war
als einmal ich in Rom durch einen Park
gewandelt, doch durch einen Park von Pinien,
und Margarethe von Savoyen ſah,
die Königin Italiens, die vom Volk
vergötterte; ſie ſah in ihrer Hoheit,
die keinen Stolz kennt, die in ihrem Liebreiz,
voll Menſchenfreundlichkeit ſcheint wie geboren

für einen Thron; die Königin, begabt
mit großer Seele, die ſo voll von Huld
und Gnade liebt ihr Volk. — Und damals war's,
da trateſt plötzlich du vor meinen Geiſt,
O Anna Jagellovna, du die reine,
die gütige, holdſelige. Damals
ward mir, als würde es mir eingeflößt,
dein ſüßes Weſen kund, o Königin,
die deine Böhmen du geliebt; du ſtand'ſt
vor mir im Glanz des Ruhms und tief mich neigend
vor Margarethen, vor dem Stern Savoyens,
verneigt ich mich zugleich auch tief vor dir.
Und das gewiſs nicht deshalb, weil ihr beide
ſeid Königinen, ſondern weil der Glanz
noch höh'rer Majeſtät das Antlitz euch
umweht, ihr lebend, dir im Grab — der Glanz
vollendet hehrer, heiliger Weiblichkeit.
Ihr lichten Königinen, o vergebt,
daſs ich in Demuth eure Namen preiſe!
Den Blick zu Sternen heben dürfen wir.
Auch du vergib, Bandello, alter Barde,
daſs ich von dem, was dein, wie mir's gefiel,
mir manches zugeeignet, doch, du thatſt
mit Anderen nichts anderes. Du rufſt
ein gütig lächelnd „Amen", ich, dadurch
ermuthigt, fange zu erzählen an.

* * *

Ein groß Geräuſch auf allen Gaſſen Prag's,
und eine Pracht bisher noch nie geſeh'n.
Das Jauchzen heller Freude und der Klang
der Glocken all verkündeten: es nahe
ſich König Ferdinand, der König neu
gewählt und Anna ſein Gemahl, empor
gewachſen aus der Jagellonen Stamm.
Und dieſes Prag, dies jauchzende, durchſchritt
zwecklos ein Mann, ſein Antlitz bleich und traurig.
So manches Mägdlein, das ihn ſah, vergrub
den Blick in ſein verdüſtertes Geſicht

und, jäh gedankenvoll geworden, frug
es die zunächst hier Stehenden, wer wohl
der Jüngling sei? Da oft erklang die Antwort:
„O der? Ein Ritter von Frau Habenichts!“

Und einer von den Rathsherrn, im Gewand
von eitel Seide, wiederholte jetzt,
zu seiner Tochter redend, jenen Ausspruch.
den er schon mehr als einmal selbst gehört.
Er blies die Backen auf und fügte stolz
die Worte bei: „Man sagt, der Burggraf sei
ihm anverwandt. Es hieß, er kam nach Böhmen,
von wo, das weiß ich nicht, um wiederum
sich seinen leeren Beutel voll zu füllen,
wie es der Burggraf selbst zu machen pflegt,
Herr Zdenjek Lew von Roschmital. Bekannt
ist ja, dass dieser mit dem eig'nen Geld
weit besser umzugehen weiß als mit
dem Geld des Landes!“
Ob auch laut gesprochen
und ohne jede Scheu auf off'nem Markt,
beachtete noch ahnte dies Gespött
der junge Olgerd Gejštor[1]), jener Jüngling,
der traurig irrte durch das jauchzende
und lusterfüllte Prag. Er ahnte nicht
wie ihm von Müßiggängern ward so ehrlos
in übermüthiger Laune ausgelegt,
was ihn hieher geführt in dieses Prag.

Wohl war er arm, doch Olgerd Gejštor's Name
und sein Geschlecht, sie hatten guten Klang,
In seiner Heimat, den lithauischen Fluren,
stand auch sein Hof von einem Strohdach nur
bedeckt, ein hölzern nied'res Haus umringt
von Urwald, auf dem Boden Samogitiens[2]),
in einer Thalschlucht, grün wie ein Smaragd.

---

[1]) gesprochen: Gejschtor. (j wie i gesprochen aber nicht in Verbindung mit t. Jeder Buchstabe einzeln betont.)

[2]) Samogitien Landschaft im russischen Gouvernement Kowno, an der Ostsee, bis unter polnischer Herrschaft ein besonderes Herzogthum.

Das Dorf lag abseits und das Feld desgleichen,
das seinen Vätern schon die Nahrung gab.
Vom Hof aus breitete ein Garten sich
bis an den Rand des Waldes, drinnen blühte
der Hagedorn mit dem Hollunderstrauch
von weißer Farbe, das Gelispel klang
der Birkenbäume, Sommers über, wie
das Kichern junger Mädchen. Süß dort wars
der Nachtigall zu lauschen, die ihr Nest
im Weißdorn baute. Gern auch überließ
man sich in dämm'rig lauer Sommernacht
dort unter einem großen schwarzen Holzkreuz,
das dunkel von den Birkenstämmen ab
sich hob, manch gottesfürchtigen Gedanken.
Im Rücken dieses Gartens mäßig stieg
empor ein Hügel, dessen Gipfel schmückte
ein alter Ahornbaum. Wer unter ihm
sich niederließ, der sah jenseits der Wälder,
wo frei die luftige Wolke zog, im Glanz
der Sonne einen blauen Strich — das Meer.

Das war der Gejštor traute Heimat; dort
wuchs Olgerd auf und er war schlicht und gut
gleich einem Kind; die Mutter wars, die ihn
erzog und später irgend ein aus Böhmen
Verbannter, ein gar würdiger Greis, den einst
der Zufall wehte auf lithauische Flur
wie Wind den Samen. Olgerd sog als Kind
von seiner Mutter Lippen, was das Volk
von alten Überlieferungen sich
bewahrt, in welchen es zugleich, versteckt,
ein Stück vom Heidenthum sich auf behielt,
obzwar von Gläubigen dies niemand ahnte;
am wenigsten die gute Nojola
die Mutter, die um alles stets besorgte.

Wie sich im Wald die Drossel singt ihr Lied,
das lieblich süß ihr aus der Kehle strömt
und nicht das Vöglein weiß, woher es kommt,
weshalb und wie, so ihrem Olgerd gab

von früheren Gebräuchen, alten Zeiten
die Mutter den Bericht. Sie lehrte ihn:
die alten Eichen achten müße er
die, Rieſen ähnlich, ragen himmelan;
von ihnen geh' die Sage, gab ſie vor,
daſs im Geräuſche ihrer Wipfel ſich
die alten Ur=Urahnen oft beſprachen
mit ihrem Schöpfer, ſo als ſei er ihnen
ein richtiger Bruder, und in Zeiten, die
beglücktere zu nennen ſei'n als jetzt,
weil damals unterm Volk mehr Tugend war.

Auch ſprach ſie von dem großen Königreich,
das immer noch ſich in den Wolken finde:
die Königin ſchneeweiß iſt eine Jungfrau,
ſchneeweiß auch all ihre Gefährtinen.
Die männlichen Geſtalten, die ſind blau;
und grau die Kindlein. Durch die Dämmerung
die weißen Jungfrau'n fliegen oft gleich Adlern.
Es gehe zweitweiſ', ſo erzählte ſie,
nach goldhaarigen Erdenkindern ihr
Begehr. Sie ſtürzen ſich dem Blitze gleich
herab aus Wolken und im Sturme dann
erhaſchen ſie die fremden Kindlein ſich.
In Zwielichtſtunden hie und da, wenn Leid,
dem Nebel gleich, Nojolas Geiſt umfing,
ſie ſelbſt nicht wuſst' in ihrer Einſamkeit
ach, und Verlaſſenheit wie ihr denn ſei,
erzählte ſie von nächtlichen Geſtalten,
die übermenſchlich groß dem feuchten Gras
entſteigen, wenn das Dunkel ſich der Nacht
verwandelt in die Dämmerung. Sie ſagte,
es ſeien Schatten, durch die Sonne dort
gebettet noch, bevor ſie ſinkend ſchwand ...
Und Olgerd ward erfaſst von einem Schauer;
das völlig unbeſtimmte Bild von ſolch
geſpenſterhaften Schreckgeſtalten trieb
ihm dann das Haar zu Berge und er ſah
ſie in der That wie ſie ſich ſtumm und grauſig
durch's Dunkel ſchleppten feuchten Vipern gleich,

von rieſenhafter Größe, die auch ein
ins Haus durch Spalten, Ritzen drangen, ſich
am Brand des Feuerherdes zu erwärmen
in ihrer Todeskälte ... Flüſternd ſprach
die bleiche Nojola, ſich ſelbſt und ihm
das Fürchten zu verſcheuchen, wohl auch von
Erſcheinungen weit lieblicher und lichter.
Von Ahornbäumen, die als Wache ſtanden
vor Silberquellen, drinnen Tag um Tag
die Sonnentöchter ſich ihr Antlitz wuſchen,
ihr ſtrahlend goldenes, und wo beim Schein
des Monds in Sommernächten Götterſöhne
zu zauberiſchem Reigen ſie geleiten.
Und auch von einer alten Linde ſprach ſie,
die ſtand am Wegrand, den die Sonne ſchritt
und diente abends ihr, den gold'nen Gürtel
ablegend, ihn d'ran aufzuhängen ſtets,
wenn ſie ſich ruhte aus auf hohem Kamm
des Hügels, während ſie die Roſſe ließ,
ſie feſt am gold'nen Zügel haltend, unten
zur Schwemme geh'n im Meer. Erſt dann, dann zog
ſie fort in fremdes Land, das jenſeits liegt
der See, freigebig ihre Gaben rings
auch auszutheilen dort, verwaiſte Kinder
zu wärmen und in tiefer Einſamkeit
auf finſt'ren Steppen Hirten zu erfreu'n.
Auch klärte ſie ihm auf, warum die Schwelle
geheiligt ſei in jedem Haus; weshalb
man es dem Feind verwehre über ſie
zu ſchreiten; denn entweihen würde er
den Platz, den Gott beſchreitet, tritt er ein
in Haus und Hütte. Auch vertraute ſie
ihm an mit einem Flüſtern voll von Ehrfurcht,
daſs unter ihres Hauſes Schwelle lieg
ein Kreuz vergraben, ein geheiligt Kreuzlein,
das um den Hals gehängt getragen hab
ein Weib, das einer weißen Lilie glich,
jedoch ein Weib verfolgt vom Unglück war.
Die eigene Familie hatte ſie
verſtoßen als ein Gejktor ſie geliebt

und ſie durch ihre Liebe ihm gelohnt
die ſeine, aus dem böhmiſchen Vaterland
mit jenem ſchönen Abenteurer fliehend.
Er hieß Lubart und war bisher der Stolz
des angeſehenen Geſchlechts der Gejätor.

Und er war Olgerd's Ahnherr. Im Gemach
wo jener ſchlief, hing über ſeiner bunt
bemalten Liegerſtatt ein treues Bild
des anmuthsvollen unglücklichen Weibes,
das vor der Zeit ins Grab ſank, weil umſonſt
es heim ſich ſehnte in das Vaterland,
wohin die Rückkehr war Unmöglichkeit.

Oft in Gedanken tief verſenkt, ſaß Olgerd
vor jenem Bildnis, ſah ins ſüße Antlitz
und in die tiefen träumeriſchen Augen.
Es war ihm das berückende Gemälde
faſt wie ein Märchen, und ſein Kinderſinn
flog, es betrachtend, in die ferne Heimat
der ſchönen Frau, die wie ein lichter Schatten
für ihn ſich durch den mooſigen Urwald zog
und einen Schimmer warf ins alte Haus.
Ein zaub'riſch feenhaftes Land erſchien
die „ferne Heimat" ſeinem kindlichen
Gemüth und er begann ſich ſchwärmeriſch
nach ihr zu ſehnen, wie ſie ſelbſt dereinſt,
die blaſſe Lilie, ſich nach ihr geſehnt.
Gar unter manchem Seufzer ſtill beſchloß
er im geheimen es dem Recken Lubart,
der abenteuerlichen Ritterſchaft
erleſ'nen Blüthe, gleich zu thun, wie er,
ſich auf die Wallfahrt zu begeben, weit
weit hinter jenen Wäldern, wo er wußte
daſs eine Welt voll Wunderdingen lag.
So oft er auf die Schwelle trat, das Haus
verlaſſend oder es beſchreitend, da
gedachte er der weißen Lilie Lubart's
und auch des gold'nen Kreuzleins, *ihres* Kreuzes
das drunter lag, ſein väterliches Haus

beſchirmend; und veranlaſst fühlt er ſich
das Storchenpaar, d'rauf niſtend, zu beneiden!
Sah er's durchſegeln freien Flugs die Luft,
Dann ſehnt' er ſich doch bald ein Mann zu ſein,
ſo ſtark wie jener Held aus Samogitien
ihm durch der Mutter Überlieferung
bekannt. Er hieß Garhan, war reich an Ruhm.
So oft er ſchwang den wunderthätigen Säbel
an tauſend Feinde ſtreckt' er in den Staub.
Ein Sänger hochberühmt beſang er ſelbſt
auch ſeine Siege, und mit einer Stimme,
die mächtig klang wie die des Ur.
So träumte
der kleine Olgerd, lebte ſtill dahin
in Samogitiens Einſamkeit, wo nur
der Quell der mütterlichen Wiſſenſchaft
es war, d'raus er Belehrung ſchöpfte, bis
in ſeine Seele neues Leben trat
durch jenes ausgewieſ'nen Böhmen Ankunft,
der eine Zuflucht unterm Strohdach fand,
wo Nojola den Greis leutſelig aufnahm,
als Gaſt willkommen hieß und ſpäterhin
ihn bat, er mög' nicht mehr von hinnen zieh'n,
denn ſie erkannte, daſs ſein mächtiger Geiſt
mehr in ſich faſste, als ſie jemals nur
vermochte zu begreifen. Auch ſah ſie
mit an, wie er ihr Söhnlein liebte, ſah,
wie dies ihr Kind auch liebend hing an ihm.
So blieb der Greis auch gern im trauten Neſt,
all ſeine Weisheit pflanzend und Erfahrung
der weichen Seele Olgerd's ein, indes
die Mutter zu den Engeln betete,
daſs golden aufgeh' einſt die Gottesſaat.
Begierig ſog auch Olgerd jedes Wort
in ſich, das von den Lippen floß des Lehrers.
Und ſeine Seele ſchlug in Flammen aus
als er von jenen großen Thaten hörte,
von jenen rieſenhaften Kriegen, dort
im Vaterlande ſeiner Ahnfrau, ihr,
der Lilie Lubart's. All der böhmiſche Ruhm

galt ihm als Sonne. Die Gelehrſamkeit
und Tugend böhmiſcher Brüder, trieb ins Aug'
ihm ſüße Thränen. Wie ein Böhme ſprach
er böhmiſche Sprache; lernte Malerei
auf Pergament, und freudig ließ die Mutter
ſich ihr Gebetbuch ſchmücken mit dem Bild
von einem Engel in der gold'nen Glorie,
dann wieder auch mit weißen lichten Blüthen
ſo herrlich wie gepflückt im Paradies,
auch wiederum mit einem Singvöglein
das ſaß auf einem Zweige.

Als der Jüngling
emporgewachſen wie ein junger Baum,
da lehrte ihn der Greis die Waffen brauchen
wie's einem Ritter ziemt, und Olgerd ſchien
an Tapferkeit ein Held und war dabei
voll Demuth und voll Zartheit wie ein Mädchen.
Nur manchmal überflog ein ſtolzer Blitz
das Antlitz, wenn der Greis berichtete
weſſ' Art der herrſchaftliche Stamm war derer
von Roſchmital auf Blatna, daſs aus dieſem
ſo ruhmreichen Geſchlecht entſproſſen ſei
die Lilie Lubart's, die der Stolz der Gejštor
geweſen und zugleich die Ahnfrau Olgerd's.
An dem Gedanken ſonnte er ſich dann,
daſs ſie die Blutsverwandte war Johannens,
die einſtens ja den böhmiſchen Thronſitz mit
Georg von Podjebrad, dem Großen, theilte.

Und einſt ſprach er zur Mutter: „Laſs mich ziehn!
In jenes liebe und berühmte Land,
wo unſ're Lilie uns dereinſt erwuchs,
daſs ich als ihren Angehörigen
mich dort bekenn'; ich kehre dann zurück,
o theure Mutter, ſelbſt vielleicht berühmt
geworden, unter dieſes niedre Dach,
mir über alles lieb, in Deine Arme!"
Da fühlte Nojola ihr Herz ſo ſchwer

wie Blei im Buſen, und ſie wurde bleich;
doch ſchwieg ſie; innerlich nur ſprach ſie ſo
zu ſich: „Und unterdeſſen welk' ich hin
vor Sehnſuchtsweh; ich ſterb' wohl, eh' du heimkehrſt
und niemals wieder ſchau' ich dein Geſicht!
Jedoch was hilfts. Der Sohn, wenn er erwuchs,
gehört der Mutter nicht mehr an! Sie geh'
und bette unter ſchwarze Erde ſich. . .“
Auf daſs er ihren Gram nicht ſehe, ging
ſie aus der Stube in ihr Schlafgemach,
in einen düſt'ren, engen Winkel, hin
zu knieen ſich vor ein Heiligenbild. Sie ſchlug
den Deckel einer Truhe auf, darin
ſie theure Angedenken gut verwahrt,
Familienſchätze und Erſparniſſe
beſcheidner Art. Sie zählte lang ihr Silber
und ſeufzte: ob dies alles wohl genüge
dem Sohn ein Pferd zu kaufen, und zugleich
auch eine gute Waffe und, ob doch
noch etwas übrig bleib', auf daſs ſie ihm
es gebe in den Beutel auf den Weg.
Es reichte hin; vorausgeſetzt, ſie gab
den Schmuck dazu, den alterthümlichen,
dreimal vererbten, den Verlobungsring
am Finger und das Kreuz an ihrem Hals.
Dies Opfer freilich ahnte Olgerd nicht.
Er jauchzte, als man ihm das Pferd gebracht,
die blanke Waffe und den Waffenrock.
Der treu beſorgten Mutter küßte er
die Hände, dankte ihr, und rüſtete
zur Wallfahrt ſich ins ferne Böhmenland
für ihn war es das Land ja ſeiner Träume.
Doch da geſchah's, daſs Sigmund, Polens König,
der Herr des Landes alſo, grauſen Krieg
bekam mit den Tartaren und zu Hilf
ihm alles eilte aus lithauiſchem Land,
wie dies die Pflicht gebot. Und Olgerd jäh
entbrannte für den Kampf. Zur Mutter ſprach er:
„Nun geh' ich nicht nach Böhmen; denn mich ruft
mein eig'nes Vaterland, daſs für ſein Heil

ich ein mein junges Leben ſetz'. Ich geh',
ins Lager unſ'res Königs Sigismund."

Die Mutter gab ihm ihren Segen, rief:
„So geh'!" Sie ſchwieg und wehrte ihren Thränen
und ſprach zum greiſen Ausgewieſenen,
als ſie im Garten vor dem ſchwarzen Kreuz
ihn abends traf, indes Gezweig der Birken,
ein wehend Dach, ſie leiſe rauſchend deckte:

„Wie thöricht ſind die Mütter, wenn ſie glauben,
daſs ſie am meiſten litten, als gebärend
den Kindern ſie das Leben gaben! Ach,
es kommt der Tag, wo ſie den Irrtum einſeh'n,
der Tag, wenn ihnen ſagt der Sohn: „Lebwohl,
ſich ſeine Seele trennt von ihrer Seele
mit der Ein Leben ſie bisher gelebt."

Der alte Mann auf ihre Rede ſchwieg.
Die Hand empor zum Himmel hob er nur,
wo feierlich die Sterne flammten. Still
ihr Haupt verhüllte demuthvoll die Witwe.

Früh morgens d'rauf auf ſeinem weißen Roß
ritt Olgerd fort. Ein Jahr verging und noch
kam auch nicht e i n e Kunde über ihn
zum ſtillen Hof und unter's Dach von Stroh,
wo Nojola in Sehnſucht trauerte
und wo den Greis der Tod im Winter traf.
Da einmal, ſpät zu Nacht, am morſchen Thor
ein Klopfen. Auf that es der alte Diener;
ſein Schrei erſchreckte jetzt das ganze Haus
und Nojola, die unterm ſchwarzen Kreuz
im Garten noch gebetet, ſah vor ſich
jetzt ihren Olgerd, ihren Sohn; er war
ſo bleich, daſs ſie ſtatt ſeiner nur zu ſeh'n
vermeinte ſeinen Geiſt, bis ihr auf's Antlitz,
auf Stirn und auf die Hände floß ein Strom
nun ſeiner heißen Thränen; er umſchlang
ſie wie um nimmer wieder ſie zu laſſen.

So ſaßen beide bis zum frühen Tag.
Er ſchilderte, wie er im Kriege fiel,
für todt ließ man ihn liegen auf dem Schlachtfeld;
dort habe ſicheres Verderben ihm
gedroht, es würden die Tartaren ihn
gefunden haben, zum Gefangenen
gemacht; doch war ſein treues weißes Roſs,
die Gabe ihrer mütterlichen Liebe
voll Opfermuth, geblieben ihm zur Seit'.
Es lag bei ihm, ihn wärmend mit dem Hauch
des heißen Athems, als des Nachts der Froſt
ihn überkam. Da ihm die Kraft zurück
gekehrt und er es jetzt vermochte ſich
zu halten an des Pferdes Mähne, trug
das treue Thier behutſam ihn von dannen.
Und er erreichte glücklich ſeine Freunde.
Dort warf ihn ſchwere Krankheit nieder, ſchon
dem Tod ſchritt er entgegen. Fieberträume
ſie offenbarten ihm die ganze Zeit
hindurch, wie ſich daheim im alten Hof
verwaiſt die theure Mutter nach ihm ſehnte
in Waldeseinſamkeit; ihm brach der Vorwurf
das Herz, daſs er ſo ſorglos ſie verließ! . .

Doch nun, vielleicht geſundend, und zurück
gekehrt, wollt er auch fürder bleiben ſtets
nur unterm väterlichen Dach, er wollt'
vergeſſen früheren Traum von Ruhm und Welt
wollt' e i n e n Ruhm nur, den, ihr theuer ſein!

Und Sohn und Mutter weinten Freudenthränen
und er verblieb bei ihr; doch war ein Jahr
kaum hingeſchwunden, als die Mutter ſtarb . . .
Nun lebte Olgerd einſam auf dem Hof
und ſeine Seele ſuchten wieder heim
die früh'ren Träume. Tapfer wich er ihnen
durch zwei der Jahre aus, doch lockten ſie
zu ſehr. Bald unterlag er ſeiner Sehnſucht,
nun endlich heim das Land zu ſuchen, wo
ſein Ahnherr Lubart ſeine Lilie fand.

Er trat die Wallfahrt an und kam nach Böhmen
an jenem ſchickſalsſchweren Tag, wo ſich
verbreitete die Kunde, daſs bei Mohač,
der Böhmenkönig Ludwig fiel und daſs
der böhmiſche Königsthron ſei unbeſetzt.
Mit großer Leidenſchaft und auch Beſorgnis
der nächſten Zukunft denkend, nun beſprach
man die Ereigniſſe, und jenen Namen,
im Hinblick auf die Möglichkeit genannt
die böhmiſche Krone zu erlangen, ſchloß,
zu Olgerd's froher Überraſchung, auch
derjenige ſich an, der ihm als Stern
voran geleuchtet in das böhmiſche Land;
der Name, den die Lilie der Gejštor
getragen einſt; der Name, reich an Ruhm
des Herrn auf Blatna und von Roſchmital.
Er ſchritt demnach zuerſt dem Hauſe zu
das jenem allerhöchſten Burggraf eigen,
Herrn Zdenjek Lew von Roſchmital. Er ließ
ſich bei ihm melden als ein Glied, dem er
gemäß dem Stamm ſeiner Familie
ſich wuſst' verwandt; ſprach ihm davon, was ſich
das Volk erzählte von den Hoffnungen
Herrn Lew's auf den Erhalt der böhmiſchen Krone
bot, als dem Haupte ſeines Stammes, ihm
gehorſamſt ſeine Dienſte an als Sohn.

Herr Lew von Roſchmital, ein Mann voll Ehrgeiz,
jedoch in ſeiner Schlauheit kalten Bluts,
ſah Olgerd erſt wie die Erſcheinung an
aus einer Märchenwelt und lächelte,
die alte Sage von der Lilie hörend,
die ſo vergöttert wurde in dem Haus
der Gejštor, doch von welcher niemand mehr
wuſst' irgend etwas, der dem ſtolzen Stamm
der Herr'n auf Blatna angehörte und
von Roſchmital . ⁚ . jedoch er überlegte.
Dem Jüngling ſchaute er ins Angeſicht
und das war ſchön und keuſch und lichtvoll, ſo
wie man das Antlitz ſich der Engel denkt,

Erzengel, die dem Throne Gottes nah
als ſeine Boten ſteh'n ... Nach Olgerd's Leben,
Verhältniſſen, nun frug er; Olgerd gab
Beſcheid mit ſchlichtem Ernſt und großer Wärme,
ſprach von dem greiſen Ausgewieſenen
von ſeiner Mutter, ſeinen früheren Träumen,
erzählte auch ſogar von ſeinem Pferd,
das ihm das Leben rettete vor Jahren
und das er mit nach Böhmen hab' gebracht.
All' dies mit ſchwärmender Begeiſterung
erzählt, klang wie ein Lied aus alten Zeiten.

Still hörte Lew von Roſchmital ihm zu,
und dachte ſich: „in dieſer ernſten Zeit
thun wahrlich uns ſolch' treue Herzen noth;
ſolch' liebevolle Seelen ohne Arg.
Wer weiſs, zu was der unerwartete
Verwandte aus der Märchenwelt mir gut iſt?"

Mit väterlicher Liebenswürdigkeit
küßt' er den Jüngling, lud als lieben Gaſt
ihn in ſein Haus nach Böhmen; überzeugend
ſich bald, daſs er befähigt, gab er ihm
das Amt geheimen und privaten Schreibers,
und ſehend, daſs er arm war, auch die Wohnung
in einem ſeiner Häuſer in der Neuſtadt.
Das ſtand in einem öden Gartenraum,
dort rauſchten alte Pappeln träumeriſch,
d'raus gelbe Blätter leis zu Boden fielen
im Lenz, der wilden Roſenbüſche Duft,
der Roſen kommendes Erblüh'n verſprach.
Und glücklich lebte Olgerd dort, es ſchien
ein lieblich lächelnd Morgenrot ſein Leben.
Er dankte Gott und glaubte feſt ein neuer
Georg von Podjebrad in Böhmen werd'
erſcheinen, ja in der ureigenen
Perſon Herrn Lew's am Ende ſelbſt. Es werde
beginnen jene Zeit, von welcher er
ſo voll Begeiſterung geträumt. Berühmt

dann wird ſein Name, dachte er, und gern
wollt' er ſein Leben opfern großen Zwecken.

Die Zeit floß raſch. Der Monde zwei und drei
vergingen; da geſchah's, daſs Olgerd ſich
veränderte. Denn glücklich fühlt er ſich
nicht mehr, weil er durchblickte, klar es ſah:
das böhmiſche Königreich, ſo alt an Ruhm
mit dieſen Böhmen ſelbſt, der Gegenſtand
all' ſeiner Schwärmerei, ſei nicht mehr das,
was einſtens es geweſen; er empfand
zugleich mit Jenen einen heißen Schmerz,
die Böhmens künftigen Verfall ſchon ahnten.

Sein Herz zog ſich zuſammen in der Bruſt
als er erkannte der erhab'ne Burggraf,
Herr Lew von Roſchmital ſein Schutz- und Schirmherr
ſei nicht an Werth ſo echt wie er geglaubt.
Da ſehnt' er ſich im innerſten Gemüth
zurück nach lithauiſcher Flur und Waldung
auf ſeinem alten, traulich nied'ren Hof,
all ſeine bitt're Täuſchung zu begraben,
wo dort, in jener Bäume rauſchendem
Gezweig, ſo ſüß ringsum die Vöglein ſangen.
Doch es Herrn Lew zu ſagen fand er nicht
den Muth, ward ſchweigſam, ſank in Traurigkeit
ſchwoll auch um ihn herum der Freudenlärm
ſtets hoch und höher an, gleich einem Meer.
Erwählt indeſſen für den böhmiſchen Thron
ward Ferdinand und feierliche Feſte
bereiteten für ſeinen baldigen Einzug
ſich vor in Prag.
Herr Lew von Roſchmital
von allem war die Seele, und er ſtand
wie bei der Wahl, ſo jetzt auch an der Spitze
der Unternehmungen. Er war beſtrebt
in vollem Glanz ſich ſelber und ſein Haus
dem König, der ihm ja verpflichtet war,
zu zeigen; und bei all der Feſtlichkeit
maß man auch Olgerd ſeinen Antheil zu.

Es unterwarf ſich dieſer ſeinem Wunſch,
doch ſchweigend, und nicht gern, mit feſtem Vorſatz
gleich nach den Feſten, es ihm zu geſteh'n,
daſs er getäuſcht ſich fühle, daſs ihn Heimweh
jetzt Böhmen zu verlaſſen mächtig trieb ...
Der feierliche Tag der Ankunft kam.
Es war ganz Prag durchwogt vom Lärm der Freude
und Ferdinand und Anna, ſein Gemahl,
das Königspaar, ſchon nahte ſich der Stadt.
Wie Stromesranken wälzte ſichs durch Gaſſen;
mit Teppichen koſtbarer Art geſchmückt
ſah man die Fenſter; fröhliche Muſik
erklang allüberall, und Olgerd irrte
lang hin und her in Traurigkeit verſenkt,
inmitten all der lauten Luſt verwaiſt
und einſam, bis zuletzt der Zufall ihn
zur Brücke führte. Nach der Altſtadt ging
ſein Weg. Vorüber kam er an den Rathsherrn;
die ſtanden all gehüllt in ſeidene
Gewandung unter einem Baldachin,
der tragbar über ihnen ſchwebte, ſtrotzend
von Koſtbarkeit, und harrten dort des Königs,
ihn unterthänigſt zu empfangen. Dann
umſchritt er eine Schaar Geharniſchter
und blieb unweit des Kreuzes ſteh'n, wo acht
der Leute eine Rieſenfahne hielten,
auf der zu ſeh'n der böhmiſche Löwe war.
Von Pauken und Trompeten jetzt erſcholl
ein ſtürmiſcher Lärm. Des Volkes Freudenruf
verkündete, es reite ſchon zur Brücke
heran der König. Olgerd, träumeriſch
ſah in den Fluß, drin Abendſonnenſchein
ſich ſpiegelte; ſah den Laurenziberg
der übergoßen ward mit Gold. Es ſtreifte
ſein Blick die ſtolzen Mauern des Hradſchin.
Es hob ihr düſters Grau ſich ab vom Himmel,
und durch die Luft floß wie ein Silberſtrom
die Frühlingsahnung; ſchon durchhaucht von ihr
ſtand auf den ſtillen Inſeln Buſch und Baum
dort unten in der Moldau rauſchendem

Gewäſſer. Und ſo feierlich erklang
die hundertſtimmige Muſik der Glocken
wie ſie auch tönet, wenn die Chriſtenheit
das Feſt der Oſtern feiert! Olgerd's Herz
belebte ſich, ihm ſelber räthſelhaft
bei dieſem Klang. Es hing ſein Blick am Thor
des altſtädtiſchen Thurms. Durch dieſes ritt
ſo eben jetzt heran die Cavalcade
mit ſolcher Pracht, als wälze ſich herbei,
der Brücke zu, ein Strom von Edelſteinen.
An ihrer Spitze reiten mit Gefolgſchaft
ſah man den Burghauptmann von Prag. Nach ihm
auf wunderſchönen Roſſen Andaluſiens,
die Hufe ſchlugen Funken aus dem Pflaſter,
des Adelſtandes Blüthe. Dieſer folgte
Herr Lew von Roſchmital mit prächtigem
Geleit; er ſelbſt in rothem Prachtgewand.
Sie ritten Pferde, deren Muth gebändigt,
und ritten ernſt und würdevoll. Es zeigte
ſich hinter ihnen dicht jetzt das Gefolg
des Königs, ſchwarz war es gewandet; dann
gleichwie die Nacht das Sternengold durchglänzt,
ſchloſs ſich ihm an der Adel aus Brabant,
aus Flandern und aus Spanien. Pagen folgten,
Trompeter, Herolde. Nach dieſen kam
der höchſte Kammerherr des Königreichs,
er trug das Schwert dem König vor. Und endlich
erſchien jetzt, unterm Thor, der König ſelbſt
im Wamms von ſchwarzem Sammt und gold'nem Kürais.
Er ritt auf einem Rappen. Stolz und ruhig
war ſein Gebahren, jedes Lächelns bar.
Sein dunkler Blick wie ein Gewölk barg Blitze;
und jeder der ihn ſah, gedankenvoll
verſtummte, und von ihm aus zog's wie Kälte
ſich über's ganze böhmiſche Land. — Doch ihm
zur Rechten ritt auf einer weißen Stute
die Königin, ſo reizvoll anzuſchau'n
gleichwie der Abendſtern. Sie war ſo ſchlicht
gewandet und auch ohne jeden Schmuck,
daſs ſie der Edelfrauen ärmſte ſchien;

doch lag ihr auf den Lippen anmuthsvoll
ein Lächeln und die Güte leuchtete
ihr aus dem Aug'. An Seite ihres Gatten
ritt sie wie sein ihm zugesproch'nes Heil,
wie eine Friedenstaube, und es schmolz
das Eis des Mistraun's durch den heiligen Zauber
entströmend ihrem überſüßen Blick.
Es brach das Volk in Freudenthränen aus,
sie segnend, die die einzige Erbin war
des böhmischen Königreichs, entsproßen ihm
als letzte Blüthe, jenem theuren Boden
des Böhmenlandes, dessen Schoß den Staub
empfangen hatte heimischer in Ruhm
gekrönter Könige. Und sie begrüßte
ihr Prag, in ihrem Aug' jetzt eine Thräne,
das Volk der Böhmen auch, ihr theuer stets.
Empor hob sie die Blicke zum Hradschin
vergang'ner Zeiten denkend, jener Zeit
glückseliger Kindheit und es feuchteten
sich ihre schönen Augen mehr und mehr,
gleich einem Strahlenkranz erglänzte ihr
um's Haupt das Haar; in ihrer Huldgestalt
schien sie ein überirdisch Weib. . .
Es stand
Olgerd von ihr entfernt nur wenig Schritte
und in den Himmel ihres Blickes tief
vergrub er seinen eigenen. Ihm war,
als tauche er in Stromestiefe sich
hinein; er hielt den Athem an, ihm stürmte
die Seele himmelan, es brach sein Herz,
denn vorempfand, und wie mit einem Schlag,
dies Herz sein ganzes Schicksal, süß und doch
zugleich voll Leid und es erzitterte
gleich einem Baum, der fühlt, dass niederstürzt
auf ihn das Todesbeil. . . Es ward ihm klar,
verfallen sei sein Leben und es müß'
in Hoffnungslosigkeit sein Herz vergeh'n
und welken hin, denn sie erblickend, sie
die Königin, erhaben über alles,
brach blitzgleich Liebeswahnsinn in ihm auf. . .

Auf ihrem weißen Zelter ahnungslos
ritt Anna, ähnlich einer Heiligen
auf weißer Wolke segelnd ebenwärts,
an ihm vorüber und in's Weite fort.
Und hinter ihr die Blüthe schöner Frau'n
in gold'nen Haaren blitzendes Gestein.
Dann wälzte neuer Massen sich ein Strom
von Edelleuten nach der Brücke zu,
zum Schluße galoppirte hinterher
ein Trupp von Lanzenträgern und der Zug,
er war zu End' ... Als alles nun verschwand
dort hinterm Thor der Kleinseit' und am End'
der Brücke, hatte Olgerd freie Bahn
nun wiederum vor sich und heimwärts wandte
er seinen Schritt, nicht wissend wie er heim
fand seinen Weg. Er war betäubt, als hab'
ihn jäh ein Schlag getroffen, fiel erkrankt
auf's Lager, flehte um den Schlaf, dass sich
verdunkle sein Gedächtnis, doch umsonst ...

Der Lärm der Gassen drang ins stille Haus,
wo Olgerd lag gleich einem jener Ritter
aus Stein gemeißelt auf den Grabmalstafeln
in Kirchenräumen, und ihm war zu Muth,
als neigten sich die alten Pappeln dort
vorm Fenster, trauernd über seinen Sarg,
zum Himmel stumm gestreckt die dunklen Arme.

Die Nacht verging, der feierliche Tag
brach an, der Krönung Ferdinand's, doch reglos
verblieb Olgerd. Am nächsten Morgen aber,
als wieder eine Nacht vergangen, roth
das Morgenlicht zog Streifen durchs Geäst
der dunklen Bäume, rasch erhob er sich
besinnend sich darauf, dass heute, heut'
aufs Haupt der Königin, auf Annas Haupt
vom Erzbischof die Krone werd' gesetzt.
Es brannte ihm der Blick; er fühlte sich
auf einmal wieder im Besitz der Kraft
und flüsterte sich zu: Beeile dich

du Schwärmer, trete hin vor den Altar,
der Gott dem Herrn geweiht iſt, dann erſchauſt
in ihrer königlichen Majeſtät
du dieſes engelhafte Weib! Dein Nichts
erkennſt du dann, Wahnwitziger, Verweg'ner,
im Anblick jener Doppelglorie,
die Gott um ſie herum entzündet hat,
gleich einem Feuerbrand an heiliger Stätte,
den Glanz der Würde eines Weibes und
zugleich den einer Königin! Betracht'
ihn Schwärmer und enteile und begrab'
dich ſelber und auch deinen Wahnwitz dort,
wo deine Waldungen am tiefſten dunkeln" . . .

Und lange ſtand er in Gedanken, lang,
nicht wiſſend ſelbſt wohin die Seele irre.
Doch als die Zeit herbei kam, trat er an
den Weg zur Kirche, wie zur letzten Wallfahrt
die noch vor ſeinem Tod ein Pilger macht.

Im Dom des heiligen Veit, da ſtellte er
ſich wie ein Bettler in der Säule Schatten.
Er hörte das Geſumm und das Geräuſch
es drang zu ihm wie Rauſchen mächtigen Waſſers.
Den Kopf nicht hob er, bis ihm nah das Volk
jetzt flüſterte: „Schau! Unſ're Heilige kommt!"

Da ſeufzte Olgerd, hob ſein Haupt und ſah
dorthin, wo aller Leute Blick hin ſchaute.
Gleich einem Sonnenſtrahl im Säulendüſter
erblickte er die Blüthe aus dem Stamm
der Jagellonen, Anna; ſilbern floß
ihr die Gewandung, zobelpelz beſäumt
um ihre reizende Geſtalt. Es war
des Unterkleides Purpur dicht beſprüht
mit einem Perlenregen. Deſſen Schleppe,
mit Edelſteinen war der Saum beſetzt,
trug, ehrfurchtsvoll gebückt, der Markgraf Georg.
Und ein Gedräng von Edeldamen folgte
in Kleidern von Damaſt, deſſ' Farbe grau,

der linke Ärmel, ſilbernen Brokats,
beſät mit blitzendem Granatgeſtein.
Sie glichen einem Saum von Sommerwolken,
die reizvoll ſich gruppirten um den Mond,
und durch ihr lichtes Grau noch deutlicher
hervor das zarte Weiß hob der Erſcheinung
der Königin in ihrer feinen Grazie
und ſtillen träumeriſchen Majeſtät.
Gleichwie in einer hellen Mondſcheinnacht
war's feierlich in dem erhab'nen Dom,
der hoch und frei ſich wölbte überm Haupt
der holden bleichen lichten Königin
und einem Walde glich verſetzt in Schlaf
und Zauber. Alles was jetzt Olgerd ſah
mit an, ſchien ihm, als wär's eine Legende
auf Goldgrund hingezaubert durch den Pinſel.
Doch die Legende als belebtes Bild! —
Sie führten Anna dicht vor den Altar.
Dort ſtand ſie, einer Lilie gleich, die reglos
ſteht in der unbewegten Luft, bis plötzlich
durch der Begeiſterung Hauch, die Seele ihr
berührend, in ſie kam Bewegung ... Leiſ'
erbebte ſie; ſich bückend, kniete nieder,
das Antlitz demuthsvoll bis auf den Stein
des Bodens nahezu geneigt, rief ſie
Gott an, in Tiefen ihres Innerſten,
daß Er ihr helf' des Purpurs werth zu ſein! ...
Jetzt, die Äbtiſſin der Kloſterfrau'n
zum heiligen Georg trat auf ſie zu, herbei
die Krone tragend gleichſam wie als Antwort
auf jenes ſtille, brünſtige Gebet.
Vor Anna ſtand ſie, ernſt und dunkel wie
ein Bild der Trauer, oder wie der Schatten,
den düſter, weltlich irdiſche Größe wirft.
Der Erzbiſchof, ein würdevoller Greis,
entnahm den heiligen Chryſam koſtbarem
Gefäß, damit den Nacken zu berühren
der Königin, der weißen Hände Paar,
die ſie gefaltet hielt, es war, als ſalbe
er ſie zu einem Opfer. Olgerd's Herz

durchzuckte jäh ein übergroßes Weh!
Er ſtöhnte auf, die Krone dünkte ihm
ein Dornenkranz zu ſein, er harrte d'rauf,
ob nicht etwa ein Engel ihr erſcheine
prophetiſchen Wortes ſie zu warnen! Doch
es führte die Äbtiſſin eben jetzt
die Königin zu einem Purpurzelt,
hob deſſen Falten, und den Dom durchklang
der Bittgeſang der Hymnen wie ein Ruf
um Wiederkehr der Sonne. Als von neuem
ſich Anna wieder zeigte vor'm Altar
erſchien ſie wie die junge Sonne ſchön,
die vor aus Morgenwolken bricht. Von Perlen
die Haube mit den Purpurbändern ward
ihr hinterm Zelt vom Haupt genommen. Frei
floß ihr der Haare Strom herab voll Duft,
erſchien wie ein Gewoge gold'ner Strahlen,
ſie prächtiger ſchmückend noch als aller Schmuck
und königlicher Purpur. Wieder glich
ſie einer Lilie, einer jener Lilien,
die rein und licht und ſüß und träumeriſch
entſprießen jener Fußſpur, welche Engel,
Erzengel, in den Boden Edens treten.
Es warf ſich alles Volk auf's Knie, als hab'
ihm einer Glocke Zeichen es geheißen ...
Man brachte Schwert und Scepter, brachte ihr,
der Königin, den gold'nen Apfel. Tief
in Demuth ſenkte ſie den Himmelsblick
und Lew von Roſchmital erhob die Stimme,
rief feierlich: „Hier, Böhmen, ſeht ihr ſteh'n
vor Gott diejenige, die eurem Land
die Königin ſoll ſein! Sprecht, wollt ihr es,
daſs ſie ſich ſetz' auf den ruhmreichen Thron
drauf einſt Přemysl ſaß?" Kaum ſprach er's aus,
erzitterte der Tempel von dem Ruf,
der donnernd wie aus Einer Kehle klang:
„Sei Heil dir, Anna, Königin von Böhmen!"

Da ſetzte ihr, die gottesfürchtig ſich
in Demuth niederbog, der Erzbiſchof

auf's anmutvolle Haupt die heilige Krone.
Dann aber richtete ſich Anna auf,
ſtand hoch und würdevoll, erhaben da,
und blickte um ſich, einer Heldin gleich,
die ihren Schild erhoben hält, zum Zeichen,
daſs ſie die Kraft in ſich fühlt derer Schutz
zu ſein, die ſie ins Herz geſchloſſen ... Ja!
Nach ihr wird ſchauen, wie nach ſeinem Hort,
ſie ahnte es, das ganze böhmiſche Volk.
Zu Gott rief ſie aus ihrer Seele Tiefen
ihn bittend um das Heil. Sie hob den Blick,
umflort von Thränen, langſam himmelwärts
und Olgerd wieder fühlte, daſs der Blick
ſein Schickſal in ſich barg für alle Zeit,
und er vergrub ſein Antlitz in die Hand,
vernahm nichts mehr vom Zuruf all des Volkes
nichts von Trompetenſtoß und Orgelklang ...

Leer war die Kirche und auch Olgerd ging;
durchſchritt die lauten Gaſſen wie im Traum
und in der Seele ſprach er leiſ' zu ſich:
„Ihr Antlitz ſah'ſt du heut, zum letztenmal!
jetzt ſuch' dir deine Wälder, dulde ſchweigend,
und ſtirb im Stillen ... das iſt dein Geſchick ...“

Dies flüſternd, ging er einſam und verlaſſen,
das einzige Weſen noch einmal zu ſeh'n,
das ihm in Prag ein treuer Freund noch war:
ſein weißes Roß; war's doch dasjenige
das einſtens ſeine Mutter ihm gekauft
um den Familienſchmuck und um das Kreuz
von Gold, als Olgerd wollte in der Welt
ſich Ruhm erwerben. O wie innig küßte
er jetzt das Pferd und dieſer ſtumme Freund,
der ſtille, demuthvolle, ſah nach ihm
mit jenem traurig räthſelhaften Blick,
der tief das Herz ergreift, ſo ſeltſam eigen
den Thieren all' in ihrer Stummheit iſt.

Da lispelte ihm Olgerd zu: „Wir gehen
nach Haus, zuſammen wieder in die Heimat.

dort biſt du frei, und ſonder Zaum und Zügel
und nicht gefangen zwiſchen Wänden, wird
der Sturmwind wieder dein Genoſſe ſein!“
Faſt ſchien es, als verſtehe ihn das Pferd,
es ſpitzte ſeine Ohren, Freude blitzte
in ſeinen Blicken und es wieherte!

Da unterdes erſchien ein Bote, den
Herr Lew geſandt, und zwar um Olgerd's Roß.
Da kam es Olgerd in den Sinn, daſs heut',
des Abends beim Turnier, auch ihm die Pflicht
oblag, wie ſeinem Roß, dabei zu ſein.
Es traf ihn wie ein Blitz, ſo ſehr erſchrak er.
Noch einmal ſollte er ſie ſchau'n? Und diesmal
geſchah es ſicher, daſs ihr Blick auf ihm,
auf ſeinem Antlitz, werd' ein Weilchen ruh'n!
Und alle Schwermuth, all ſein Leid verflog
wie Eis im Frühlenz, wenn durch neidiſche Wolken
die Sonne bricht. Den Glanz, der ſternenhaft
aus ihren Augen fallen wird auf ihn,
auf ſein Geſicht, den wollt' er mit ſich nehmen
als höchſten Schatz in ſeine Einſamkeit
voll Dunkel, und genügen werde er,
die Bruſt voll Leid zu füllen ihm mit Glück,
wie ſchon ein Sonnenſtrahl genügt, der ſich
ins einſam liegende Gewäſſer taucht
ihm Sonnengold zu ſchütten in den Schoß.
Er rief den Abend ſehnend ſich herbei..

Und das Turnier war prunkvoll über alles,
was von dergleichen jemals ward geſeh'n.
Beim Licht zahlloſer, mächtiger Fackeln, die,
aus Wachs gefertigt, rein wie Sterne brannten,
zog abends man hinaus. Es ſtanden rings
Tribunen, reizend aufgebaut: die Wände
geſchmückt durch niederländiſche Teppiche
mit Bildern aus ruhmreichen Römerkriegen:
Von anderen wieder lachte herab
mit allen ſeinen Reizen der Orient.
Auf einer der Tribunen ſtand von Gold

der Thron. Zu deſſen beiden Seiten ſah
man Edelfrau'n in ſchwarzen Sammt, mit Gold
geſtreift, gekleidet, aus den vornehmſten
Familienſtämmen böhmiſchen Königreichs,
ſowie aus Spanien, Deutſchland und Brabant.
Und auf dem Thron ſaß, ähnlich einer Roſe,
die Königin in golddurchwirktem Kleid,
mit Perlen, ſchimmernd überſät und unten,
am Fuße der Tribüne wirbelte
ein ſeltſam buntes wirres Durcheinander
von Gold und Silber, Schmelz, Juwelenpracht,
an Kleidungen in allen Farben prangend,
von Seide Sammt und Atlas und Battiſt.
All dieſes ineinander flimmerte,
als ſpannten tauſend Regenbogen ſich
da unten aus, der Königin zu Füßen
bei rauſchender Muſik.

Begonnen hatte
ſchon das Turnier. Es ſtellte dar: den Kampf
in dem die Tugenden wir mit den Laſtern
verſtrickt auf unſ'rer Erdenwallfahrt ſeh'n:
ſein End', der Tugenden glorreicher Sieg.
Von ſchönen Damen ſtellte eine ſtets
der ſchönſten irgend eine Tugend dar.
Zur Seite hatte ſie der Ritter zwei
die angethan nach Art der Saracenen,
auf andaluſiſchem Roß im Waffenſchmuck,
dran funkelte das edelſte Geſtein.
Sie ritten den hochmüthigen Dämonen
entgegen, kämpften beiderſeits und das
mit großer Grazie; als zum Schluße dann
die Hölle unterlag, da zogen all
die ſchönen und erhab'nen Tugenden
mit ihren Rittern fort, dem Ende zu
des Saal's. Der war in einen Hain verwandelt
d'rin ſangen Vögel, war ein künſtlich Sprüh'n
von Sternen und ein zaub'riſch Blumenſprießen
voll Wohlgeruch; ein weißer Dunſt und Glanz
nahm alle in ſich auf. Jedoch bevor

ſie ſich begaben in dies Zauberreich
ſchritt von den Gruppenbildern eins ums and're
der Reihe nach vor die Tribüne, ihr,
der Königin, mit ehrfurchtsvollem Gruß
zu huldigen, ſich tief vor ihr verbeugend,
als all' der Tugenden erhab'nen Herrin.
Und Anna, lächelnd, neigte jedesmal
ihr reizend Haupt, ſprach flüſternd ihren Dank.

Auf dieſe Art umritt auf ſtolzen Roſſen
die Blüthe ſie des vaterländiſchen Adels.
Zuletzt auf ſchlichtem Roß, bar jedes Schmucks,
ſah man die „Demuth" ſich der Herrin nah'n.
Sie ſtellte dar die ſchöne Enkelin
Herrn Lew's, ein noch ſo junges Mägdlein, daſs
ſie ſtets ihr Köpfchen trug geſenkt, indes
ein liebliches Erröthen unaufhörlich
die Wangen überflog. Von höchſtem Reiz
in ihrem ſchlichten Kleid aus Baumwolltuch
glich ſie dem Veilchen auf der Wieſe; ihr
zur Seite ritt kein Ritter, deſſen Schmuck
der Waffen goldig glänzte; Olgerd ging
zu Fuß, und führte einfach nur das Pferd
am Zügel. In der andern Hand ſein blank
gezogenes Schwert. Auch ſein Haupt war geſenkt;
kein Helm bedeckte es. Der gold'ne Strom
des Haars umfloß ſein Angeſicht, das bleich
und jung und ſchmachtend war, der Blick beſchattet
vom Schwarz der Wimpern. Vor der Königin
glitt ihm das Haupt noch tiefer auf die Bruſt. . .
Wie war er glückbeſeelt! Er fühlte nun
ihr Auge ruh'n auf ihm, jedoch an Kühnheit,
den Blick empor zum gold'nen Thron zu heben,
gebrach es ihm; und leiſe wie ein Seufzer
ſchritt er zur Seite ſeiner Dame fort
verſchwand im Zauberhain, im weißen Dunſt
der Wolken; ſeine Rolle war zu End'. . .
Er ging nach Haus. Es leuchtete der Mond
auf ſeinen Weg. Eintönig klang, dumpftraurig
des müden Roſſes Hufſchlag auf dem Pflaſter. . .

Indes durch öde Gaſſen Olgerd ſchritt,
geleitete der König ſein Gemahl
zum feſtlichen Bankett; ſaß ihr zur Seit'.
Es wölbte über Beider Häupter ſich
im Saal, ein Himmel von Brokat und jetzt
durchklang die Räume freudige Muſik.
Aus gold'nen Schüſſeln ſtieg der Speiſen Dampf,
der Wein die Becher überſchäumte, froh
durchſcholl die Menge laute Luſtbarkeit.
Doch Anna in Gedanken ſchien vertieft;
dem Gatten, als er ſie befrug, weshalb
ſie traurig ſei, entgegnete ſie leiſ':
„O Herr, es ſind jetzt achtzehn Jahre her,
daſs meinem Bruder Ludwig auf das Haupt
mein Vater, er, der König ruhmreichen
Gedenkens, jene heilige Krone ſetzte
die gleiche Krone, die der Biſchof dir
auf's Haupt geſetzt hat geſtern und mir heute. . .
ſechs Jahre war ich damals alt, um drei
der Jahre jünger Ludwig, als man ihn
im Dom des heiligen Veit zum König ausrief . . .
Es jauchzte alles; aber ich, ein Kind
voll Unverſtand, brach aus in heftiges Weinen.
‚Auch ich will eine Krone', rief ich, ‚will
gekrönt ſein', hörte nicht zu weinen auf.
Da lächelte mein guter lieber Vater
und nahm von Ludwig's Haupt die Krone, mir
ſie auf die Schläfen legend . . . Wehe, Weh',
dem Bruder war dies ſchlimme Vorbedeutung" . . .!

So flüſterte ſie blaſs vor innerer
Erregung. Als ſie ſah, daſs ſich der König
verdüſterte und in Gedanken tief
verſank, erſchrak ſie, nöthigte ſich raſch
zu einer fröhlicheren Unterhaltung.
Daſs ſie vor ihres Gatten Stirne fort
die Wolken ſcheuche, unterdrückte ſie
die eig'nen Seufzer, ſchaute nach Herrn Lew,
der ihnen nahe ſaß, und ſprach zu ihm:
„Wie hat doch eure Liebe heut' ſo ſchön

uns das Turnier bereitet; wunderhübsch,
voll Reiz, war jede all der Tugenden,
und jene ‚Demuth', eure Enkelin,
sie, hört' ich, war es, welch' entzückend Mädchen!
In Wahrheit engelschön! Ihr Ritter auch,
von schlichter Art und anmuthvoll bescheiden;
Sogar sein Roß zog meine Blicke an;
wie unterschied es sich von andern Pferden!
Mir schien, als habe es vollständigen
Begriff gehabt von seiner Rolle, nicht
vermocht mein Auge sich von ihm zu trennen.
Ja, diese Gruppe, diese reizende
der ‚Demuth' fesselte mich am Turnier
am allermeisten, und dies Pferd, es zog
mir immer wiederum die Blicke an,
wollt' ich sie zu, auch anderen Dingen wenden.
Es hat uns überhaupt das ganze Spiel
ergötzt! O möge eure Liebe glauben,
dass wir euch freundschaftlich d'rob dankbar sind."

So sprach sie und Herr Lew entgegnete:
[illegible]
[illegible] wie mein Herz vor Freude jauchzt.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Er ist vermögenslos und völlig zwar
das ganze Prag zum Spott nennt ihn den Ritter
der Dame Habenichts. Er ist gebürtig
auf lithauischer Flur, o Königin;
hieher kam er zu Fuß; am Zügel führte
er sich sein Pferd; ihm Sünde schien es fast,
ja tödtlich Sünde, sich darauf zu setzen,
trug seine Hab' und Waffen lieber selbst
bescheiden auf den Lenden. . . Dieses Pferd
ist eine Gabe seiner Mutter, die
jetzt todt, und rettete im Krieg sein Leben.
Mit übergroßer Liebe liebt er es,
und dennoch einmal trennt' er sich von ihm,
und damals zwar, als seine Mutter starb.

Er hatte nichts, ein Bahrtuch ihr zu kaufen,
und nichts, zu rüsten ein Begräbnis ihr.
Da saß er traurig in der Kammer, d'rin
die Leiche lag, und in den Ohren klang
ihm noch der Mutter allerletztes Wort:
„Bring' mich dahin, wo mein Herz hin verlangt,
auf jenen grünen Hügel, jene Höhe,
wo rauschend ein uralter Ahorn steht,
und in den üppigen Gräsern spielt der Wind.
Dort scheint die Sonne morgens früh zuerst
und hält sich dort noch auf, bevor ins Meer
sie schlafen geht!" Jetzt eben hatte noch
die Sonne in der Kammer da und dort
an deren weißen Mauerwänden, kahl
und ärmlich, Purpurrosen aufgehängt.
Es wünschte Olgerd sich so reich zu sein
wie diese gold'ne Sonne, um an Pracht
so viel um seiner Mutter Grab rings aus
zu sä'n, wie sie, die Sonne, durch die Welt
hin wirft an Glanz und Schimmer ihres Lichts. . .
Und vor sein ärmlich Thor trat er betrübt,
sah rings sich um, von welcher Seite wohl
ihm Gott möcht' Hilfe senden in der Noth. . .
Da, unerwartet ließ ein Mann sich seh'n,
er schien ein Edelmann aus Polen, so

uns das Turnier bereitet; wunderhübsch,
voll Reiz, war jede all der Tugenden,
und jene ‚Demuth', eure Enkelin,
sie, hört' ich, war es, welch' entzückend Mädchen!
In Wahrheit engelschön! Ihr Ritter auch,
von schlichter Art und anmuthvoll bescheiden;
Sogar sein Roß zog meine Blicke an;
wie unterschied es sich von andern Pferden!
Mir schien, als habe es vollständigen
Begriff gehabt von seiner Rolle, nicht
vermocht mein Auge sich von ihm zu trennen.
Ja, diese Gruppe, diese reizende
der ‚Demuth' fesselte mich am Turnier
am allermeisten, und dies Pferd, es zog
mir immer wiederum die Blicke an,
wollt' ich sie zu, auch anderen Dingen wenden.
Es hat uns überhaupt das ganze Spiel
ergötzt! O möge eure Liebe glauben,
dass wir euch freundschaftlich d'rob dankbar sind."

So sprach sie, und Herr Lew entgegnete:
„O, Eure königliche Majestät
ermisst nicht wie mein Herz vor Freude jauchzt,
dass Euren Beifall jenes Spiel errang.
Wahrhaftig aus der ‚Demuth' würde jäh
die ‚Eitelkeit', vernähm sie euer Wort,
Und auch ihr Ritter dürft' verwundern sich,
dass solches eine Prophezeihung war,
was ihm erschien ein leer Gered' im Dorf . . .
Mit jenem Ross verhält es sich sehr seltsam,
und was und wie 'nem alten Märchen gleicht's."

Mit diesem Wort erregte Aller Neugier,
die es gehört, Herr Lew. Die Königin
sie sagte: „Wahrlich, Herr, zu jeder Zeit
hör' ich ein Märchen gern, beliebt es euch,
mögt ihr erzählen uns das eurige".
Der König selber nickte mit dem Haupt,
und es begann Herr Lew: „Ein mir Verwandter,
doch nur entfernt verwandt, ist Olgerd Gejstor.

Er ist vermögenslos und völlig zwar
das ganze Prag zum Spott nennt ihn den Ritter
der Dame Habenichts. Er ist gebürtig
auf lithauischer Flur, o Königin;
hieher kam er zu Fuß; am Zügel führte
er sich sein Pferd; ihm Sünde schien es fast,
ja tödtlich Sünde, sich darauf zu setzen,
trug seine Hab' und Waffen lieber selbst
bescheiden auf den Lenden. . . Dieses Pferd
ist eine Gabe seiner Mutter, die
jetzt todt, und rettete im Krieg sein Leben.
Mit übergroßer Liebe liebt er es,
und dennoch einmal trennt' er sich von ihm,
und damals zwar, als seine Mutter starb.

Er hatte nichts, ein Bahrtuch ihr zu kaufen,
und nichts, zu rüsten ein Begräbnis ihr.
Da saß er traurig in der Kammer, d'rin
die Leiche lag, und in den Ohren klang
ihm noch der Mutter allerletztes Wort:
„Bring' mich dahin, wo mein Herz hin verlangt,
auf jenen grünen Hügel, jene Höhe,
wo rauschend ein uralter Ahorn steht,
und in den üppigen Gräsern spielt der Wind.
Dort scheint die Sonne morgens früh zuerst
und hält sich dort noch auf, bevor ins Meer
sie schlafen geht!" Jetzt eben hatte noch
die Sonne in der Kammer da und dort
an deren weißen Mauerwänden, kahl
und ärmlich, Purpurrosen aufgehängt.
Es wünschte Olgerd sich so reich zu sein
wie diese gold'ne Sonne, um an Pracht
so viel um seiner Mutter Grab rings aus
zu sä'n, wie sie, die Sonne, durch die Welt
hin wirft an Glanz und Schimmer ihres Lichts. . .
Und vor sein ärmlich Thor trat er betrübt,
sah rings sich um, von welcher Seite wohl
ihm Gott möcht' Hilfe senden in der Noth. . .
Da, unerwartet ließ ein Mann sich seh'n,
er schien ein Edelmann aus Polen, so

der Tracht und Rede nach zu ſchließen, der
zu Olgerd ſprach: „Mein Herr, O hört mich an!
Ich bitte euch, und zwar herzinniglich.
Ich bin auf Reiſen, groß iſt meine Eile;
da traf mich jetzt ein ſchlimmer Unfall, hält
mich auf; mir fiel mein Pferd; brach ſich das Bein,
und nirgend in der Nähe wüßte ich
ein Thier, mir meine Stute zu erſetzen.
Ihr habt ein Roſs, ich weiß, es iſt ein gutes;
verkauft es mir, ſeht, ich bin reich; und zeigt
ihr euch bereit, kann ich's euch theuer zahlen."
So ſprach der Mann, und Olgerd innerlich
vor Schmerz ſchier weinte! Er, ſein treues Roſs
von ſich zu laſſen? Ach, ihm war zu Muth
ſo als begehe er die ſchwärzeſte
verrätheriſchſte Judasthat; jedoch
mit abgewandten Blicken ſtreckte er
dem Fremden ſeine Hand entgegen, der
ihm einen ſchwer gefüllten Beutel bot,
das Pferd ſich nahm, mit ihm verſchwand. . . Es ſprach
Olgerd zu ſich: „Nun iſt es mir vergönnt,
daſs ich die Mutter ihrer werth begrabe."

In einem Bahrtuch von Battiſt nun trug
man ſie empor zu jener ſonnigen Höhe
und bettete ſie unterm rauſchenden
Geäſt des Ahorns in ihr friſches Grab.
Im Raſengrün befeſtigte Olgerd
ein überſilbert Kreuz, dann erſt, als dies
geſcheh'n, beweinte er ſein treues Roſs.
Zwei Jahre gingen hin, da ungeahnt,
wie es ein Blitz aus heit'rem Himmel iſt,
kam in den ſtillen Hof das Roſs zurück
zu Olgerd, das er ſo geliebt. Es war
zur Abendzeit, als ſich die Sonne noch
auf jenem grünen Hügel aufhielt, eh'
ſie ſchlafen ging in's Meer; ihr letzter Strahl
warf ſeinen Goldſchmuck eben über's Kreuz
das ſilbern blinkte auf dem Grab, bedeckt
auch heut' wie ſtets mit einem Kranz aus Blumen

des Feldes, blau wie es der Äther iſt.
Am Rand des Hügels plötzlich ſichtbar, ſchien
das Roſs faſt eine Art Viſion, umglänzt
vom Licht des Abends. Eiligſt im Galopp
und wiehernd trabte es nach Haus. Es war
aus Polen ſicherlich entkommen, fand
nach langer Flucht wohl auch nach langem Irren
noch heim und unters alte nied're Dach
zurück. Und Olgerd jauchzte, trennte nie
von ihm ſich wieder. Nicht erfuhr er je,
wo deſſen Käufer ſich befand, vermocht
auch deshalb nie es ihm zurückzuſtellen.
Um ſeiner Treue willen liebte er
das Thier noch zärtlicher als ſonſt, ſo ſehr,
als habe Gott in deſſen Bruſt gehaucht
ihm eine Seele, ewig und unſterblich.

Nicht lang darauf erzählten ſich die Leute,
der Fremde, der zu Olgerd kam, es ſei
ein Engel ſicherlich geweſen, ihn
zu prüfen, ob die Liebe groß genug
für ſeine Mutter werde ſein, und nun
als Lohn, da jene Prüfung er beſtand,
hab' er das treue Thier zurück erhalten.
Es komme, prophezeiten ſie, ein Tag,
da größ'ren Lohn noch als es jetzt geſchah
der Ritter ernten werde durch dies Pferd.

Es hörte Olgerd lächelnd dieſe Reden
harmloſer Art, und als er ſich begab
zu uns nach Böhmen, nahm er als Genoß
und Freund ſein Pferd mit ſich; er liebte es
mit einer Liebe, voll von Dankbarkeit;
nicht nur weil es ſein Leben ihm gewahrt
und Treue ihm bewies, hauptſächlich deshalb,
weil es ihm damals half, daſs er's vermocht
die theure Mutter würdig zu begraben.

Nun Königin, das iſt mein Märchen; thöricht,
doch glaubenswerth, von jenem weißen Roſs

in ſeine Arbeit fühlt' er ſich beglückt.
Die Zeit verfloß. Allmählig kam der Frühling;
in allen Gärten grünte es und da
an einem ſchönen Morgen ward ihm kund
die Rückkehr Anna's aus Ungarn nach Prag.
Sie kam mit einem Gaſt, und dieſer war
Maria, die dereinſtige Gattin Ludwig's,
der bei Mohač den Tod im Sumpfe fand,
an jenem unheilvollen Tage, der
zur Witwe ſie gemacht und auch zugleich
der Krone ſie beraubte. Laut hieß Prag
die Königinen beid' willkommen. Doch
all dies Getös war nicht nach deren Sinn,
ſie lebten ſtill in ihren Kemenaten
und ritten nur zuweilen mit Gefolg
hinaus in nahe Wälder und auf's Feld,
ergingen ſich in Gärten, die voll Duft,
voll Friſche und voll Lieblichkeit die Burg
umzogen hinterm Hirſchengraben, ſo
benannt. Des Morgens ſchritten ſie vereint
zur ſtillen Meſſe früh, mit ihrem Hofſtaat
den Gang durchwandelnd, der gedeckt ſie führte
hinaus die Burg zum Dom des heiligen Veit,
in jenes prächtige Oratorium, das
dereinſt der König Wladislaw ließ bau'n;
verrichteten dort täglich ihr Gebet
voll Gottesfurcht. Es war zu dieſer Zeit
der Tempel leer und von beſonderm Reiz
in ſeinem halben Düſter, da und dort
durchblitzt von einem roſenrothen Strahl
der Morgenſonne, feierlich, wie ein
geheiligter myſtiſcher Wald, durch den
gleich Wölkchen Engel fliegen leicht beſchwingt.

Den Zauber wuſste Olgerd voll zu ſchätzen,
er pilgerte Tag täglich in den Dom,
als er's erfuhr, daſs dorthin ging der Hof.
Bevor die Königinen kamen, ſtand
er irgendwo, gelehnt an eine Säule.
Als ſie ſich zeigten, da verbeugte er,

Er iſt vermögenslos und völlig zwar
das ganze Prag zum Spott nennt ihn den Ritter
der Dame Habenichts. Er iſt gebürtig
auf lithauiſcher Flur, o Königin;
hieher kam er zu Fuß; am Zügel führte
er ſich ſein Pferd; ihm Sünde ſchien es faſt,
ja tödtlich Sünde, ſich darauf zu ſetzen,
trug ſeine Hab' und Waffen lieber ſelbſt
beſcheiden auf den Lenden. . . Dieſes Pferd
iſt eine Gabe ſeiner Mutter, die
jetzt todt, und rettete im Krieg ſein Leben.
Mit übergroßer Liebe liebt er es,
und dennoch einmal trennt' er ſich von ihm,
und damals zwar, als ſeine Mutter ſtarb.

Er hatte nichts, ein Bahrtuch ihr zu kaufen,
und nichts, zu rüſten ein Begräbnis ihr.
Da ſaß er traurig in der Kammer, d'rin
die Leiche lag, und in den Ohren klang
ihm noch der Mutter allerletztes Wort:
„Bring' mich dahin, wo mein Herz hin verlangt,
auf jenen grünen Hügel, jene Höhe,
wo rauſchend ein uralter Ahorn ſteht,
und in den üppigen Gräſern ſpielt der Wind.
Dort ſcheint die Sonne morgens früh zuerſt
und hält ſich dort noch auf, bevor ins Meer
ſie ſchlafen geht!" Jetzt eben hatte noch
die Sonne in der Kammer da und dort
an deren weißen Mauerwänden, kahl
und ärmlich, Purpurroſen aufgehängt.
Es wünſchte Olgerd ſich ſo reich zu ſein
wie dieſe gold'ne Sonne, um an Pracht
ſo viel um ſeiner Mutter Grab rings aus
zu ſä'n, wie ſie, die Sonne, durch die Welt
hin wirft an Glanz und Schimmer ihres Lichts. . .
Und vor ſein ärmlich Thor trat er betrübt,
ſah rings ſich um, von welcher Seite wohl
ihm Gott möcht' Hilfe ſenden in der Noth. . .
Da, unerwartet ließ ein Mann ſich ſeh'n,
er ſchien ein Edelmann aus Polen, ſo

Und Anna ſah mit ihrem ſtillen Aug'
des Friedens den beglückten Olgerd an.
Den Gang durchſchreitend, ſprach ſie zu Maria:
„Ich hab' dies Antlitz ſchon einmal geſeh'n,
Doch wo? Ich weiß es nicht! Sprich, weshalb frägſt du?
Und weshalb lachſt du doch ſo ſchelmiſch? Sprich!"

Maria lachte um ſo mehr, und ſagte:
Der ſchwärmeriſche Junge iſt verliebt!
Gewiſs! Etwa in eine von uns zwei'n!
Etwa in eine Dame unſ'res Hofs?
Wie rührend! Stumme Liebe zehrt an ihm!"

Und Anna hob den Finger, drohte ihr,
verſank in Sinnen und erwiderte:
„Ich weiß es jetzt, woher mir dies Geſicht
bekannt! Herr Lew, der Burggraf, er erzählte
mir jüngſt von jenem Jüngling. O, wahrhaftig,
wenn dem ſo wäre, daſs von unſ'rem Hof
ſein Herz ſich eine Dame auserkor
und daſs es ihm an Muth vielleicht gebricht
ſich ihr zu nähern, weil ſie unſerem
Gefolge angehört, ich käm' ihm gern
zu Hilfe. Denn nach allem, was ich hörte,
iſt er ein echter Ritter und ein Mann
von guter Art und einem ſchlichten Herzen."
Mehr ſprach ſie nicht; jedoch Maria, die
das klöſterliche Leben auf der Burg
in Prag ſchon etwas anfing zu langweilen,
vertiefte ſich in Forſchungen. Sie wollt'
ergründen das Geheimnis, das zum Dom
den Ritter in die ſtille Meſſe führte
Tag aus Tag ein, und liſtig fragte ſie
Herrn Lew nach Olgerd; ſagte ihm, ſie hab'
gehört von jenem Jüngling, der den Namen
trüg' eines Ritters von Frau Habenichts,
und bat ſich aus, es möge doch Herr Lew
ihn mit in jene Gärten bringen, d'rin
ſie abends mit den Damen ſich des Hof's
ergehe. Liſtig ſchmeichelnd that ſie ſo,

als habe ihr's das Märchen angethan,
das jüngſt Herr Lew der Königin erzählt;
und um des Märchens willen, Olgerd ſelbſt,
als ſein Verwandter. Dann vertraute ſie
ſich lachend Anna an, indem ſie rief:

„Nun werden wir's erfahren, wen er liebt.
Denn ſicher kann er das nicht lange hehlen,
wenn er in deren Nähe iſt, zu der
er täglich brünſtig betet wie zu Gott.
Dann ſtell' dich als ſein guter Engel auf,
Fürbitterin zu ſein bei jener Dame."

Und Anna lächelte ſo liebevoll,
daſs ſie Maria warm umhalſte, ſchon
beſorgt um einen Vorwurf von den Lippen
der ernſten Königin ob ihrer Scherze.

Herr Lew von Roſchmital d'rauf brachte Olgerd
nun jedesmal herbei, wenn ſich der Hof
erging in ſeinen Gärten, doch umſonſt,
erwartete Maria eine Löſung
des Räthſels, das ſie ſo beſchäftigte.

Er ſchwieg, war immer voll Beſcheidenheit
wie in der Kirche, blieb zur Seite ſteh'n
und näherte ſich keiner jener Damen,
von fern nur nach den Königinen ſah er
und nach den Damen, bildend ihr Geleit.
Und glücklich war er, daſs ihr Friedensblick
des Abends in den Gärten, wie im Dom
jetzt öfter auf ihm ruhte, gleich dem Licht
des Mondes aus der Höhe des Azur.

Denn Anna auch, allmählig ward gefeſſelt
durch ſeiner Blicke Ausdruck warm und tief
und durch den Stempel träumeriſcher Schwermuth,
den unbewuſst er auf der Stirne trug.
Ein etwas, wie ein mütterlich Gefühl,
das trieb ſie ihm entgegen, ihm zu helfen,

erſchien ihr doch der Jüngling wie ein Kind
und zwar ein krankes! — — Eben war's die Zeit,
zu welcher Roſen in den Gärten ſich
ſchon da und dort entfalteten. Am Hof
gebot die Sitte, daſs man hochgeſtellten
Perſönlichkeiten dar als Ehrengabe
die erſt erblühten Roſenknospen bot.

Ein ſchöner Abend war's; voll Duft und Glanz,
der Glanz des Mond's verwandelte die Welt
in einen Silbertraum, ein richtig Eden.
Die königlichen Gärten, ſchlummerſtill
gebreitet über Prag, das himmelan
Getürmte und das ganze Landſchaftsbild
zu einem ernſten Märchen umgeſtaltet
erhaben, heldenhaft, indes dort tief,
tief unten durch die Nebel ſchimmerte
der Nacht, die Stromfluth, die ein Lied ſich ſang
vom alten Ruhm, der nimmermehr erliſcht.

Und die vom Glanz des Mond's durchhauchten Gärten,
wie Menſchenherzen es von Liebe ſind,
ſo ſüß und ſchmachtend, gaben träumeriſch
die Antwort auf dies Stromlied durch Geflüſter,
das leiſ' von Baum zu Baum die Nacht durchzog
und deren Frieden, traumhaft, tief, wie ihn
wohl Blumen fühlen mögen. Es durchdrang
beruhigend jener Friede das Gemüth
all derer, die in jenem Augenblick
hier unter dieſen Bäumen wandelten,
ſie labend, leiſem Frühlingsregen gleich.

Den weiß vom Mond beglänzten Weg durchſchritt
die Königin. Sie glich einer Erſcheinung
aus beſſeren Welten in dies Erdenthal
verſetzt. Mit leiſem Lächeln lauſchte ſie
Maria's Scherzen, Späßen, Thorheiten,
blieb ſteh'n von Zeit zu Zeit vor Gruppen, die
ihr Hofſtaat bildete, bald vor dem Springquell,
der, eine Sternenſäule, blitzend ſtieg

empor, bald vor den weißen Statuen,
und bald vor irgend einem Blüthenstrauch.
Mit Allen führte sie ein hold Gespräch
von wenig Worten zwar, doch so voll Reiz,
daſs jeder es als ein Geschenk sich barg
tief im Gedächtnis und ihr nach sah lange,
bis sich ihr lichtes Bild verlor im Dunkel
der Nacht, ihr nachsah, wie man pflegt dem Vogel
noch nachzuseh'n, der mit dem Sommer flieht.

So durch den Garten wandelnd, kam sie jetzt
bis dicht zum Rand des Hirschengrabens, sah
den Tempel vor sich steh'n, St. Veit, vom Mond
beglänzt, die hohen Bogen seines Bau's
ein steinernes Gebet, geheimnisvoll
und voll Begeisterung und heilig! Anna
sie hemmte unwillkürlich ihren Schritt,
sah auf den dichten Wald von Ornamenten
zum Himmel märchenhaft emporgebaut.
Dem Flug der Tauben gleichend, stieg ihr Denken
mit all' den flatternden Gedanken auch,
gleich jenen spitzen Bogen, himmelan,
voll Sehnsucht strebend. Wortlos stand sie da,
an Seite der Genossin und gedeckt
vom tiefen Schatten. In der Nähe saß
im Gras auf Teppichen die Damenschaar
des Hofs und sie umstanden Cavaliere.
Lebendig hin und her ging das Geplauder.
Man sprach vom süßen Schlag der Nachtigall
und Anna ward ihren Betrachtungen
entrissen. Niemand hatte sie bemerkt,
noch ihre lauschende Gefährtin. Jetzt
erhob Herr Lew die Stimme und begann:
„Olgerd! Entsprich dem Wunsch nun der Gesellschaft
all' dieser Damen, die von dir erzählt
dein Märchen hören wollen, denn bedenk:
Wer einmal A gesagt, der sagt auch B!"

Ein Lachen folgte diesem Wort; doch ließ
nach einer Weile scheu erzitternd zwar,

ſich Olgerd's Stimme hören, wie zuerſt
er ſich entſchuldigte, doch hinterher,
indes die Schüchternheit ihm ſchwand, der Strom
der Rede ihn mit fortriß, ſeinen Sinn
ins Weite trug und ſeine Phantaſie,
erzählend ihnen eine alte Sage.

* * *

„Auf ſonniger Höh' in meiner Väter Heimat,
im alten theuren lithauiſchen Land,
das Helden birgt, da lebte einſt ein Jüngling
von guter Art, man nannte ihn Dajnas.
Er lebt' auf ſonniger Höhe, war ein Sänger,
begabt mit einer Stimme, die ſo voll
von ſüßem Wohllaut, daſs, wo immer er
im Land erſchien, man ihn willkommen hieß,
wie man im Lenz die blaubeſchwingte Schwalbe,
wo ſie erſcheint, begrüßt. Es waren ſchön
und ſo voll Troſt all' ſeine Lieder, daſs
jedwedes Weh' ſie ſcheuchten, mindeſtens
ſo lang als ſie erklangen; und das Volk
für ſolche Wohlthat ſegnete es ihn
aus tiefſter Seele. Wo er ſich am Herd
auch zeigte, fand er ſeinen Platz und fand
ein Lächeln, oder ein begeiſtert Wort,
und glücklich fühlte ſich Dajnas, bis jäh
ein Schlag des Schickſals ihn ereilte. So
geſchah's! Herab einſt ſtieg er von dem Hügel
auf dem er wohnte und es ging der Tag
juſt auf die Neige, es umſchritt Dajnas
den blauen See, d'rinn ſich beſpiegelte
die Landſchaft mit dem Lächeln ſtillen Friedens.
Und weiter ſchritt er, auf die Felder, die
ſich wellten ähnlich einem zweiten See,
doch bernſteinfarbig. Eben ſank die Sonne;
ſie ſank dem dunklen Saum des Waldes zu,
ſchien jener runde gold'ne Korb zu ſein,
in deſſen bodenloſe Tiefen greift
der Herrgott, wenn er, über Felder ſchreitend,

die große Krone auf dem Haupt, umwallt
von einem Mantel aus gereiften Ähren
daraus den Segen auf die Felder ſtreut . . .

„Es war ein friedenſtiller duftiger Abend . . .
Auf einmal ließ ſich Hufſchlag eines Pferds
ganz nah vernehmen. Dajnas ſah vor ſich
urplötzlich eine Reiterin, als ſei
der Erde ſie entwachſen. Niemals ſaß
ein Recke ſtolzer je auf ſeinem Roß,
als dieſes ſchöne Mädchen. Dunkles Blau
lag dämmernd ihr im Blick, es floß das Haar
von dunklem Glanz ihr reich, gleich einem Bach
vom Scheitel bis zum Gürtel, der in Gold
erglänzte, über ihn hinab noch fließend
ins lilienweiße, faltige Schleppgewand.
Ihr jäh Erſcheinen in dem weh'nden Feld,
wo leiſ' die reifen Ähren flüſterten,
ſich zu einander neigend, goldbeglänzt
vom Sonnenuntergang, war zauberiſch,
von unausſprechlichem blendenden Reiz.
‚O ſtille ſtille', rief der gute Dajnas,
‚du Abendlüftchen, halte ehrfurchtsvoll
den Athem an! Nicht wehe! Siehſt du's nicht?
Die ſich hier zeigt, es muß die Tochter ſein
der Sonne. Über Felder ſchreitet ſie,
die eben reifen, und ſie iſt das Glück
in ſeinem Glanz'. So ſprach Dajnas, jedoch
die Schöne gab mit weißer Hand dem Roß
es zu verſteh'n, daſs es ſie weiter trag'!
Und nicht ein einziger Blick aus ihrem Aug'
fiel auf den Jüngling. Weiter ſchritt das Pferd
und Dajnas folgte ihm, doch ſie nur ſah er
ſtets vor ſich in der Ferne, und es ſchien,
daſs ſie ihn nicht bemerke; und ſo kamen
durch Felder beide und durch grüne Steppen
und dunklen Wald an eine Lichtung. Dort,
ringsum von Pflanzungen umgeben, lag
ein weißer Hof. Vor deſſen Thor ſtand ſtill
das Pferd. Das Mädchen klatſchte in die Hände,

raſch flog das Thor mit einem Krachen auf,
und die Erſcheinung jener Maid voll Zauber
verſchwand in ihm. Bis in den Morgen ſang
nun Dajnas vor den Fenſteru des Gebäudes,
doch niemand zeigte ſich und lud ihn ein
es zu betreten ... Und er ging, das Herz
erfüllt von ſüßer Krankheit, es erſtarb
ihm in der Bruſt ...

„Wenn ſich die junge Droſſel
auf Silberbirken in den Zweigen wiegt,
ſo fällt der Thau in Tropfen nieder wie
Demant, und wenn im Herzen ſich das Weh
der Liebe offenbart, entquillen ihm
die Schmerzenslieder ähnlich wie der Thau
der Thränentropfen ſeinem Aug' entquillt.
Es ſang Dajnas ſeit jenem Abend, da
die Maid ſich ihm gezeigt, ſo wehmuthvoll,
daſs aller Leute Blick in Thränen ſtand.
Ein Augenpaar allein blieb trocken, nur
ein Herz blieb kalt, ſang Dajnas auch zu ihm
aus tiefſter Seele, und das war das Herz
der ſtolzen Skajſtoja, des ſchönen Mädchens
auf jenem weißen Hof im Waldgeheg.
Sein Klagen blieb umſonſt; ob er ſein Leid
bei Sternenſchein ihr vor den Fenſtern ſang,
ob in des Frühroths Licht, wo er am Thor
als Bettler ſtand, um Einen Blick nur flehend,
ritt ſie auf ihrem Roß hinaus auf's Feld,
das goldig reifte nur für ſie, die Herrin.
Als Dajnas ſah, die ſchöne Jungfrau hab'
ein Herz von Stein in ihrem Buſen, ſchien
die Welt ihm liebeleer und ohne Reiz
noch Ziel das Leben! Traurig kehrte er
auf ſeine ſonnige Höh' zurück, und nun,
als er den blauen See erreichte, der
zu Füßen alter Weiden plätſcherte,
da warf er in Verzweiflung ſich hinein
in deſſen Tiefe und ertrank ... Sein Herz
jedoch fand ſeine Ruh' noch immer nicht.

Auch nicht im Tiefgrund jenes kühlen Wassers.
Sein Geist zog wie ein scheuer Vogel stets
durch jene alten Weiden traurig klagend.
Und seiner Norne, die am Ufer saß,
war's leid um seine Seele, die umher
nun irrte, fried- und körperlos. Sie schuf
ihr einen Aufenthalt in der Gestalt
der Nachtigall; und dieser neue Vogel
mit seiner süßen Klage rasch durchflog
das Feld, die Steppe und den Wald, flog hin
zum weißen Hof, fing schmerzlich an zu klagen,
als Sternenschein enttauchte dem Azur.

„Die stolze Schöne ging zu dieser Zeit
gerade heim, an einer dichten Linde
kam sie vorbei, die stand am weißen Weg.
Zu dieser hob sie ihren Blick und sieh',
auf einem Zweig saß eine Schicksalsgöttin,
gewandet grau. Sie war die Schützerin
der dunklen Waldungen; da redete
sie an das Mädchen: ‚Norne! Höre mich!
Gib mir den blüh'nden Zweig, zu einem Kranz!'
Die Norne düster d'rauf: ‚Nimm diesen Zweig,
den hier gebrochenen, als Deinen Kranz,
jedoch in Deinen Sarg!'

„Und sie verschwand.
Die Maid ging heim, den Kranz auf ihrem Haupt,
sie hatte jene Worte nicht gehört;
doch eine trübe Ahnung machte sich
in ihrem Herzen Platz. Als sie das Schlagen
der Nachtigall vernahm, da brach sie aus
in Thränen, und doch wußte sie es nicht,
warum. Die Liebe, die sie nicht gekannt
vordem, jetzt wachte sie im Herzen auf
gleich süßem Frühlicht eines Sommermorgens.
Ihr Antlitz, früher bleich, jetzt glänzte es
so zaub'risch, wie der Morgenstern im Roth
des frühen Tag's; ihr Aug' war sonnenhaft.

„Am Fenſter ſtand ſie, und ſie flüſterte:
‚O daſs doch Dajnas heute kommen möchte,
zum weißen Hof! Willkommen hieß ich ihn,
ihn küßend bei dem ſüßen Sang das Vogels,
der mir die Seele aus dem Buſen ſingt'.

„So klang ihr Flüſtern; unterdeſſen gab
der See den bleichen Jünglingsleib heraus,
ihn ſpülend unter jene grauen Weiden.
Die Leute fanden ihn, und jammernd, klagend
herbei jetzt führten ſie das Roß, das gut
den Weg zum weißen Hof im Walde wuſste,
und legten ihm den ſeelenloſen Leib
des Jünglings auf den Rücken, daſs es ihn
ihr vor die Augen trag', die ihn gemordet.

„Die grüne Steppe raſch durchflog das Pferd,
die dumpf erdröhnte, ihren lichten Thau
vergoß als Thränen; und auch jeder Stein,
berührt vom Hufſchlag, weinte ſeine Zähren
in Funken brennend roth. Am Waldrand auf
die Vögel flogen, als ſie aus dem Schlaf
das Pferd durch Wiehern weckte, ſangen ſie
vereint ein Klagelied. Der Wind begann
zu ſeufzen, wiegte unterm Fenſter dort
der Maid die thaubeglänzten Lilien, rauſchte
in jener alten Linde dort am Weg.

„In beiden Angeln unterdeſſen that
das Thor ſich auf und mit dem Lindenzweig
bekränzt der Norne, flog das Mädchen jetzt
Dajnas entgegen, rief: ‚Ich liebe Dich!'
Beim hellen Glanz der Sterne aber ſah
ſie ſeine Leiche, und es knickte ſie
der Schmerz, wie eine Blühte knickt der Wind.
Bewuſtlos ſank ſie hin. Als ſpäter dann
die alte Mutter weinend, auf den Knien
vor ihrem Lager lag, ſprach ſie zu ihr:

„‚O meine alte Mutter, trau're nicht!
Laſs mir erbau'n ein Haus für ewige Zeit!

Ich berge vor der Sonne dort mein Haupt,
Ihr heilig Licht mög' Andere erfreu'n!
Gib mir das Schuhzeug, ich begebe mich
auf eine weite Reise! Geh' zu Festen,
von denen ich nie wiederkehr'!' Sie sprach's
und leise beim Gesang der Nachtigall
Entschlief sie. Und die Schicksalsgöttin, die
die Mutter war der dunklen Waldungen,
brach aus vor Leid in Thränen, als sie sah
die Seele Skajstoja's entflieh'n, dem Schlag
der Nachtigall durch dunkle Wälder nach,
gejagt von steter Sehnsucht, der es nie
gelang, den Vogel zu erreichen; flieh'n
bis matt im Dornenstrauch sie niedersank.
Und da verwandelte die Norne sie
der dunklen Waldungen in eine Rose,
an hundert Blättern reich; doch es erlag
die Mädchenseele einem schmerzlichen
Geschick; erst dann zu blüh'n, wenn der Gesang
der Nachtigall verstummt ist in den Au'n.
Und so geschieht es, als Erinnerung
an jene Zwei, die sonder Glück dereinst
geliebt sich hatten auf lithauischer Flur."

* * *

So schloß Olgerd, es war, als wehe hin
jetzt durch die Nacht ein leiser Zug des Athmens
geheimnisvoll, du hörst ihn oft und doch
erräthst du nicht, von wo er stammt, wohin
sein Wehen ihn wohl tragen wird. Es ist
der Athem der Natur. Es war so still;
in ihrem Schattendunkel flüsterte
Maria ihrer Freundin zu: „Es kam
der Zufall uns zu Hilfe! Gibt er doch
Gelegenheit von Liebe überhaupt
zu reden mit dem Ritter und dadurch
vielleicht erforschen wir auch sein Geheimnis."

Und Anna lächelte voll Liebreiz, ließ
den Blick, gewandt zu Sternen, und so reich

an Glanz, ſich wieder wenden erdenwärts,
that einen Schritt und trat aus dem Bereich
des Schattens an das Licht und auf den Weg,
erhob die Stimme, ſprach: „Ich finde ſchön,
ſehr ſchön iſt euer Märchen!“ Ein Geräuſch
ward laut, denn alle ſtanden auf, ſich tief
verneigend jene Stimme hörend, die
ſo ſüß, ſo leiſ' und ſie, die Königin
erblickend, die ſich näherte und ſtill
vor Olgerd ſtand. Im Schein des Mondlichts floß
von ihrem lichten Haupt der Schleier nieder,
von ihm aus ging ein ſchimmernd Leuchten, wie
Johanniskäferglanz. In ihrer Hand
lag ihr ein Strauß von Roſen; reizender
als dieſe war ſie ſelbſt und Olgerd's Herz
erbebte, als ſie ſolcher Art ihn an
jetzt redete: „Lithauen alſo Herr
iſt euer Vaterland? Weſſ' Stammes ſeid ihr?“

„Ein Ritter bin ich nur“, entgegnete
Olgerd. Etwas wie Bitterkeit griff Platz
in ſeiner Bruſt, daſs ſolch ein Abgrund gähnend
lag zwiſchen ihr, der mächtigen Königin
ruhmvollen Reichs und ihm; „ein Ritter nur,
und eure Majeſtät vernahm wohl nie
den ſchlichten Namen Gejštor, den ich trage.“
Er ſprach's geſenkten Haupts; ſie nahm das Wort:
„Ihr ſprecht: ein Ritter nur? Wer gälte mehr
in unſ'ren Chriſtenzeiten als gerad
ein echter Ritter? Sicher niemand! Und,
ihr ſeid ein ſolcher, wie es mich bedünkt.“

Dies Wort erregte mächtiges Erſtaunen,
ein Flüſtern rings umher bezeugte es.
Doch Olgerd ſchien's, als ſei in ſeiner Seele
ein Stern von hehrer Größe aufgetaucht
und zaubervollem Licht. D'rauf Anna ſprach
huldreichen Lächelns fort: „Ihr wiſst es gar nicht
wie Eure Sage mich ergriffen hat!
Lithauiſch' Land iſt meiner Kindheit Wiege.

Es fliegen die Gedanken unwillkürlich
mir oft dorthin im Traum und wie ein Gruß
aus lithauiſcher Flur, traf mich der Klang
dies eures Märchens ... Wahrlich meine Pflicht
Herr Ritter wär's, euch einen Lohn dafür
zu ſpenden; aber welchen?" — Sie hielt inne
und ſchwieg. Da traf ihr Blick den Roſenſtrauß
in ihrer Hand und lächelnd fuhr ſie fort:
„Ich will euch dieſe Roſenknoſpen ſchenken,
doch knüpf ich die Bedingung, Herr, daran:
nur dann geb' ich ſie euch, wenn ihr mir ehrlich
und jeder Rückſicht bar auf mich und meine
Perſönlichkeit, die Antwort geben wollt
auf eine Frage: wem, ſprecht offen, Herr,
am liebſten würdet ihr den Roſenſtrauß,
den ich euch ſchenke, bieten? Welcher wohl
von all den Damen, gegenwärtig hier,
vielleicht auch nicht anweſend jetzt gerade
in unſerm Kreis? Ihn bieten, nicht weil es
die höfiſche Sitte will, nein, einzig nur
nach dem Geſetz in eurem eig'nen Herzen?
Denn ſicher, ihr ſeid jung und ſchwärmeriſch
und unterlieget zärtlichen Gefühlen!
Ihr ſchweigt? Dies Schweigen dünkt uns ein Bekenntnis!
Nun, wir beſchwören euch bei eurer Liebe
vertrauet uns euer Geheimnis an!"

Als habe ihn ein Donnerſchlag betäubt
gemacht, war's Olgerd. Seine Kraft verließ ihn.
Es trübte Dunkelheit den Blick als nahe
ſich ihm der Tod. Durch dieſes Dunkel, ihn
umhüllend, dennoch glänzte Anna hell
gleich einem Stern und ihrer Stimme Ton
rief ſüß in's Leben ihn zurück, und goß
ihm einen mächtigen Zauber in ſein Herz.
Er nahm all ſeine Kraft zuſammen, ſelbſt
nicht wiſſend, von woher die Antwort ihm
kam in den Sinn, begann er: „Herrin, o
wenn eure königliche Gunſt es mir
befiehlt, gehorch' ich, und ſo ſag' ich euch

als Ritter und als Mann, und ſicher auch
in pflichtgemäßer Ehrfurcht, demuthsvoll
gegenüber eurer Hoheit, daſs nicht heut'
allein und hier, auch ſonſt allüberall
und immer, euch, nur euch, ich dieſe Blumen
würd' bieten, Herrin, dar, auf meinen Knie'n
vor euch im Staube liegend. Und nicht deshalb.
O Herrin, weil ihr eine Königin,
allein nur deshalb, weil ihr gütig ſeid,
erhaben und, auch weil das Vaterland
in euch nennt einen wahren Engel ſein!
Weil ihr die Ehre aller Frauen ſeid,
der Ruhm der Weiblichkeit! Euch Herrin, euch
ziert nicht die Krone, dieſer leihet ihr
dadurch, daſs ihr ſie traget, größern Glanz".

Bei dieſem Wort ſank Olgerd auf das Knie,
und Anna ſchwieg in Überraſchung ſtill.
Dann aber, ſchlichten Lächelns ſagte ſie:
„Wir danken euch von Herzen für das Lob,
für gute Meinung, die ihr hab't von uns!"
Dann hob ſie ihren Strauß und drückte ihn
an ihre Lippen; ſprach: „Die Roſen nun
behalte ich, und zwar als ein Geſchenk
von euch, mir wiederum zurückgegeben".
Gedankenvoll ſchritt mit der Freundin leiſ'
ſie durch den ſchlummerſtillen Garten fort.

Olgerd war bleich. Er zitterte, nicht wiſſend,
wie ihre Worte er ſich deuten ſollt'.
Vielleicht errieth ſie? Hatte ihn vielleicht
verrathen ſeine Antwort, die ihm jetzt
nur allzu kühn, ja faſt verwegen ſchien?
In ihrer Überraſchung barg vielleicht
ſich nur ihr Zorn, und ſeine Offenheit
erweckte ihren Tadel innerlich?
O daſs er ſich möcht' täuſchen! Feierlich
that er den Schwur, noch tiefer als vorher
die Liebe zu vergraben im Gemüth,

in jenem Raum, wo am verborgenſten
ſie lag der Seele. Diesmal mög' Gefahr
mir noch vorüber geh'n". Die Nacht verging,
indes er lag in fieberhaften Träumen,
und morgens eilt' er in den Dom Sanct Veit
auf den gewohnten Platz. Die Königin,
als ſie erſchienen war, begrüßte er
in großer Angſt vor ihr ſich neigend tief.
Sie dankte huldreich und ihr ſchönes Haupt
bog ſich zur Bruſt; ſie dankte für den Gruß
wie man bei Hof den Höchſten dankt im Reiche,
dann kniete ſie, ihr gottesfürchtig Aug'
nicht vom Altar mehr wandte es ſich ab.
Da wälzte ſich die Laſt von Olgerd's Herzen.
Er fühlte ſich mehr als beglückt und ſchwor,
ihr aus dem Weg zu geh'n, um ſich'rer noch
verborgen ihr zu halten ſein Geheimnis.
Er ſah nach ihren weißen Händen, die
ſich lieblich falteten in ſtiller Andacht,
ein Roſenkranz umwand ſie, Körnlein, rot,
Korallen die mit Silber untermiſcht.
Er ſehnte ſich, die Hände möchten ſchon
das Buch umfaſſen, das er ihr gemalt;
in das er ſeiner Seele Flug und rein
und brünſtig deren Träume, nur für ſie
gehegt, hinein verſenkt, ſeit lang geſammelt
gleichwie in ein Juwelenkäſtlein . . .

Neu
entzündete an dem Gedanken ſich
Begeiſterung zur Arbeit. Nun ſich trennend
für lange, ſchließlich wandt' er ab den Blick
von ihr, der Königin, verließ den Dom
und eilte heim. Von neuem ſperrt' er ſich
in ſeine Werkſtatt, glück- und fleißbeſeelt
der Arbeit lebend, Anna liebte er
nur mehr und mehr; doch mehr und mehr auch glich
das alles was er fühlte heiligen Träumen.
Er ſtrebte ſchon nicht mehr darnach ſie Tag
um Tag zu ſehn, wenn ſolch Entſagen ihm

ſein feierlich' Geheimnis abverlangte!
Sie lebte doch in ſeiner Seele fort
mit ihm, gleich einer Blume; deren Duft
beglückte ihn, ihr lieblich Bild, es ſchuf
um ihn herum ein ewiges Paradies.
Es klang fortwährend ihrer Stimme Ton
in ſeinem Ohr, gleich der Muſik, und zwar
der heiligſten, die's gab für ihn auf Erden,
die ganze Welt im übrigen zerfiel
für ſeine Augen in ein Nichts und er
vergaß auf ſie. Und ſo geſchah es, daſs
ihm nicht einmal die Ahnung kam von dem,
was ſich indeſſen und in aller Stille
am Hof begab; daſs gegen ihn Verrath
ſich vorbereitete, indem der Neid
gleich einem Schatten folgte jener Gunſt,
die in ſo hohem Maß die Königin
ſeit kurzem ihm ließ angedeih'n und die
zum erſtenmal unlängſt ward offenbar
im Garten jenes Abends, und es wuchs,
ſeitdem der Neid gleich einer Viper, die
ſich nährt vom eig'nen Gift. Man ſpann um ihn
herum geheime Netze; die Verleumdung
begann durch ungewiſſes Dunkel ſich
zu ſchleppen; grundlos zweifelhaft, verwirrt,
doch immer gleich verderblich. Sie befleckte
mit ihrem ätzend giftigen Geifer erſt
nur leiſe liſpelnd als ein ziſchendes
Geſpenſt den Namen Olgerd bis das Wort
„Pikart" der ſtolze Herr von Schellenberk
einſt ausſprach, Peter Joſt, ſeit läng'rer Zeit
ſein Feind ſchon im geheimen. Tauſendfach
erdröhnt' im Echo die Beſchuldigung,
und niemand fragte ob es Wahrheit ſei,
ob Lüge, was dieſelbe wiederholte.
Und alles dies geſchah zu jener Zeit
als König Ferdinand nach Prag zurück
gekehrt; in Böhmen droh'nde Wolken ſich
von allen Seiten zeigten und man laut
von den Verſchwörungen der „Pikarts" ſprach

und Ferdinand in's Aug' die Böhmen faſste
mit einem Blick, d'rin lag ein Sturmgewölk.

Zur Seite ihres ſtrengen Gatten ſtand
gleich einem lichten Engel Anna; hielt
den Schild der Liebe über ihrem Volk
und hielt ihn hoch und ſtark. Aus ihrer Seele
rann Süßigkeit in den gereizten Sinn
des Königs einem gold'nen Manna gleich.
Ganz Böhmen ſegnete die Königin,
es drängte ſie zu ſehen ſich das Volk
wo ſie nur irgendwo noch öffentlich
ſich zeigte. Anna aber, als ſie ſah
den König eiferſüchtig ſchon auf ſie,
der Liebe wegen, die begeiſtert ihr
und warm und offen alles Volk bewies,
jetzt unterließ es dieſem ſich zu zeigen.
Man ſah ſie nirgend, nicht einmal zur Meſſe
mehr ging ſie, pflog der Frömmigkeit daheim.
Zu jener Zeit kam Olgerd auch zu End'
mit ſeiner Arbeit und begeiſtert hörte
er neuerdings, wie Anna ward verehrt
vom böhmiſchen Volke als Fürſprecherin.
Nun ſehnt er ſich das ſüße Antlitz ſelbſt
auch wiederum zu ſchau'n; er ſuchte ſie
im Dom, und ward getäuſcht, da er ſie dort
nicht fand. Um einen Zutritt müht' er nun
ſich an den Hof; da erſt gewahrte er
das dunkle Netz jener Verſchwörungen.
Entſetzen fiel ihn an ... Er eilt' in's Haus
Herrn Lew's; der war zwar kühlen Bluts, jedoch
in Angſt um's böhmiſche Königreich und auch
um ſeinen eig'nen Ruf beim König. Wahrlich,
er hatte Olgerd völlig faſt vergeſſen!
Jetzt ſprach er ruhig zu ihm: „Du hatteſt recht,
Olgerd, daſs es dich damals heim verlangte,
zurück in dein lithauiſch' Land und ich
beklag' es jetzt, daſs ich zurück dich hielt.
Hier winkt dir keinerlei von Zukunft; jetzt,
in dieſem Augenblick, iſt mir's unmöglich

dir an die Hand zu geh'n, es ſind bei Hof
die Thüren dir verſchloſſen, du, du ſelbſt
trägſt Schuld daran, du harmlos ſchlichtes Kind!
Weshalb gelang es dir nicht beſſer auch
den Augenblick zu nützen, wo die Gunſt
dir lächelte? Such' deine Wälder auf!
Zieh hin, denn mit der Gunſt iſt's jetzt vorbei!"

Vernichtet ſtand Olgerd, verwundet war
ihm ſeine Seele. Funken ſprühten ihm
des Zorn's im Aug'; doch ging er ſchweigend fort.
Es lag auf ihm wie ſchwere Ohnmacht, ſelbſt
nicht wuſste er, wohin der Schritt ihn trug.
Erſt hinter Prag, als er den Herbſtwind hörte
ſo klagend wehen über's Stoppelfeld,
die dunklen Waldungen ſo traurig ihm
entgegen rauſchten, ward er ſich bewuſt,
wohin die irren Schritte ihn geführt.

Es war „der Stern" mit ſeinem ſchattigen Forſt
daraus das Schloß emporſtieg, das ihm gab
den Namen. Über ihm hing ein Gewölk.
Und dieſer Wald, geheimnisvoll ſein Dunkel,
wie man in alten Überlief'rungen
hört von verwünſchten Hainen, lockte ihn
mit einem Zauber unergründlich tief
zu ſich. Es war die Mauer niedrig; leicht
ſchwang er ſich d'rüber und im feuchten Moos
nun lag er, unterm rauſchenden Geäſt
von Eichen, die jetzt kämpften mit dem Wind
wie um das Leben. In die wilde Jagd
ſah er hinein, ſah zu den Wolken auf,
die maßen mit dem Sturm am Himmel ſich
im Kampf. Und dies Getös des Klagenden
Geäſtes in den Bäumen innerlich
beruhigte ihn, weil es ihn hinderte
am denken. Seine Seele überließ
er jetzt der Wuth des Sturmwinds; dieſer trug
in's unbeſtimmte ſie mit ſich hinaus.
Im Schmerz, den er empfand, lag Bitterkeit

und dennoch süße Lust; der eigenen
Gedanken ledig lag er hier, im Schutz
der Bäume, fast wie tot. Er fühlte sich
wie Eins mit jener Windsbraut, die die Welt
durchstürmte wie ein wüthend Thier, gehetzt
verwundet, heulend, bitter klagend, wie
die Mutter klagt, der man die Kinder stahl.

So lag er lang und wie das Alter kommt
die Ruhe im Gefolg, besänftigte
der Sturm die eig'ne Wildheit. In den Kronen
der Eichen nur war noch ein klagendes
Gestöhn, so wie nur jemand übers Leben
zu stöhnen pflegt, der es umsonst durchlebte.
„Ganz so wie ich!" — die Worte sprach Olgerd
im Flüsterton zu sich, ihm war, als thue
sich auf vor ihm ein grabesdunkler Abgrund
in den hinab sein ganzes Leben fiel.

In diesem Augenblick ließ Hufschlag sich
vernehmen. Pferde, zwei an Zahl, den Wald
durchjagten, und entrissen Olgerd jäh
all seinen Grübelei'n. Vor Überraschung
beinah' zu Stein geworden, jetzt erkannte
er König Ferdinand und Anna. Kein
Gefolg geleitete sie durch den Holzschlag:
und rasch nun näherten sie sich dem Platz,
wo er so schmerzlich eben noch geträumt.
Erwachend raffte er sich auf, erhob
sich aus dem Moos und grüßte, stumm sich neigend.

Der König sah ihn nicht, gedankenvoll
und schweigend, traurig saß er, hielt sein Haupt
gesenkt. Die Königin jedoch sprach leis,
doch eifrig; fest geheftet war auf ihn
ihr stets so sternenhafter Blick, doch ließ
sie ihn ein Weilchen schweifen durch's Gehölz.
Und da begegnete er Olgerds Blicken
und rastete auf dessen Angesicht.
Kein einzig Zeichen freundlichen Erkennens!

Heut' ſchien ſie ihm wie eine völlig Fremde,
die eine ihr gleichgiltige Sache ſah,
indes ſie ihn betrachtete und dann
verſchwand, bevor ſie für den Gruß gedankt.
Sie hatte ihn in Wahrheit nicht geſeh'n
im Eifer ihrer Rede; denn ſie bat
gerad' in jenem Augenblick den Gatten,
(nur ihres brünſtigen Bittgeſuches Ziel
im Auge und für alles and're blind)
um Gnade für das Leben eines Pikart,
ein Leben ſchon verfallen dem Geſetz.

Sie war verſchwunden. Olgerd, totenbleich
kaum fühlte ſeines Herzens Schlagen mehr.
Er ahnte nicht, daſs ſie aus bloſem Zufall
ihn nicht geſeh'n; es ſchien ihm ſo, als habe
aus ihren Blicken Zorn geſprüht und er,
er dachte ſich, ſie wolle offenbar
ihm ihre Ungunſt zeigen und empfand,
daſs weiter leben überflüßig ſei
für ihn. Er ſtand ein Weilchen ſtill, dann zog
er ſeinen Dolch; doch warf er ihn von ſich.
Zu ſündigen? Er ſchrak davor zurück,
im Herzen brannt' die Wunde ihn ſo ſehr,
daſs ihn, er wuſst's, der Tod doch bald ereile!

Nun wandte er ſich heim, warf ſich auf's Lager,
vernichtet, voll Verzweiflung, es erfaſste
ihn ſchwere Krankheit, eine Fieberglut
ihn tötlich überflog. Ein jeder Tag
ſchien ein Vampyr zu ſein, der ihm die Kraft
aus ſeinen Gliedern ſog und jede Nacht
verbrachte er in Höllenqualen ſchlaflos.
Und doch blieb er am Leben, dennoch ſtand
er wieder auf, und überlegte, ſann,
vergrub mit ſchmerzerfüllter Luſt ſich ſtets
in's alte Leid, ſein ganzes Leben ſah
er wüſte vor ſich liegen, eine Flur,
verwelkt, verdorrt wie durch die Sommerhitze.
Er ſah jetzt ein, daſs er von Anfang an

all ſeines Lebens einem Traume nach
gepilgert, einem Irrlicht nachgejagt,
einem Phantom. Dabei ward es ihm klar,
daſs dieſes Schemen ſchon in ihm erwuchs
in zarter Jugend, da zum erſtenmal,
als Kind, er von der blüthenweißen Lilie
Lubart's gehört; es hatte ihn ein Wahn
unſicher, reizvoll, zauberhaft gelockt
von Haus und Heimat fort, wie Lubart einſt
ward ihr entlockt ... entlockt durch ſeine Braut! ...
Schon dazumal, im Drang ſich Ruhm zu ſuchen
vom Vaterlande fern, war es nur ſie,
die ihn verlockte durch den Glanz des Schein's!
Als ſeine Schickſalsgöttin führte ſie
nach Böhmen ihn, wo gleich dem Lubart ihm
auch eine weiße Lilie blühte, doch
am Rande eines Abgrunds. Olgerd brach
in Thränen aus ... Die Gattin eines Andern,
die Königin, ein Weib von heiliger
Erhabenheit, in blindem Wahnſinn hatte
er ſie geliebt, geglaubt in ſeinem Irrthum,
daſs Gott es laſſe zu, daſs, ſolche Liebe
im Herzen nährend, es ihm möglich ſei
beglückt zu ſterben ... Strafe hatte ihn
nun jetzt ereilt! Sie ahnte nicht einmal
wie groß ſein Wagnis, ſeine Sünde war
und hatte ihn ſchon ihrer Gunſt beraubt,
allein weil er beſchuldigt ward ... Wie erſt
ſchlüg' ihr gerechter Zorn in Flammen aus,
wenn ihr die volle Wahrheit würde kund!

Er ſank, ſich dies vergegenwärtigend,
auf's Antlitz wie gebrochen. Es durchfuhr
ihn wie ein Blitz: „Straft ſie mich, weil ſie jetzt
ſchon alles weiß? Vielleicht, daſs irgendwer
mein ſorglich aufbewahrt Geheimnis doch
entdeckte und zugleich auch mich verriet?“

Es machte der Gedanke ihn erſchauern,
der plötzlich ihm Gewiſsheit dünkte; neu

ergriff ihn Fieber und von neuem litt
er Qual, die ohne Ende für ihn schien.

Der Sturm indes verging und ein trat Ruhe,
Er litt nicht mehr, nur ward er todesmatt
und war sich klar, dass so entkräftet bald
er sinken werd' ins Grab. Ein Lächeln flog
ihm über sein verblasstes Angesicht,
er war voll Schwermuth, war voll Traurigkeit
sich sagend: „Einsam steh' ich und verwaist,
nicht eine Thräne wird im fremden Land
hernieder fallen auf mein Grab. Es gibt
kein Wesen, kein's das mit mir fühlt."

Sein Haupt
geneigt, fuhr er im Flüstertone fort:
„O, sie errieth es, deshalb straft sie mich!
Gerecht nur ist ihr Zorn!" .. Sein Haupt sank tiefer.
Dann stand er auf, verließ sein Lager, schleppte
sich in den Garten unter die vom Gold
der Sonne überglänzten Pappeln, gelb
schon durch den Herbst, sie rauschten, flüsterten,
und er gedachte seines alten Hof's,
des niedrigen, aus Holz gebauten, fern,
so fern, um den die Bäume gleichfalls rauschten
beschwichtigend mit tiefem Flüsterton.
Die Mutter sah er vor sich, wie am Kreuz
im Garten sie für ihn lag im Gebet,
das Weh ergriff sein Herz, sein Antlitz barg
er in den Mantel. Ganz in Schmerz versenkt,
empfand er doppelt die Verlassenheit.

Da traf sein Antlitz plötzlich heiß ein Hauch;
er schaute auf und sah sein weißes Ross,
vor ihm im Grase stand's in Demuth still,
die Gabe seiner theuern Mutter, sah
ihn an, und so voll treuer Lieb', so schlicht
so ausdrucksvoll, dass Olgerd unwillkürlich
sein Auge feucht bekam. Er küßte es,
und flüsterte ihm Schmeichelworte zu

wie einem Kind und lächelte es an,
wenn unter Thränen auch, als ſei's ein Bote
durch ſeine Mutter ihm geſandt als Troſt
in dieſem Augenblick voll Bitterkeit . . .

Er fand Erleichterung. Wie Sonnenſchein
drang ihm ins Innerſte ein Gottesfriede.
Er ſagte ſich: „Wenn ſie's errieth, nun dann
mög' ſie erfahren auch, wie groß in mir
die Liebe war für ſie, nicht ſündhaft, nein,
wenn auch verhängnisvoll hat Gott durch ſie
mir dieſe Welt verherrlicht und verſchönt.
Ich ſterbe gern, Gott dankbar für den Tod . . ."

Er ſprach es zu ſich ſelber, kehrte langſam
zurück in ſein Gemach und ſetzte ſich
ans Fenſter; ſann und dachte, legte ſich
zurecht ein weißes Blatt, fing einen Brief
zu ſchreiben an. Die Pappeln unterdes
vorm Fenſter draußen rauſchten, goldbeglänzt
noch von der Sonne, die ſo eben ſank.
Und unterm Schreiben unwillkürlich flog
ſein Blick ihm wiederholt hinaus, ſich tauchend
in jener Baumeswipfel gold'ne Fluth,
als wollt' in ſich hinein er all den Glanz
der Sonne ſaugen, deren Licht ſich jetzt
erſterbend hinter blauen Höhen barg.
Der Inhalt ſeines Schreibens lautete:
„Lichtvolle Königin, dich ſprech' ich an,
ein Pilger, der des ſpäten Abends harrt.
Schon ſind die Schatten dicht, ſchon iſt das Thor
der Kirche zugeſchloſſen . . . dann, erſt dann
kniet er ſich vor die Kirchenſchwelle hin
auf ſtaubbedeckter Gaſſe Stein, und ſendet
durch's eiſenfeſte Thor hinein zu Gott
aus ſeiner Seele Tiefen brünſtige Seufzer.
Er thut's in Demuth; denn er weiß es gut,
daſs er nicht würdig iſt vor dem Altar
zu ſteh'n, wenn dieſer iſt in vollem Glanz
entbrannt der Heiligkeit und Glorie,

und duftiger Rauch aus gold'nen Lampen ſteigt ...
So ſprech' auch ich lichtvolle Königin
zu dir, im Schatten ſchon des Todes, der
mir naht, und vor dem zugeſchloſſ'nen Thor
des Lebens, hinter dem du ſtehſt im Gold
des Glorienkranzes. Hör', o höre jetzt
noch an, den letzten Seufzer meiner Seele!
Ich liebte dich, lichtvolle Königin,
und deshalb ſterb' ich, danke Gott darob.
und deshalb, weil der Tod mir naht, bekenn' ich,
was ſich in mir Todheiſchendes verbirgt.
Dem Baume gleich' ich, der von Licht und Sternen
gar ſtille träumt. Erſt wenn ihn Sturm erfaßt,
ertönt des Rauſchens düſterer Geſang ...
Der Tod umweht mich, dunkel ſein Gefieder,
in Seufzern löſt ſich meine Seele auf.
Ich liebte dich, lichtvolle Königin,
nicht wölke d'rob ſich deine hehre Stirn!
Denn meine Liebe war ſo rein, wie es
die heilige Quelle iſt, der ſie entſprang.
Die Quelle war dein himmelsreiner Blick,
auf deſſen Strahlen meine Seele ſich
empor ließ tragen in's wahrhaftige Reich
des ewigen Gottes! Wie im Auge ſich
gebiert die Thräne, iſt auch Quell' des Lichts
das Auge und in ihm die Thräne trüb.
So wuchs aus Qual empor die Liebe, die
mich ſterben heißt, und dennoch ſegn' ich ſie,
die unglücksvolle Liebe, denn ſie trug
die Seele himmelan, daſs unter ihr
verſchwand die Welt gleichwie in einem Nebel.
Deſs' ſei dir Dank, du Weſen heilig, hehr,
das ſchon auf Erden eine Krone trägt,
deſs' ſei dir Dank, vergib mir und beklag' mich!
Du haſt das Recht hiezu allein! Die Welt
im übrigen mag eher mich beneiden.
Du biſt mein Schickſal und befiehlſt es mir,
daſs jung ich ſterbe und hin ſtreb' zu Gott,
ſo wie der Same ſtrebt dem Lichte zu
aus dunkler Scholle brechend in den Schaft

wenn's lenzt. Ich sink' in's Grab; blüh' wieder auf
im Paradies und gleich' dem Apfelbaum
werd' ich dort voll in Blüthe steh'n und so
mich immer mehr Gott nähern. Und dein Wort,
ich berg es wie ein köstliches Geschenk,
das man in Seide einhüllt, in den Schrein
des Herzens. Jenes Wort, das zwar dein Mund,
dein sterblicher, nicht sprach, das aber doch
durch dich, du meine Schicksalsgöttin, mir
ward kund als dein Befehl: ‚Begebe dich
dorthin, wo alles Leid zu Ende ist' —
es werden mir des Himmels Harmonien
in Ewigkeit aus diesem Worte quellen,
weil es mir Hoffnung, die nicht trügt, verspricht:
Ich werd' im Paradies dir nahe sein.
Und deshalb Königin beklag' mich nicht,
doch schenk' Vergebung dem, der nicht mehr ist . . ."

So schloß er seinen Brief; die Feder fiel
ihm aus der Hand und diese zitterte.
Es fehlte ihm an Kraft sich zu erheben,
er sank in schweren Schlaf, und früher nicht
erwachte er, als bis am Himmel sich
das Rosenroth des Morgens zeigte; nun
schon fühlt' er näher sich um einen Schritt
dem Tod. Es war ihm dies Bewußtsein süß.
Er nahm den Brief und nahm das Buch, gemalt
für Anna, mondelang hindurch, und schloß
dann beide Dinge in ein Kästchen ein
von selt'nem Werth, ein byzantinisch Kunstwerk
von edelstem Email, in das zum Schmuck
war eingesetzt ein kostbares Juwel
in das geprägt das Wappen war der Gejstor.
Es war dies Schränkchen eine Kostbarkeit,
und zwar die einzige des ganzen Reichtums
der väterlichen Erbschaft, und daheim
im Vaterhaus fand er es einstens auf.

Als Buch wie Brief der Art geborgen lag,
nahm er das Kleinod unter seinen Mantel
und seine Schwäche nicht beachtend, ging

er in das Haus Herrn Lew's. Er kam dort an
wie ſterbend, bleich, Herr Lew erſchrak an ihm,
als ihn zwei Diener durch den Garten her
zu ihm gebracht. „Sprich was begab mit dir
ſich denn, du Armer?“ rief der Burggraf ihm
entgegen. Olgerd winkte deſſen Dienern
ſich zu entfernen, ließ ſich auf die Bank
von Stein ermattet nieder, ſchloß die Augen.
Der Burggraf bog ſich über ihn; da ſprach:
Olgerd in halber Ohnmacht: „Hört uns niemand?
Sind wir allein?“ Und Lew von Roſchmital
beruhigte ihn: „Wir ſind es und kein Menſch
iſt hier uns zu belauſchen; ſprich es aus
was du mir ſagen willſt, was iſt der Grund,
daſs du ſo bleich biſt wie ein Sterbender?“
Und tiefer bog er ſich zu ihm, er ſah
den Schatten eines Mannes nicht, den Weg
dort überſchreiten, und im dichteſten
Gebüſch verſchwinden hinter jener Bank.
Ein Seufzer jetzt entflog den Lippen Olgerd's,
er ſagte: „Edler Herr, verſprich es mir,
daſs du gewährſt, um was ich bitte, ich
ein ſterbender“ . . Und wieder ſchwieg er, Lew
erhob die Hand gleich wie zu einem Schwur
und Olgerd jetzt fuhr fort: „Dies Käſtchen hier
verwahrt dein Eigenthum das Buch, das du
haſt für die Königin bei mir beſtellt.
Vollendet iſt mein Werk und nun verſprich
es mir, daſs du der Königin es wirſt
als *mein* Geſchenk darreichen, nicht als deines!
Noch weiter findet ſich in jenem Schrein
ein Brief und der enthält ein tief Geheimnis.
Gib beides mit dem Käſtchen, einem Kleinod,
der königlichen Anna, wenn der Tod
mich hat ereilt. Doch ja nicht früher! Dies
wär' mein Verderben, ſchwör' es deshalb mir,
daſs du nicht forſcheſt, was der Brief enthält
und dieſen *ſo* ihr übergibſt, wie ich
ihn dir im Käſtchen übergebe. Schwör'
es mir auf Ehr' und Glauben . . .

Und es ſchwur's
Der Burggraf; glückbeſeligt lächelte
Olgerd.

„Nun kann ich ruhig ſterben", ſprach er.
Dann ſank auf ihn das Dunkel einer Ohnmacht.
Indes Herr Lew von Roſchmital ihn ließ
nur einen Augenblick allein im Schatten
der Bäume liegen und den Garten raſch
durcheilte nach der Richtung zu des Hauſes,
von ſeinen Dienern rufend etliche
zu Hilfe, ſprang ein Mann aus dem Gebüſch
von einer andern Seite raſch herbei,
ergriff mit Blitzesſchnelligkeit das Käſtchen,
drin das Geheimnis Olgerd's lag. Zurück
ſchob er den Edelſtein, in deſſen Fläche
ſich eingeritzt das Wappen fand der Gejštor.
Raſch ſprang der Deckel auf, er nahm den Brief
mit gleicher Schnelligkeit heraus und ſchloß
das Käſtchen wieder; ſtellte es dorthin,
wo es geſtanden und verſchwand, noch eh'
der Burggraf mit den Dienern rückgekehrt.

Und jener Mann, ein Diener war's des Herrn
Von Schellenberk, ein eben ſo vertraut
als liſtiger, er ſollte zu Herrn Lew
gerad' im Augenblick, als Olgerd dieſem
ſich anvertraute, eine Botſchaft bringen.
Jetzt trug er das Geheimnis Olgerd's hin
zu ſeinem Herrn. Der jauchzte auf, es nun
im vollen Umfang zu erfahren.

„Nein!"
Der Narr ſoll noch nicht ſterben", rief er roh,
„der Wahnwitz ſeines Hochmuths erſt verderb' ihn!"

Indes der Burggraf Olgerd heim befördern
in ſeinem Wagen ließ, und Olgerd ſich
ſo glücklich fühlte, wohlverwahrt den Brief
in ſich'rer Hand zu wiſſen, ſchritt zur Burg

hinan Herr Peter Joſt, bat um Gehör
bei König Ferdinand.

An jenem Tag
war misgelaunt der König, ſinnend ſaß
er überlegend irgend eine Sache
und tief in ſie verſenkt an ſeinem Tiſch,
als man Herrn Peter Joſt ihm meldete
mit jenem Zuſatz, daſs er eine Nachricht
zu bringen habe, die geheimnisvoll
und deshalb nur geeignet ſei ſie ihm
allein ins Ohr zu flüſtern.
Peter Joſt
trat ein; und als er ſah den düſtern Blick
des Königs auf ſein Antlitz kühl geheftet,
als habe es ein Stahl berührt, erſchrak er.
Gern hätt' er ſich zurückgezogen, doch
es winkte Ferdinand ihm, daſs er ſpreche.
Da nahm er ſich zuſammen, faſste Muth,
dann brachť er die verrätheriſche Kunde
wie eine Schlange ziſchend vor. Es hörte
der König ſtolz und kalt ihn an: er ſtand
in ſeiner Majeſtät vor jenem Judas
und ſprach, als wahrer Ritter, als ein Mann
von wahrhafter Erhabenheit: „Ihr, Herr,
aus tiefſter Seele ekelt ihr mich an!
Kann denn ein böhmiſcher Edelmann zugleich
auch ein Spion ſein? Wahrlich! Dieſes Land
ſank tief!“ Er winkte ihm und fügte bei
„Die Sache, nicht vor meinen Richterſtuhl
gehört ſie. Übergebt der Königin,
ihr ſelber euren Brief und wiederholt
dort, wie ihr zu ihm kamt. Bekennet auch,
daſs ihr die Frechheit hattet, das zu leſen,
was d'rin geſchrieben ſteht für ſie allein.“
So ſchloſs der König, führte den Verräther
ſelbſt in's Gemach, wo Anna ſaſs und auch
Maria und dort ward Herr Peter Joſt
gezwungen ſeine Sache vorzubringen.
Er übergab Anna den Brief: ſie las

Olgerd's Bekenntnis laut, und als ſie kam
an's Ende, weinte ſie, und Ferdinand
auf's mächtigſte ergriffen, ſprach: „O Herrin,
mit großer Seele liebt euch dieſer Jüngling!
Belohnet dieſe heilige Liebe ſo,
wie es euch ſcheint geeignet!“.

Anna barg
ihr Haupt mit Zärtlichkeit an ſeiner Bruſt,
ſah ihm in's Auge und mit ſo viel Liebe
und Lieblichkeit, daſs ſich des Königs Antlitz,
das ſtets ſo finſtere, durch einen Glanz
von Glück verklärte und herab auf ſie
gebeugt, berührte er mit einem Kuß
die weiße lichte Reinheit ihrer Stirn.
Dann richtete er hoch ſich auf und ſprach,
mit einem Ausdruck wie ein Wetterſturm
und einer Kälte unausſprechlicher
Verachtung auf den Judas blickend, der
vernichtet ſtand: „Daſs nimmermehr mein Blick
euch ſchaue! Nicht mein Hof kann fürder mehr,
noch Prag euch dulden! Sucht euch ein Verſteck,
doch weit von hier, wo ihr euch berget, dort
vergrabt für immer euch mit eurer Schmach.“

Des gleichen Tag's begab die Königin
in's Kloſter ſich von Emaus in die Veſper,
Herr Lew von Roſchmital gab ihr Geleit,
nachdem ſie vorher lange unterhalten
mit ihm ein ausführlich Geſpräch, darob
der ganze Hof in Staunen ſich erging
was dies bedeute.

Schon im untergeh'n
befand die Sonne ſich des Herbſts, umſpann
im alten Garten rings die gelben Bäume
mit einem Zauber voll von Sehnſucht, voll
von Träumerei. Und unterm rauſchenden
Geäſt der Silberpappel ruhte Olgerd,
lag regungslos, faſt ſo als ſei er todt.

Die Halme kräuſelten ſich wellengleich
um ihn herum, ſich neigend über ihn,
als wollten ſie im Raſen vor der Zeit
für ihn den Hügel bilden, der ihn decke.
Und wie ein ſtummes Grabmalbild, ſo ſtand
bewegungslos zur Seite ſeines Herrn
ſein weißes Roß, nur deſſen Mähne hob
von Zeit zu Zeit ſich durch den Hauch des Windes ...

Bewegt ließ Olgerd ruh'n den Blick auf ihm,
ſprach flüſternd: „Du mein Freund!“ Er ſtreckte aus
die ſchwache Hand noch nach dem Pferd, hob dann
den Blick zum Himmel, deſſen mattes Blau
durchſegelte jetzt eben ein Gewölk,
das die Geſtalt trug eines Adlers ... Olgerd
jetzt dachte ſich: O daſs in jener Welt,
in jener ſo geheimnisreichen, doch
es mir vergönnt möcht' ſein dein ſtumm' Geſicht
einſt wieder zu erblicken! .. Seufzend ſchloß
er ſeine Augen, es verloren ſich,
in's unbeſtimmte ſchweifend, die Gedanken
vom klaren Wege ab, und etwas wie
ein halber Schlummer nahm ihn jetzt gefangen.
Ihm war's, als ſteig' empor ſein weißes Roß
und er mit ihm, auf deſſen Rücken hoch
bis zu den Wolken. Durch den Ätherraum
drang tief und tiefer in den Himmel er
hinein, der mehr und mehr in Gold entbrannte.
Schon waren ſie am Thor des Paradieſes,
er, Olgerd. Gejstor und ſein weißes Roß.
Ein Lichtglanz, unbeſchreiblich, zauberhaft
jetzt ſtrömte ihm entgegen, blendete
den Blick. In Strahlen, rein wie Diamant,
erſchien ihm eine reizvoll heilige
Geſtalt, die ihn willkommen hieß im Schooß
der Ewigkeit, und er erkannte ſie
und unermeſsliche Glückſeligkeit
umfing ihn, wie ein bodenloſer Strom,
als ſie, die er ſo ſehr geliebt im Leben,
ihn lächelte voll Güte an, und voll

des größten Mitleids, und er lispelte:
„O Königin“ ... Da jäh erwachte er.
Vor ihm ſtand Lew von Roſchmital, rief ſchnell:
„Steh' auf! Hier iſt ein Gaſt, der zu dir kommt!“
Doch noch, bevor ſich Olgerd klar beſann,
zur Hälfte erſt aus ſeinem Traum erwacht,
trat unter jenen alten Pappeln, her
zu ihm, die Königin. Er wuſste nicht,
war's Traum, war's Wirklichkeit was nun ſein Blick
voll Staunen in ſich faſste; dort ſtand ſie
ihm gegenüber unterm Baume, ſchlicht
gekleidet in ein weiß' Gewand, umfloßen
vom Sonnengold, wie eine Sommerwolke
vom Licht des Morgens. Und es lag ſein Buch
in ihren weißen Händen. Freundlich ſah
aus ihrer Höhe ſie auf ihn herab,
auf ſein ſo bleiches Antlitz, d'rauf die Schatten
all jener Blätter wechſelnd ſpielten, die
im Baumgeäſt zuſammen flüſterten.
Er ſtarrte ſie wie eine himmliſche
Erſcheinung an und ſie, die liebliche
lichtvolle Königin trat einen Schritt
ihm näher, ſprach mit träumeriſchem Ton
der ſanften Engelsſtimme: „Ich vernahm
O Herr, aus Zufall, ihr ſeid krank, und zwar
ſo ſehr, daſs ihr zu ſinken wähnt in's Grab!
Ich komme deshalb nur zu euch, weil ich
es möcht' verſuchen, ob's nicht möglich ſei,
daſs ich dem Leben euch zurück gewinne.
Ihr nennet eure Schickſalsgöttin mich
und ich, als ſolche, nun befehle euch,
ihr möchtet eurer Krankheit widerſteh'n
und ſie beſiegen, als ein Chriſt und auch
als Mann. Ich heiße euch, denn ſolches iſt
mein Wunſch es zu verſcheuchen das Geſpenſt
„*nicht leben mehr zu wollen*“, liefert nun
mir den Beweis eurer Ergebenheit
und zwar als echter Ritter Eurer Dame.
Daſs ihr euch meinen Ritter nennen mögt
geſtatt' ich euch, bewilligt auch mein Gatte.“

Sie ſchwieg und Olgerd bebend ſammelte
all ſeine Kraft; er ſank in's Knie und bog
ſein Haupt bis tief hinab zum Raſen, nah
jetzt ihres Kleides Saum, und drückte den
an ſeine Lippen flüſternd; „Dank, o Dank“!

Und als er demuthsvoll den Blick erhob,
da ſah er Anna wie ſie blätterte
in jenem Buch dran er ſo lang für ſie
gemalt und es gedankenvoll ſich anſah.
Dann ſchloß ſie es und ſprach voll Freundlichkeit:
„Ich danke Euch für dieſe ſchöne Gabe,
wie ſie belohnen weiß ich wahrlich nicht!“

Ein Weilchen ließ ihr Auge ſie auf ihm
mit einem ernſten Ausdruck ruh'n, dann fuhr
ſie fort: „Mein Gatte möchte einen Boten
nach Spanien ſenden und ſein Bruder dort,
katholiſcher König, würde ſicherlich
ihm bieten glänzenden Empfang und Huld
ihm, königliche, angedeihen laſſen.
Es möcht' ihm eine große Zukunft blüh'n,
an Ruhm und Reichthum kein alltäglich Maß',
ſobald mein eigenhändig Schreiben ihn
würd' allen Ernſtes ſeiner Majeſtät
beſondern Gunſt empfehlen. Ritter! Ihr
nun könntet ſein der Bote nach Madrid,
wenn ihr geneſen, wieder im Beſitz
ſeid eurer Jugendkraft! Sprecht nun und ſagt
es unumwunden, ob ihr würdet geh'n?“

Da brennend überflog Olgerds Geſicht
die Scham. In ſeiner Augen Himmelsblau
lag Leid. Leiſ' ſagte er: „O Königin,
Du lichtumwobene, verzeihe mir!
Nach Spanien geh' ich nicht! Ich werde leben,
nicht ſterben, weil du mir's befiehlſt, jedoch
ich kehr' zurück in lithauiſche Waldung
und arm wie ich aus ihr einſt hieher kam,
des Ruhms den uns die Welt gibt bar, doch mehr

als glückbeſeelt durch deine Huld und Gnade,
mein einziger Stolz und ihn, o gönn' ihn mir."

Und Anna rief: „Das habe ich erwartet!
Wie bin ich doch auf meinen Ritter ſtolz!"
Mit einem Lächeln rein und ſüß und ſinnig
ſtand ſie in ihrem Glanze wie ein Stern.
Und Olgerd's Herz vor ſtolzer Freude faſt
verging. Sie neigte ſich herab zu ihm,
fuhr fort: „Ihr habt ein beſſ'res Theil erwählt!
Auch ich, Gott iſt mein Zeuge, heg' den Wunſch
ganz ſtill und im Vorborg'nen irgendwo
abſeits der Welt mit meinem theuren Gatten
das Leben zu verbringen, unbeſchwert
durch einer Krone viel beneidete
und oft begehrte Laſt, des Weltruhms bar.
Doch ſolch' ein Friede iſt mir nicht beſtimmt.
O kehrt zurück auf lithauiſche Flur
in Eure Einſamkeit und wahret rein
mir Euer Angedenken, ich auch will
es fromm Euch wahren und für alle Zeit,
wo immer Euer Buch ich öffnen möge.
Nicht Ruhm, nicht Eitelkeit der Welt und nicht
das Gold der Schmeichelei ſind Euer würdig.
Als ein Gedenken meiner, nehmt den Ring
hier, zwar gering an Werth, doch theuer mir.
Es gab ihn mir mein Bruder, König Ludwig.
Euch bring' der Ring ſtets ins Gedächtnis, Herr,
daſs Anna, aus der Jagellonen Stamm,
zu ſehr Euch ſchätzte als durch Reichthum Euch
und Hofgunſt zu erniedrigen. Kehrt arm
zurück wie aus Lithauens Flur Ihr kamt,
Gott ſegne Euch! Vielleicht zuſammen treffen
wir wieder einſt, in ſeinem Reich!"

Sie hob
den gottesfürchtigen Blick zum Himmel. Still
war's rings, ſo ſtill, man hörte das Geſumm
der Mücken in der gold'nen Abendluft.
Es reichte ihm die Königin den Ring

hinan Herr Peter Joſt, bat um Gehör
bei König Ferdinand.

An jenem Tag
war misgelaunt der König, ſinnend ſaß
er überlegend irgend eine Sache
und tief in ſie verſenkt an ſeinem Tiſch,
als man Herrn Peter Joſt ihm meldete
mit jenem Zuſatz, daſs er eine Nachricht
zu bringen habe, die geheimnisvoll
und deshalb nur geeignet ſei ſie ihm
allein ins Ohr zu flüſtern.
Peter Joſt
trat ein; und als er ſah den düſtern Blick
des Königs auf ſein Antlitz kühl geheftet,
als habe es ein Stahl berührt, erſchrak er.
Gern hätt' er ſich zurückgezogen, doch
es winkte Ferdinand ihm, daſs er ſpreche.
Da nahm er ſich zuſammen, faſste Muth,
dann bracht' er die verrätheriſche Kunde
wie eine Schlange ziſchend vor. Es hörte
der König ſtolz und kalt ihn an; er ſtand
in ſeiner Majeſtät vor jenem Judas
und ſprach, als wahrer Ritter, als ein Mann
von wahrhafter Erhabenheit: „Ihr, Herr,
aus tiefſter Seele ekelt ihr mich an!
Kann denn ein böhmiſcher Edelmann zugleich
auch ein Spion ſein? Wahrlich! Dieſes Land
ſank tief!“ Er winkte ihm und fügte bei:
„Die Sache, nicht vor meinen Richterſtuhl
gehört ſie. Übergebt der Königin,
ihr ſelber euren Brief und wiederholt
dort, wie ihr zu ihm kamt. Bekennet auch,
daſs ihr die Frechheit hattet, das zu leſen,
was d'rin geſchrieben ſteht für ſie allein.“
So ſchloß der König, führte den Verräther
ſelbſt in's Gemach, wo Anna ſaß und auch
Maria und dort ward Herr Peter Joſt
gezwungen ſeine Sache vorzubringen.
Er übergab Anna den Brief; ſie las

Olgerd's Bekenntnis laut, und als sie kam
an's Ende, weinte sie, und Ferdinand
auf's mächtigste ergriffen, sprach: „O Herrin,
mit großer Seele liebt euch dieser Jüngling!
Belohnet diese heilige Liebe so,
wie es euch scheint geeignet!".

Anna barg
ihr Haupt mit Zärtlichkeit an seiner Brust,
sah ihm in's Auge und mit so viel Liebe
und Lieblichkeit, dass sich des Königs Antlitz,
das stets so finstere, durch einen Glanz
von Glück verklärte und herab auf sie
gebeugt, berührte er mit einem Kuß
die weiße lichte Reinheit ihrer Stirn.
Dann richtete er hoch sich auf und sprach,
mit einem Ausdruck wie ein Wettersturm
und einer Kälte unaussprechlicher
Verachtung auf den Judas blickend, der
vernichtet stand: „Dass nimmermehr mein Blick
euch schaue! Nicht mein Hof kann fürder mehr,
noch Prag euch dulden! Sucht euch ein Versteck,
doch weit von hier, wo ihr euch berget, dort
vergrabt für immer euch mit eurer Schmach."

Des gleichen Tag's begab die Königin
in's Kloster sich von Emaus in die Vesper,
Herr Lew von Roschmital gab ihr Geleit,
nachdem sie vorher lange unterhalten
mit ihm ein ausführlich Gespräch, darob
der ganze Hof in Staunen sich erging
was dies bedeute.

Schon im untergeh'n
befand die Sonne sich des Herbsts, umspann
im alten Garten rings die gelben Bäume
mit einem Zauber voll von Sehnsucht, voll
von Träumerei. Und unterm rauschenden
Geäst der Silberpappel ruhte Olgerd,
lag regungslos, fast so als sei er todt.

Die Halme kräuſelten ſich wellengleich
um ihn herum, ſich neigend über ihn,
als wollten ſie im Raſen vor der Zeit
für ihn den Hügel bilden, der ihn decke.
Und wie ein ſtummes Grabmalbild, ſo ſtand
bewegungslos zur Seite ſeines Herrn
ſein weißes Roß, nur deſſen Mähne hob
von Zeit zu Zeit ſich durch den Hauch des Windes ...

Bewegt ließ Olgerd ruh'n den Blick auf ihm,
ſprach flüſternd: „Du mein Freund!“ Er ſtreckte aus
die ſchwache Hand noch nach dem Pferd, hob dann
den Blick zum Himmel, deſſen mattes Blau
durchſegelte jetzt eben ein Gewölk,
das die Geſtalt trug eines Adlers ... Olgerd
jetzt dachte ſich: O daſs in jener Welt,
in jener ſo geheimnisreichen, doch
es mir vergönnt möcht' ſein dein ſtumm' Geſicht
einſt wieder zu erblicken! .. Seufzend ſchloß
er ſeine Augen, es verloren ſich,
in's unbeſtimmte ſchweifend, die Gedanken
vom klaren Wege ab, und etwas wie
ein halber Schlummer nahm ihn jetzt gefangen.
Ihm war's, als ſteig' empor ſein weißes Roß
und er mit ihm, auf deſſen Rücken hoch
bis zu den Wolken. Durch den Ätherraum
drang tief und tiefer in den Himmel er
hinein, der mehr und mehr in Gold entbrannte.
Schon waren ſie am Thor des Paradieſes,
er, Olgerd. Gejstor und ſein weißes Roß.
Ein Lichtglanz, unbeſchreiblich, zauberhaft
jetzt ſtrömte ihm entgegen, blendete
den Blick. In Strahlen, rein wie Diamant,
erſchien ihm eine reizvoll heilige
Geſtalt, die ihn willkommen hieß im Schooß
der Ewigkeit, und er erkannte ſie
und unermeſsliche Glückſeligkeit
umfing ihn, wie ein bodenloſer Strom,
als ſie, die er ſo ſehr geliebt im Leben,
ihn lächelte voll Güte an, und voll

des größten Mitleids, und er lispelte:
„O Königin“ ... Da jäh erwachte er.
Vor ihm ſtand Lew von Roſchmital, rief ſchnell:
„Steh' auf! Hier iſt ein Gaſt, der zu dir kommt!“
Doch noch, bevor ſich Olgerd klar beſann,
zur Hälfte erſt aus ſeinem Traum erwacht,
trat unter jenen alten Pappeln, her
zu ihm, die Königin. Er wuſste nicht,
war's Traum, war's Wirklichkeit was nun ſein Blick
voll Staunen in ſich faſste; dort ſtand ſie
ihm gegenüber unterm Baume, ſchlicht
gekleidet in ein weiß' Gewand, umfloßen
vom Sonnengold, wie eine Sommerwolke
vom Licht des Morgens. Und es lag ſein Buch
in ihren weißen Händen. Freundlich ſah
aus ihrer Höhe ſie auf ihn herab,
auf ſein ſo bleiches Antlitz, d'rauf die Schatten
all jener Blätter wechſelnd ſpielten, die
im Baumgeäſt zuſammen flüſterten.
Er ſtarrte ſie wie eine himmliſche
Erſcheinung an und ſie, die liebliche
lichtvolle Königin trat einen Schritt
ihm näher, ſprach mit träumeriſchem Ton
der ſanften Engelsſtimme: „Ich vernahm
O Herr, aus Zufall, ihr ſeid krank, und zwar
ſo ſehr, daſs ihr zu ſinken wähnt in's Grab!
Ich komme deshalb nur zu euch, weil ich
es möcht' verſuchen, ob's nicht möglich ſei,
daſs ich dem Leben euch zurück gewinne.
Ihr nennet eure Schickſalsgöttin mich
und ich, als ſolche, nun befehle euch,
ihr möchtet eurer Krankheit widerſteh'n
und ſie beſiegen, als ein Chriſt und auch
als Mann. Ich heiße euch, denn ſolches iſt
mein Wunſch es zu verſcheuchen das Geſpenſt
„*nicht leben mehr zu wollen*“, liefert nun
mir den Beweis eurer Ergebenheit
und zwar als echter Ritter Eurer Dame.
Daſs ihr euch meinen Ritter nennen mögt
geſtatt' ich euch, bewilligt auch mein Gatte.“

Sie ſchwieg und Olgerd bebend ſammelte
all ſeine Kraft; er ſank in's Knie und bog
ſein Haupt bis tief hinab zum Raſen, nah
jetzt ihres Kleides Saum, und drückte den
an ſeine Lippen flüſternd; „Dank, o Dank“!

Und als er demuthsvoll den Blick erhob,
da ſah er Anna wie ſie blätterte
in jenem Buch dran er ſo lang für ſie
gemalt und es gedankenvoll ſich anſah.
Dann ſchloß ſie es und ſprach voll Freundlichkeit:
„Ich danke Euch für dieſe ſchöne Gabe,
wie ſie belohnen weiß ich wahrlich nicht!“

Ein Weilchen ließ ihr Auge ſie auf ihm
mit einem ernſten Ausdruck ruh'n, dann fuhr
ſie fort: „Mein Gatte möchte einen Boten
nach Spanien ſenden und ſein Bruder dort,
katholiſcher König, würde ſicherlich
ihm bieten glänzenden Empfang und Huld
ihm, königliche, angedeihen laſſen.
Es möcht' ihm eine große Zukunft blüh'n,
an Ruhm und Reichthum kein alltäglich Maß',
ſobald mein eigenhändig Schreiben ihn
würd' allen Ernſtes ſeiner Majeſtät
beſondern Gunſt empfehlen. Ritter! Ihr
nun könntet ſein der Bote nach Madrid,
wenn ihr geneſen, wieder im Beſitz
ſeid eurer Jugendkraft! Sprecht nun und ſagt
es unumwunden, ob ihr würdet geh'n?“

Da brennend überflog Olgerds Geſicht
die Scham. In ſeiner Augen Himmelsblau
lag Leid. Leiſ' ſagte er: „O Königin,
Du lichtumwobene, verzeihe mir!
Nach Spanien geh' ich nicht! Ich werde leben,
nicht ſterben, weil du mir's befiehlſt, jedoch
ich kehr' zurück in lithauiſche Waldung
und arm wie ich aus ihr einſt hieher kam,
des Ruhms den uns die Welt gibt bar, doch mehr

als glückbeſeelt durch deine Huld und Gnade,
mein einziger Stolz und ihn, o gönn' ihn mir."

Und Anna rief: „Das habe ich erwartet!
Wie bin ich doch auf meinen Ritter ſtolz!"
Mit einem Lächeln rein und ſüß und ſinnig
ſtand ſie in ihrem Glanze wie ein Stern.
Und Olgerd's Herz vor ſtolzer Freude faſt
verging. Sie neigte ſich herab zu ihm,
fuhr fort: „Ihr habt ein beſſ'res Theil erwählt!
Auch ich, Gott iſt mein Zeuge, heg' den Wunſch
ganz ſtill und im Vorborg'nen irgendwo
abſeits der Welt mit meinem theuren Gatten
das Leben zu verbringen, unbeſchwert
durch einer Krone viel beneidete
und oft begehrte Laſt, des Weltruhms bar.
Doch ſolch' ein Friede iſt mir nicht beſtimmt.
O kehrt zurück auf lithauiſche Flur
in Eure Einſamkeit und wahret rein
mir Euer Angedenken, ich auch will
es fromm Euch wahren und für alle Zeit,
wo immer Euer Buch ich öffnen möge.
Nicht Ruhm, nicht Eitelkeit der Welt und nicht
das Gold der Schmeichelei ſind Euer würdig.
Als ein Gedenken meiner, nehmt den Ring
hier, zwar gering an Werth, doch theuer mir.
Es gab ihn mir mein Bruder, König Ludwig.
Euch bring' der Ring ſtets ins Gedächtnis, Herr,
daſs Anna, aus der Jagellonen Stamm,
zu ſehr Euch ſchätzte als durch Reichthum Euch
und Hofgunſt zu erniedrigen. Kehrt arm
zurück wie aus Lithauens Flur Ihr kamt,
Gott ſegne Euch! Vielleicht zuſammen treffen
wir wieder einſt, in ſeinem Reich!"

Sie hob
den gottesfürchtigen Blick zum Himmel. Still
war's rings, ſo ſtill, man hörte das Geſumm
der Mücken in der gold'nen Abendluft.
Es reichte ihm die Königin den Ring

und hauchen durfte er jetzt einen Kuß
auf ihre weiße Hand; dann winkte sie
mit ihrer Hand ihm nochmals zu und strich
dem Pferd, das treu bei seinem Herrn noch stand
liebkosend seinen Rücken. Drauf verschwand
sie in der gold'nen Sonnenflut des Gartens,
ein Bild — eine Erscheinung! Es verklang
der Hufschlag ihrer Pferde, das Gerassel
der Räder gleichfalls und doch immer noch
lag Olgerd unterm rauschenden Geäst
der Pappel auf den Knie'n.
Jetzt erst erklärte
Herr Lew ihm alles, was geschehn und gab
Bericht von Peter Jost's Verrath ... doch Olgerd
kaum hörte es: nur ihre Stimme klang
in seinem Ohr: „Vielleicht zusammen treffen
wir wieder einst in seinem Reich." Er trug
das Paradies schon jetzt in tiefster Seele!
Zum weiter leben fand er nun die Kraft!
Sie wollte es und er genas wie durch
ein Wunder, und begab sich auf die Reise
ins ferne Land, wo seine Heimat lag.
Sein weißes Roß, ihm neuerdings noch theurer,
weil ihre zarte Hand das stumme Thier
geliebkost, gab Geleit, als sein Genoß,
ihm in den niedern Hof, der traulich ihn
nahm unters Strohdach auf. Vom Schnee bedeckt
die Waldung schlief. Wie ein verwunsch'nes Schloß
erschien sie, drinnen wohl an tausend Säulen
die Säle bildeten, und jeder Baum
war eine Harfe und es sang der Wind
ihm seiner Liebe Lieder vor. Der Ton
klang, wie in unterirdischen Höhlen klingt
Gestöhn der Erde und der alte Hof
glich einem in dies unermess'ne Meer
von Tönen wie in eine Gruft hinab
gesunk'nen Sarkophag, der unterhalb
Der Säulenreihe des verwunsch'nen Schlosses
sich barg. Und in dem Sarkophag jetzt träumte
Olgerd, er träumte einen süßen Traum

ohn' Ende und es leuchtete der Glanz
des Glücks ihm aus den Augen. Er verbracht'
nun all sein Leben in der Einsamkeit.
Alt vor der Zeit, er wusste nichts davon.
Auch dass man arm ihn und verlassen nannte;
ungläubig lächelte er drüber, denn
er sah, das Ackerfeld jenseits des Walds
bot mehr, als sein Bedürfen war, ihm dar,
so dass er mit noch Ärmeren als er
es stets zu theilen sich beeilte. Bald,
ja bald, an Brüdern hatt' er dieser Art
gar viele, die nicht nur allein um Brod
den Hof belagerten, nein, auch um Trost
und Seit' an Seit' mit ihm am Herdrand saßen,
den Worten lauschend, die gleich Perlen ihm
von seinen Lippen flossen, Worte voll
von süßer Weisheit, Liebe, Lieblichkeit.
Denn auf dem Grund der Seele schimmerte
ihm stets ein heller Stern, die himmlisch lichte
Erscheinung, die ihm damals gegenüber
in dem verwilderten, von dichtem Gras
bewachs'nen Garten unterm rauschenden
Geäst der Pappel stand und zu ihm sprach:
„Gott segne Euch! Vielleicht zusammen treffen
dereinst wir wiederum in seinem Reich."

Die Zeit flieht rasch und Olgerd fühlte schon,
dass nicht mehr lang die irdische Wallfahrt währe
und Sehnsucht, wieder, einmal nur noch seh'n
nicht sie, die Lebewohl für immer ihm
gewinkt, im Garten damals, sondern nur
den Platz, wo sie gestanden, in der Fluth
von Gold, die Pappel rauschend über ihr
im Gras, umweht von hohen grünen Halmen.

Nicht widerstand er, trat die Reise an.
Der Schnee lag überall, und überall
auch lag der Kummer. Mehr als einmal schon
gedachte er bis Böhmen nicht mehr hin
mit seinen schwachen Kräften sich zu schleppen.

Und dennoch endlich wieder ſah er Prag
gen Himmel ragen, düſter, tief beſchneit.
Die Himmelsbahn bedeckte blutiges Roth.
Es war ein Tag voll Weh, ein Tag des Fluch's,
der Trauertag war's des Begräbniſſes
der Königin Anna! Nicht mehr ſtand ſie da
als Engel, der den großen Schild der Liebe
empor hielt, hoch vor ihres Gatten Thron,
ihr Volk beſchützend und am Himmel brannte
als Prophezeihung Blut! Laut klagend lief
das Volk und laut aufſchluchzend durch die Gaſſen,
als habe es geahnt, daß jetzt ins Grab
die letzte Königin von Böhmen ſank,
die letzte, die das böhmiſche Land geliebt,
das unglückſelige.

Es wälzte ſich
der Strom des Volks, des laut aufſchluchzenden,
zum Dom des heiligen Veit wie eine Brandung.
Im Schatten unterm hohen Kirchenſchiff
ſtand, wie aus Zufall, auf dem gleichen Platz
Olgerd wie damals, als man ihr gelegt
die gold'ne Krone auf ihr reizend Haupt
und ſie begeiſtert auf zum Himmel ſah
erfüllt von großer Liebe für ihr Böhmen,
das ihr entgegen jauchzte ... Jetzt ward ſie
im Sarge ſchlafend, träumend einen Traum
der ewig währt, in ihres Böhmens Schooß
nie eingelenkt ... Das ganze Volk in Thränen!
Durch's Dämmer blitzten ſchwarze Trauerfackeln
und deren Flammentropfen glichen Zähren
und großen goldenen ... Olgerd vergaß
in ſeinem eig'nen Innern eine nur!
Nur eine einzige blutige Thräne, doch,
ſie reichte ihm ſein Leben, völlig ihm
zu überſchwemmen wie mit einem Schwall
von Glut auf Feuer ...

Als es Abend ward
begab er ſich in jenes alte Haus.

das früher er in Prag bewohnt. Er fand
es leer. Die Pappeln ſtanden regungslos
und wie das Schickſal ſchwarz. Ein finſteres
Gewölk hing über ihnen. Rings umher
war nichts als Schnee. Auf deſſen weiße Decke
ſank Olgerd, um nie wieder auf zu ſteh'n;
und es erbarmte das Gewölk ſich ſeiner.
Von Sternchen Myriaden blüthenweiß
ſtob es hernieder blüthenweißer noch
als Weißdorn und Holunder und, ſo ſüß ...
Auf dieſen Sternchen ſchlummerte er ein ...

Erſt als es lenzte, aller Schnee dahin,
da fanden ſie Olgerd und gruben raſch
ein Grab, die unbekannte Leiche drin
zu betten, unter eine jener Pappeln,
die eben jetzt, nun dies geſchah, ſich ſchmückte
mit Blüthen, bernſteinfarbig, und es war
die gleiche Pappel, drunter damals ſtand
die Königin, an jenem gold'nen Abend,
im Herbſt, zu Olgerd ſprechend ſüß: „Vielleicht
im Reiche Gottes treffen wir uns wieder" —
die gleiche Pappel, jetzt im Glanz des Frühlings
ihr rauſchendes Geäſt, drin auf den Zweigen
ſich ſchaukelnd ſaß die Amſel, ſang ihr Lied.

Briefe aus dem italienischen Feldzug 1847—1848.

Verfaßt vom Oberlieutenant des k. k. Linien-Infanterie-Regiments Nr. 7

Friedrich Gauge.

Veröffentlicht von Alexander Blum.

1.

Soldatenleben im Frieden.

Vicenza, den 22. Juli 1847.

Mein Leben floß ruhig in seinem alten Geleise fort, höchstens dadurch geändert, daß wir wegen zu großer Hitze nicht mehr nach Tisch in meinem Hofe Boccio und später im Zimmer Karten spielen, sondern daß wir nach eingenommenem schwarzen Kaffee, versehen mit glimmenden Cigarren, die schönsten Spaziergänge bei Sonnenuntergang, Mondschein und Sternenflimmern unternehmen. Zumal die verschiedenen Schauspiele des Sonnenunterganges, hier zu Lande viel schöner als der Aufgang, das Herz und Gemüth oft auf die großartigste Weise entzücken.

Die Majorin Kleinschrod (Gattin unseres Bataillons-Commandanten) gibt auch oft Spaziergänge mit uns in Compagnie an, die aber weniger heiter sind; sie erstrecken sich gewöhnlich auf weitere Distanzen, wobei die Majorin bequem in ihrer Equipage bis zum Ziele des Ausfluges fährt, während wir armen Teufeln den Weg zu Fuß zurücklegen müßen. Sie trägt zwar jedesmal zweien von uns an mitzufahren; doch weil wir im Club (der subalternen Officiere) sechs sind, so fahren wir keiner und gehen zusammen. Unser Club früher aus fünf bestehend, bekam einen sechsten durch das Avancement eines Cadetten Baron Spinette, eines Bruders des unserem Club schon angehörenden, zum Officier. Auf den Aussichtspunkten wird sich am Rasen nieder-

gelassen, wo dann die Majorin Meta Kleinschrod immer Lieder anstimmen will und wirklich mit uns anstimmt, dass es einen Gott erbarmt. So brachte sie gestern bei einer Partie nach Villa Rombaldo und Santo Agostino „Des Deutschen Vaterland" auf's Tapet. Warum mußte ich das edle hohe Lied früher in Wien im Gesangsverein hören? Und jetzt! Welch ein Contrast; sie, die Meta, mit ihrer hochdeutschen Sprache und dem Gekrächze statt einer Stimme; unwillkürlich klingen mir noch immer die Töne in die Ohren: „O naaiin, o naaiin, o naaiiiin, saain Vaterland muß grööößer saaain". Wenn sie wüsste, dass sie in unserem Karikaturen-Album, nach dem Leben von mir entworfen, prangt, gerade in dem Momente, als sie auf die Noten weisend, das Maul angelweit offen den neben ihr knieenden und mit in die Noten schauenden Lieutenant Rainer wegen eines losgelegten Mistons durch stärkeres Anstrengen der Kehle auf den rechten Weg zu bringen sucht! Rings um dieses Bild Oliven und Cypressen, alte Häuser mit wucherndem Immergrün bedeckt, Terrassen, bepflanzt mit duftenden Orangenbäumen, so weit das Auge reicht Maulbeerbäume verbunden mit Guirlanden von Weinreben. Ober uns der tiefblaue Himmel mit der Silbersichel und solche Nachtigallentöne „muß grööößer saaaaiiiin", das Herz, es schwelgte in Seligkeit und war wunderbar bewegt. Ja in demselben Grade als das Herz voll war, in demselben Maße war der Magen leer. Das kommt daher: Meta Kleinschrod ist eine stets in höheren Sphären schwebende Frau und trotzdem eine geizige vulgo schmutzige Frau, sehr gelehrt, poetisch gesinnt, traut daher uns zu, dass wir in Gottes freiem Hause auf höheres sinnen als auf's essen.

Möglich, dass wir einst poetischer gesinnt waren, item wir sind es nicht mehr; es ist schwer, im Leben die Poesie fort zu bewahren, denn je länger wir hienieden wallen, desto mehr werden die Blüthen der Poesie abgestreift und wir werden prosaisch bis an's letzte Ende; es ist dies eine traurige Wahrheit, aber wahr ist sie doch. Um nun wieder auf den Magen zurückzukehren, so verlangte derselbe auch seinen Tribut und das mit um so größerem Rechte von ihr, der deutschen Sängerin, als wir ihr zu lieb unsere Füße so anstrengten. Ihr Bedienter trug auch ein Körbchen Fress-Utensilien mit, aber ein Körbchen klein genug, um einem kleinen Mädchen als Strickkorb zu dienen, „und da drinnen ist alles für acht Personen?", rief Kastenholz aus, ein immenser Fresser, dem alles zusammen für ihn allein zu wenig dünkte; und das

Schreckliche war wahr! Jedermann bekam einen Pfirsich und zwei Birnen, die man mit dem Vergrößerungsglase suchen konnte. Meta ist vermuthlich Vorsteherin eines Mäßigkeitsvereines. So eine Partie kostet uns mehr, als man glaubt; denn wir stürzen, in der Stadt angelangt, wie hungernde Wölfe in's deutsche Bräuhaus, um mit Gier und Hast über Rostbraten, Wein, Bier ꝛc. herzufallen. Ich Undankbarer, spreche so über die Majorin Kleinschrod und ward doch am 18. Juli, meinem Namenstag zu Ehren, bei ihr zu Tische geladen, konnte aber keinen Gebrauch von der Einladung machen, weil ich aus eben demselben Grunde früher schon für den Tag in der Menage des Hauptmannes Baron Königsbrunn, des Regimentspaters und noch einiger Officiere eingeladen wurde, wobei ich den Vorzug hatte, in Hemdärmeln, ohne Cravatte und ohne Hosenträger bei Tische zu sitzen, was bei der Hitze gewiss auch Vorzug verdient; auch konnte man freier reden, nach Gefallen trinken, ebenso rauchen, was alles bei Meta Kleinschrod weggefallen wäre.

Nun muß ich Dir noch etwas erzählen, was unser einförmiges Leben unterbrochen hat und uns manchen Stoff zur Conversation bot. Oberst Reischach munterte uns auf, einen Rutscher nach Padua zu machen, wo in dem neuerbauten Theater eben die große Opernstagione stattfindet; und so machten sich Kriz, Kastenholz, Spinette, Rainer und ich vorige Woche nach Tisch zur Eisenbahn auf, setzten uns wohlgemuth in den Waggon und flogen mit Pfeilesschnelle nach der alten Stadt Padua, genannt die gelehrte. Hier gefiel mir der neue, ganz vollendete Bahnhof: denn ich sah außer dem von Wien noch keinen schönern. Trotz der unzähligen Omnibusse und Veturins, die uns in die Mitte der Stadt bringen wollten, zogen wir es vor, zu Fuß durch die Straßen zu wandern, um uns die am Wege liegenden Kirchen zu besehen; wir gingen dann auf die piazza dei signori zum Officierskaffeehaus; hier wurde viel geplauscht und lange verweilt, weil wir die Officiere von Haugwitz, welches Regiment in Padua in Garnison liegt, vom vorigen Jahre her, als sie noch mit uns in Vicenza in Garnison waren, kannten; ebenso fanden wir alte Bekannte bei den dort garnisonirenden Husarenofficieren, darunter den jüngeren Grafen Grünne, der früher in unserem Regimente diente.

Von dort gingen wir in das weltberühmte Kaffeehaus Pedrocchi. Weil es gegen 8 Uhr abends, daher schon dunkel war, konnten wir

vor der Hand nur die unteren Säle sehen, die Tag und Nacht dem Publicum geöffnet sind und behielten uns vor, die oberen Räume im ersten Stocke des andern Tages Früh gegen gute Worte und Silberklang uns öffnen zu lassen. Die unteren Räume, die mit den oberen noch gar keinen Vergleich aushalten, setzten mich schon in Erstaunen, weil Fußböden, die ganzen Wände, alle Tische von dem schönsten Marmor sind. Die Möbeln lassen auch nichts zu wünschen übrig und schon der Eingang durch ein Seitenportale mit zwei mehr als lebensgroßen Löwen aus Bronce lassen auf das Großartige im Innern schließen.

Noch vergaß ich zu sagen, daß wir, kaum vom Bahnhof abgestiegen, alle uns äußerten, wie lieb es uns wäre, wenn wir fünf immer nur allein blieben und nur nicht den Moos zur Gesellschaft hätten, einen fortwährend das große Wort führenden bekannten Studenten, den ich nicht aufzusuchen vor hatte, weil wir gern ungenirt sein wollten und vor ihm doch nicht alles reden konnten, was wir wollten und dann, weil sein Benehmen ihn nicht zum Freunde meiner Gefährten gemacht hatte. Wie aber durch des Schicksals Tücke immer das eintrifft, was man nicht wünscht, so geschah es auch hier. Zum Unglück wohnt Moos dem Officierskaffeehaus gegenüber; er sah uns vom Fenster, stürzte auf uns los und nun hatten wir ihn am Halse. Er begleitete uns zu Pedrocchi und führte uns um halb 9 Uhr ins teatro nuovo, um dort im Anblicke der Fanny Elsler, der eigentlichen Ursache unseres Abstechers nach Padua, zu schwelgen. Im Theater verloren wir Moos, er ist zwar abonnirt, aber da er an dem Tage sein Doctordecret oder so etwas erhielt, so mußte er nach Studentenweise seinen intimeren Collegen eine baracca veranstalten, zu welchem Zwecke sie sich mit Moos in einem Gasthause versammelten. Moos sagte, er hoffe daſs er bis zur Beendigung des Theaters (2 Uhr nachts) die Studenten so voll gesoffen haben werde, um sich fortschleichen, uns beim Portale des Theaters erwarten und mit uns die Nacht durchlumpen zu können. Und so geschah es auch.

Doch früher einige Worte über das Theater. Ich weiß nicht, ob Dir die angenehme Sitte in Italien bekannt ist, daſs in allen Theatern die ersten zwei Bänke im Parterre den Officieren zur Verfügung gestellt werden, durch zwei Schildwachen vom Civile abgesperrt sind und ihren eigenen Eingang haben; also auch hier. Man rieth uns, früh hinein-

zugehen, um uns auf den Bänken den angenehmsten Platz aussuchen zu können und so waren wir bald nach 1/4 9 Uhr beinahe die ersten im Theater, gegen zwei Zwanziger Eintrittsgeld, für eine Elsler auf der ersten Bank im Parterre gewiss billig genug.

Nachdem die Oper erst um 9 Uhr begann, so hatten wir Zeit genug, um uns das neue Theater zu beschauen. Es ist größer, als alle Theater in Wien, hat vier Stöcke Logen und in jedem Stock vierzig, also hundertundsechzig Logen; es ist ungemein reich decorirt, man kann es schön nennen, aber entschieden nicht geschmackvoll; es ist zu bunt, dem italienischen Geschmacke ganz angemessen. Vorherrschende Farben sind weiß, roth und gold. Der Plafond ist ein Meisterwerk von Frescomalereien, ich glaube, er stellt einen Sonnenaufgang im Olymp vor, jede Figur ist meisterhaft ausgeführt und machte uns staunen. Obwohl das Theater blendend hell mit Gas beleuchtet ist, so gefällt mir die Art und Weise, wie die Flammen angebracht sind, nicht; rund herum in den Zwischenräumen der Logen sind Engeln, welche alle, mit gerader militairischer Haltung, die Absätze geschlossen, die beiden Hände über den Kopf halten und mit denselben eine broncene Gasröhre strecken, aus der zwei oder drei Gasflammen strömen. Der Vorhang (nur einstweilen, weil der dazu bestimmte noch nicht vollendet ist) gefiel uns sehr, er ist von blauer Seide, Goldtroddeln und Zieraten und wird nicht aufgezogen, sondern er teilt sich von oben nach unten in zwei Teile und wird von beiden Seiten zurückgezogen, so dass er sich superb draperirt. Endlich war es 9 Uhr; die Ouverture begann und wir sahen zuerst zwei Acte der Oper „Sappho" unter der Mittelmäßigkeit vorführen. Es ist Politik des Impresario, der die Oper dreifach und sehr gut besetzt hat, an einem Tage, an dem die Elsler tanzt, die Oper durch die mittelmäßigen Individuen zu besetzen und an den anderen Tagen, wo eine Barbieri (die erste in Italien lebende Sängerin) und andere Koryphäen der Oper auftreten, das Ballet dafür nur mittelmäßig zu besetzen, weil täglich Oper und Ballet sind; und so ist keinen Tag das Theater leer, sondern immer übervoll.

Also die Oper, obwohl schöne Musik enthaltend, langweilte uns und wir lebten nur in der Erwartung des Ballets „Esmeralda Illusione d'un pittore", in welchen beiden die Fanny Elsler tanzte. Endlich trat sie auf und Todtenstille folgte einem Höllenlärm und das ging fort, bis der Genuß vorüber war; jetzt saß alles staunend stumm

da, ohne sich zu rühren, um in dem nächsten Augenblicke einem Orkan und Sturme gleich loszubrechen, der kein Ende nehmen wollte und daſs das Haus erdröhnte und bis in seine Grundpfeiler erbebte. Fanny Elsler ist noch immer dasselbe bezaubernde Weib, bis in die kleinste Muskel Grazie und jede Bewegung immer wieder Grazie. Sie sprang nicht mit ellenlangen Sätzen wie andere herum, sondern Costum, Bewegung, alles trug den Stempel der größten Decenz und man sollte nicht glauben, daß im menschlichen Körper eine Fülle solch edler Grazie wohnt. Fast noch entzückender ist ihr durchdachtes Mienenspiel, so daſs man das, was sie durch Mimik ausdrückt, nicht poetischer niederschreiben könnte. Die Bühne war zuletzt ganz überſäet mit Blumen, Kränzen, Sträußen ꝛc. und unzähligemal wurde sie gerufen; als sie das letztemal nach beinahe zehn Minuten langem Klatschen und Schreien noch immer nicht kommen wollte, verlor endlich das Publicum die Geduld und nun wurde mit den Stöcken flach auf die Banklehnen und Logenbrüstungen geschlagen, die Officiere stampften mit Säbel und Sporn und einige, von Begeisterung ganz hingerissen, ergriffen am Orchester angelehnt die Paukenschlägel und hauten so unbarmherzig in die Pauken, bis endlich die Elsler, schon halb überzogen, mit aufgelöstem Haare, erschien.

Nun kamen der dritte und vierte Act von Sappho zum Schluß, während welchen das Theater ganz leer wurde; wir blieben aber doch drinnen, da es uns zum Fortgehen viel zu heiß war. Und wir hatten es auch nicht zu bereuen, weil wir ein zweites Spectakel erlebten. Es entstand ein zweiter ähnlicher Lärm, aber andern Sinnes; der arme Tenorist war das auserlesene Opfer der Volkswuth; man pfiff durch die Finger, auf hohlen Schlüßeln und bewarf ihn mit Erdäpfeln und Rüben; das Jammergesicht des armen Teufels dauerte mich.

Um 2 Uhr nachts gingen wir in eine Restauration, nachdem sich Moos eingefunden hatte, blieben dort bis 3 Uhr, von dort ging es ins Café Pedrocchi, schwarzen Kaffee und Punsch trinken. Wir spielten hier auch Tarock bis halb 5 Uhr Früh und gingen dann gleich durch die Stadt die merkwürdigsten Kirchen zu besichtigen, worunter der Dom, die berühmte Kirche des heiligen Anton von Padua, und die Invalidenkirche besonders hervorgehoben werden müßen. Dann besuchten wir den Brà della valle, einen ungeheuren großen Platz mitten in der Stadt, mit Alleen, Gartenanlagen und mehreren hundert Statuen

geziert; dies ist der Corso für die elegante Welt. Weiters besichtigten wir das von Palladio erbaute Rathhaus, in dem sich ein Riesensaal befindet, in welchem ein großes hölzernes Pferd, ähnlich dem trojanischen, steht. Am Schluße besahen wir uns die obern Säle im Café Pedrochi, welche jede Erwartung an Pracht und Eleganz übertreffen; es gibt hier Zimmer nach allen Stylen: italienisch, deutsch, türkisch, gothisch, egyptisch ꝛc. und alle mit ungeheurem Luxus ausgestattet.

Bei der großen Ausdehnung von Padua ging mit dem Besichtigen von Sehenswürdigkeiten viel Zeit verloren, so dass wir gegen 11 Uhr mittags gegen den Bahnhof wandelten, dort ein zweitesmal frühstückten und mit dem Zuge um 1 Uhr wieder in Vicenza waren.

Vicenza, 21. December 1847.

Stelle dir vor, wie spät doch manche Menschen die Kinderschuhe ausziehen. Da Križ, welcher Hauptmann geworden und leider von uns wegkommt, noch bis 1. Januar hier bleibt, so feiern wir ihm zu Ehren einen Christabend. In dem freundlichen Glauben, dass Du gern Skizzen aus meinem Kameradschaftsleben hörst, umsomehr, wenn sie so harmlos sind, wie die eben zu erzählende, so theile ich dir das Programm zu einem Feste mit, welches durch seinen einstigen Zauber in unserer glücklichen Kinderzeit einen so unvergeßlichen Eindruck hervorbrachte, dass sein jährliches Erscheinen mich mit einer wehmüthigen Freude ergreift.

Doch zur Sache! Oberlieutenant Ferdinand Križ, der Held des Festes, speist am Tage des heiligen Abends in einer Officiersmenage als Gast des Oberlieutenants Nageldinger. Abends sind wir Siebenbündler leider zur Majorin Kleinschrod geladen; was dort geschehen wird, weiß ich nicht, es ist auch einerlei. Wenn wir also von Kleinschrod fortgehen, so wird Križ und unser Regimentsarzt Doctor Burger, welch letzterer auch einer in unserem Siebenbunde ist, ersucht, auf eine halbe Stunde ins Café Nobile zu gehen, dann aber ins Quartier des ältern Lieutenants Baron Spinette zu kommen. Wir andern Sechs aber gehen gleich nach Kleinschrod zu Spinette, woselbst eine Bühne errichtet ist. Hier geben wir dem Gaste zu Ehren: „Edipo Re“, von Sophokles mit Chören im Costum; der ältere Spinette und ich machen Bürgerinen von Theben; wir führen die Tragödie im Italienischen auf und ändern sie nur dadurch, dass wir am Schluße in ein

Ballet übergehen mit dem Titel: „Die heftig verfolgte, zuletzt aber doch siegende Unschuld", als zweiten Theil des Ödipo.

Im Zimmer, in dem sich die Zuseher befinden, ist an der Decke desselben ein Laib Commissbrot als Luster horizontal aufgehängt, es stecken acht Milliterzen darin; auf der Bühne ist ebenfalls ein Luster angebracht, fabricirt aus einem Faßreifen, mit Goldpapier überdeckt, auch mit acht Flammen. Endlich fällt der Vorhang und jetzt wird alles schnell weggeräumt und schnell der Christbaum angezündet; ja, lach' nur, wir alten Burschen haben einen Christbaum und haben ihn schon zur Hälfte aufgeputzt mit einer Liebe und Andacht, wie es nur eine Mutter für ihre Kinder thun kann. Kriz ahnt nichts, wir sechs kauften ihm zusammen eine Cylinderuhr um 42 fl. C.M., welche uns Doctor Burger in Venedig besorgte, und es bleibt nur zu wünschen übrig, dass sie eben so gut gehe, als sie hübsch aussieht. Sie befindet sich in einem sehr hübschen Etui, auf welchem die Worte gedruckt stehen: „Zur Erinnerung an 1847 von Sechsen dem Siebenten". Das Etui wird in einen Papierumschlag gegeben und so, mit dem Namen Kriz bezeichnet, auf den Baum gehängt. Um einen Baum zu bekommen, wurde ein Zimmermann des Regimentes citirt und ihm aufgetragen, einen Christbaum zu erwerben; wie er ihn bekomme, sei seine Sache; es wurde ihm ein gutes Trinkgeld oder Rache versprochen; wir bekamen den Baum. Nun beschäftigten wir uns mit Kettenausschneiden von farbigem Papier, mit dem Vergolden und Versilbern von Äpfel und Nüsse, zerschnitten schön zwei Wachsstöcke und hingen außer Bonbons auch alle Gattungen von Cigarren, echten und unechten auf den Baum, welche zur allseitigen Disposition am heiligen Abend gestellt blieben. Damit der Baum aber nicht so leer bleibt, beschlossen wir sechs, ohne Wissen des Kriz, dass wir uns untereinander auch mit Kleinigkeiten beschenken sollten, die aber nicht unter einem Zwanziger kosten dürfen und die der betreffende Beschenkte brauchen könne; z. B. Portemonaie-Kalender, ein Schachterl elegante Oblaten, Cigarrenetui ꝛc. Nun muß also jeder von uns Sechsen fünf Kleinigkeiten kaufen, was er umso leichter thun kann, als er weiß, dass er auch fünf Geschenke zurückbekommt; und es geschieht so nur des Scherzes wegen. Jeder versiegelt seine fünf Sachen und hängt sie auf den Baum, blos mit dem Namen des Empfängers, ohne Unterschrift des Gebers, bezeichnet, damit keiner wisse, was er vom andern empfange. Dem Doctor schenken

wir Fünf zusammen eine Kleinigkeit auch ohne Benennung des Gebers. Damit wir uns aber eher den Spaß erlauben können, um nicht zu lange die Nachwehen in unserem Geldbeutel zu spüren, so trug sich Spinette, welcher Cassaofficier ist, an, einstweilen das Geld für die Uhr vorzustrecken und die auf jeden entfallenden sieben Gulden — in zwei monatlichen Raten von 3 fl. 50 kr. von den Gagen per December und Januar uns abzuziehen; und so thut keinem das Opfer von sieben Gulden weh. Mich freute es herzlich zu sehen, mit welcher Einstimmigkeit und Liebe meine Freunde sich zu dem Geschenke für Kriz entschlossen, umsomehr, als einige darunter sind, die nicht einen Heller mehr Einkünfte haben, als ihre Gage, mit der sie alle Bedürfnisse des Lebens befriedigen müßen, denen daher sieben Gulden eine große Summe ist, weil ihnen oft nach Abschlag von allen monatlichen Auslagen für Kost, Kleidung, Licht ꝛc. kaum sieben Gulden bleiben, um damit die Luxusartikel des Rauchens, Frühstückes und Nachtmahles fürs Monat zu bestreiten. Und wie gern, mit welcher Freude legten sie das wenige am Altar der Freundschaft nieder, um einem scheidenden, unendlich lieb gewordenen Freunde ein kleines Denkmal ihrer Gesinnungen zu geben! Ich widerspreche dem preußischen Major, der behauptet, nur im Kriege, wo täglich einer für den andern sein Leben einsetzt, könne die schöne Blume der Kameradschaft bestehen und gedeihen; nein, auch im Frieden kann sie blüh'n, es ist kein leerer Wahn.

Gestern war Kriz Abends zu einer Bostonpartie bei Kleinschrod geladen, wir benützten diese Stunden zu einer Generalprobe des Edipo Re; ich versichere, ich lachte auf so eine erschütternde Weise, daſs mir Brust, Rippen und Kopf wirklich weh thaten; es war rein um krank zu werden, gar der Übergang der Tragödie in ein Ballet war himmlisch.

Wir kamen dadurch auf die kühne Idee Edipo zu geben, weil wir ihn von der hierortigen Schauspielergesellschaft aufführen sahen; obwohl die Sprache darin sehr schwer zu verstehen ist und ich auch wirklich vieles nicht verstand, so entzückte uns alle diese Vorstellung ungemein. Man staunt, daſs eine Tragödie mit so wenig Mittel solches Interesse einzuflößen vermag; eine Tragödie, so viele hunderte und hunderte Jahre alt, ohne Liebesverhältnisse, ohne alle Theatercoups, ohne die Künste der Dekorationen, Garderoben, Intriguen nur die eine Handlung; dann die superben Chöre, welche über Vorkommenheiten und nach Abtreten der einen oder andern Hauptpersonen Reflexionen

anstellen. So schlecht italienische Schauspieler in Conversationsstücken sind, so sehr ihnen da der feine Ton, die eleganten Manieren mangeln, so sehr sind sie in solchen Tragödien auf ihrem Platze. Es war des Applauses kein Ende; mit dem Feuer der südlichen Gluth, welche ihre Mimik begleitet, wird selten ein Deutscher die Rolle wiedergeben. Die Primadonna begleitete ihre schreckliche Erzählung von dem Verbrechen des Ödipus mit so lebhafter Mimik und so trefflich, dass man aus letzterer allein schon fast alles entnehmen konnte, was sie sprach.

Wir haben den Text für unseren Ödipus etwas geändert, classisch bleibt er auf jeden Fall.

2.

Auf dem Felde der Ehre.

Verona, 8. April 1848.

Hier sende ich Dir den neuesten Armeebefehl Radetzky's.

Armeebefehl.

Verona, am 3. April 1848.

Die beiden unter meinen Befehlen stehenden Armee-Corps sind nun vereiniget, bilden eine Truppenmasse, die jeden Feind, der es wagen sollte uns anzugreifen, blutig zurückweisen wird.

Schon setzt sich auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers eine zweite Armee zu unserer Unterstützung in Marsch, und bald werden unsere Fahnen wieder auf den Mauern der abgefallenen Städte wehen.

Soldaten! Ihr habt mit Ausdauer und frohem Muthe die Mühseligkeiten eines Kampfes gegen einen Feind bestanden, der nicht den Muth hatte, euch unter die Augen zu treten, sondern hinter Mauern und verschlossenen Thoren mit den Waffen des Verrathes gegen euch kämpft.

Der Mangel aller Bedürfnisse, die der Krieg erheischt, in unserem Rücken durch einen wortbrüchigen Bundesgenossen bedroht, sind wir bis hieher zurückgegangen.

Aus höheren Rücksichten der Kriegskunst bin ich als General gewichen — nicht ihr, ihr ward nicht besiegt, ihr selbst wisset es, dass ihr auf allen Punkten, wo ihr erschient, Sieger geblieben.

Soldaten! Vertraut mir, wie ich euch vertraue, bald werde ich euch wieder vorwärts führen, um den Verrath und Treubruch zu rächen, den man an euch beging.

Radetzky m. p. F.-M.

Gestern sahen wir hier zwölf kriegsgefangene piemontesische Lanciers nach Verona durchführen.

Oberst Benedek von Gyulai-Infanterie unternahm am 6. April, als es noch nicht Tag war, von Mantua aus einen Streifzug gegen die Dörfer auf der Straße gegen Cremona. Zehn Miglien stieß dieses Streifkommando, bestehend aus einem Bataillon Gyulai-Infanterie, einer Compagnie Kaiser-Jäger, einem Zug Uhlanen und aus drei Geschützen, auf die Vorposten der piemontesischen, regulären Truppe, es waren gegen 800 Mann Infanterie und 200 Mann Lanciers; auf die ersten Plänklerschüße der Ungarn und Jäger erwiderten die guten Piemontesen mit einigen wenigen Schüßen und dann ging es rechts um und die Kerls liefen, dass sie nicht zum „derklengen" waren, wie ein dabeigewesener Uhlanen-Officier im Wiener Dialecte uns erzählte. Sie liefen davon, trotzdem sich ein Fluß zwischen ihnen und den Truppen Benedek's befand, der zu breit und zu tief war, um ihn ohne Brücke zu passiren. Endlich stellten die Unf'rigen einen Flußübergang her und eilten auf's Dorf zu. Dort waren die ruhigen Piemontesen erst alarmirt worden; einige schossen auf acht Schritte aus den Fenstern und trafen nichts, liefen aber dann mit Zurücklassung von Gewehren, Helmen, Czakos, Lanzen ꝛc. davon. Auch Geschütze hatten diese Kerls; sie machten zwei Schüsse hoch über die Köpfe der ungarischen Bataillone, dann aber protzten sie auf und jagten in Carrière davon; das schönste dabei ist, dass man bei keiner Gelegenheit einen piemontesischen Officier zu Gesichte bekam. Die in Zimmern gefangenen Piemontesen leisteten gar keinen Widerstand, sondern empfingen Angst schwitzend die Ungarn mit den Worten: „Kameraden!" Auf die Frage, warum sie so liefen, sagten sie, dass bei jedem ernsten Angriffe die Officiere die ersten seien, die davonrennen, sie aber ohne Officiere nichts zu thun wussten. Sechzehn erbeutete Cavalleriepferde wurden unter die dabei gewesenen Officiere als Packpferde verlost.

Die Ungarn riefen den Laufenden immer zu: „Ferma, ferma, so bleibt's doch stehen, wir möchten euch gern kennen lernen!" Aber es half nichts, sie liefen; ein Uhlanen-Officier attaquirt mit einem Corporal und zwei gemeinen Soldaten ein piemontesisches Cavallerie-Piquet von beiläufig zwanzig Mann; Officiere von Gyulai-Infanterie versichern alle als Zeugen, dass das Piquet vor vier Mann zum Teufel lief.

Dies die erste Expedition gegen Piemontesen am 6. April nach Augenzeugen.

Todte sind auf unserer Seite keine; leicht verwundet ein Jäger-Officier, ein Gemeiner von Gyulai und drei Jäger. Ein Uhlanenpferd bekam vier Kugeln und keine einzige ist gefährlich. Piemontesen haben Todte und Verwundete.

Man erwischte auch piemontesische Officierskleidungsstücke, es scheint, dass einige Officiere in Hemd und Unterhose das Weite suchten. Die Gefangenen sind durchaus schöne große Leute in eleganten Waffenröcken und Helmen. Sie sagten, es wäre ihnen nie so gut gegangen als jetzt in der Gefangenschaft.

Verona, 26. April 1848, Früh 9 Uhr.

Gestern hätte ich dir gern gleich nach Erhalt deines lieben guten Briefes geantwortet, aber um 4 Uhr ging ich zum Corps-Commandanten Grafen Wratislaw zu Tisch, weil täglich der Wacheofficier bei ihm speist; dort saßen wir von 4 Uhr nachmittags bis halb 8 Uhr abends, nichts als essend, trinkend, rauchend und plauschend. Die zusammenverlebten gefahrvollen Tage brachten die Officiere der verschiedenen Truppengattungen um ein bedeutendes näher; daher war in Gesellschaft eines Feldmarschall-Lieutenants, zweier Oberste, dreier Majors und mehrerer Rittmeister und Adjutanten nicht der steife Ton und die Etiquette vorherrschend, die der Friede erheischt hätte; wir waren alle lustig und guter Dinge und standen alle mit rothen Weinbackerln und vollem Bauche auf. Es ist zwar gemein, aber ich sage es doch, ich fresse viel und lebe gut; für's erste habe ich Geld in Hülle und Fülle für meine Bedürfnisse; auf dem Kriegsfuße kann man schon leben, ich habe monatlich 56 fl., sage fünfzigsechs Gulden Gage, von denen zahle ich 16 fl. monatlich in den Fond und so bleiben mir noch 40 fl. um mich neu equipiren zu können, um meinen Leichnam pflegen zu können. Nun wirst du dir denken, „jetzt wird er doch sparen und sich monatlich etwas auf die Seite legen", aber dein Fritz ist ein viel zu schlechter Kerl, als dass er dies thun würde.

Ich bin kein Verschwender, ich bin einer der wenigen Officiere die Gottlob keinen Heller Schulden haben, bin aber einer der Vielen, die Ersparnisse auch nicht aufweisen können. Höre meine Philosophie gegen das Sparsystem: Wir waren oft in der Lage, absolut kein Geld

ausgeben zu können: tagelang waren wir nur im Freien, fern von jedem Dorfe, gern hätte ich einen Gulden oft für ein Glas frischen Wassers gegeben und konnte es nicht haben: siehst du, nun ist der Moment des Sparens gekommen. Aber jetzt in einer Stadt darf man nichts seinem Körper versagen, sondern man muß gut und viel essen. Und wie kann man jetzt an's sparen denken, damit, wenn ich gefangen oder erschossen würde, diese Kerls von Piemont bei mir Geld fänden? Darum versage ich mir jetzt nichts, in der Garnison suche ich eine wohlfeile Menage mit zwei bis drei tüchtigen Speisen: hier zahlt sich keine Menage aus, hier gehe ich, wie alle übrigen in's Wirthshaus, trinke eine halbe, auch eine ganze Maß, wenn es sein muß, Mittags esse ich Suppe, Fleisch, Gemüse und Braten: der schwarze Kaffee mit der Cigarre nach Tisch ist für mich stets eine größere Delice gewesen, als das Mittagmahl selbst, daher fehlt auch der nicht. Früh trinke ich im Kaffeehaus einen Humpen Kaffee und esse dazu drei bis vier Kipfeln; ein Sorbetto zur Jause und abends ein Cotolletto alla minuta. Du wirst nun sagen, daß ich wie ein Türk esse und mich verwöhne. Gott bewahre, wir sangen und lachten bei einem Stück Commißbrod und einem Schluck Schnaps oft heiterer als jetzt und erwachten frohen Muthes von unsern Federn, wobei wir noch das Gute hatten, uns nicht anziehen zu müßen, weil wir uns durch 28 Tage nie auszogen und uns nicht zu waschen brauchten, da uns der Regen gratis wusch.

Ich wohne jetzt mit noch drei Kameraden in dem Zimmer eines Jesuiten: jeder hat eine Matratze und einen Roßhaarpolster auf dem Boden als Bett; Leintücher gab die Commune nicht her, weil sie keine mehr hatte; obwohl ich seit sechs Wochen kein Leintuch habe, so schlafe ich doch fest und süß wie ein Ratz: mein Commißmantel, den ich einem erschossenen Kameraden in Mailand abnahm und seither immer bei schlechtem Wetter trage, dient mir als Decke, das Zimmer des Jesuiten ist hell und freundlich.

Wir hören und sehen nichts vom Feinde. Wir leben so ruhig und in pecuniärer Beziehung so angenehm, wie noch nie; die am rechten Ufer stehenden Piemontesen machen uns kein graues Haar, und daß ihr Lohn, nämlich tüchtige Prügel und Schläge, nicht ausbleiben wird, hoffe ich zuversichtlich, außer sie machen sich früher aus dem Staube.

Verona, in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai 1848.
Nachts 1 Uhr auf der Hauptwache.

So eben komme ich von einem Patrouillengang zurück, den ich durch alle möglichen Theile der Stadt Verona machte. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man eine italienische Stadt, in deren Straßen bis früh morgens gesungen und gelärmt wurde um 12, ja sogar um 10 Uhr abends schon so todt findet, als wäre sie ganz ausgestorben.

Infolge des Belagerungszustandes müßen nicht nur alle Gewölbe, Gasthäuser und Kaffeeschänken mit Ausnahme zweier um 10 Uhr abends geschlossen sein, sondern von 10 Uhr abends an wird auch jeder auf der Straße Gehende vom Civile von den Patrouillen arretirt, mit Ausnahme der Doctoren und Hebammen, die natürlich ihrem Berufe nachgehen dürfen.

Von 10—11 Uhr machte ich die erste Patrouille. Alle Gewölbe und alle Thore waren geschlossen, nichts war zu hören als unsere schallenden Schritte, das Rauschen der Etsch und das Anrufen der Schildwachen und Patrouillen. In der ersten Stunde begegnete ich niemand, als einer „Delle" die flüchtig nach Hause eilte; sollte ich dieses arme Wesen hartherzig arretiren? Nein, man muß gegen Damen galant sein; und diese bedauernswerthen sind ja noch in ganz Italien die uns geneigtesten. In Mailand schloßen sich viele Delle der Armee an, nichts anderes bittend, als unter unserem Schutze Mailand verlassen zu können; ich sah drei von ihnen mit dem Regimente Kaiser-Infanterie; sie legten in Mailand ihre eleganten Kleider ab, nahmen Kopftücher und Commissmäntel, marschirten Tag und Nacht, waren ebenso dem Kugelregen ausgesetzt wie die Soldaten, schliefen im Freien stets auch unter Regen und bekamen hier von dem betreffenden Regiments-Commando Zeugnisse ihrer braven ordentlichen Aufführung und dadurch Pässe in ihre Heimat.

Wir haben zwar keine Delle, aber seit zwei Jahren einen Regimentshund, der wegen seiner braunen Farbe „Prohaska" (die Farbe der Aufschläge unseres Regimentes) [1] heißt. Ohne Einem des Regiments besonders anzugehören, verließ er nie dasselbe; ohne gesucht oder gerufen zu werden, marschirte er von Vicenza mit uns nach Verona, Brescia und auch nach Mailand, war steter Zeuge der Straßenkämpfe,

[1] Linien-Infanterie-Regiment Nr. 7, Baron Prohaska.

sobald eine Abtheilung unseres Regimentes dabei war. Er stand bei Goito mit uns in Reserve, er war mit uns bei den Gefechten von Vallegio und Monzambano, er war mit uns in Verona auf den Wällen, im Jesuiten-Collegium und vorgestern zwei Tage mit auf Vorposten, ohne je sich nur einen Augenblick an ein anderes Regiment anzuschließen. Er wird von uns allen protegirt, die Soldaten füttern ihn tüchtig, er geht mit ihnen einkaufen, findet sich zum Menage-Essen jederzeit ein, schläft heute bei dieser, morgen bei jener Compagnie; sobald sich aber eine Abtheilung des Regimentes mit Sack und Pack in Bewegung setzt, ist er der stete Begleiter und springt freudig bellend vor der Truppe einher.

Wir erwarten sehnlichst Nachricht von Rugent und wünschen dessen Eintreffen lieber heute als morgen. Im Ganzen herrscht aber immer noch ein schöner Geist in der Truppe. Radetzky wollte gestern die Ottochaner Gränzer unter der Brigade Wohlgemuth von Vorposten bei Pastrengo an der Etsch ablösen lassen, weil sie schon einigemal dort rasten mußten. Sie ließen jedoch den Marschall bitten, noch bleiben zu dürfen, weil sie noch einige brave gefallene Kameraden rächen und Revanche nehmen wollten; sie bleiben daher draußen.

Paret-Infanterie, welche durch einen unseligen Irrthum sechs Officiere und über 300 Mann verlor, die theils todt theils verwundet theils gefangen sind, marschirte gestern auf eigenes Bitten gegen Pastrengo um vielleicht einige Kameraden noch herauszuschlagen oder sie zu rächen. Auch Infanterie bat ebenfalls den Marschall, an diesen Vorpostengefechten theilnehmen zu dürfen, weil sie bisher durch Besetzung der Thäler und Schlösser immer abgehalten wurden.

Auch heute und heute sind die Truppen: so z. B. als wir Morgens um 8 Uhr nach Verona zurückkamen, rückten wir das Dorf Mizzana an der Straße der nächsten Vorposten nach. Das italienische Regiment Savoyen [illegible] ehemals [illegible] „Erzherzog Albrecht“ [illegible] Bataillon [illegible] vom [illegible] stand auf [illegible] Kirche und eine [illegible] Gewehren während des [illegible] [illegible] unter furchtbarem [illegible] Hauptmann [illegible] zum 14. Bataillon

auf einem Meilenzeiger mit präsentirtem Gewehre; an dem Haubajonette war ein drei Schuh langer Harlequin (eine Puppe) aufgesteckt; er behauptete, es sei ein Piemontese. Nicht weit war ein von den Bauern verlassenes Haus ganz mit Militair umgeben; als wir vorbeikamen, sahen wir die Ursache; es war aus alten aufgefundenen Kleidern ein grauslicher Kerl ausgestopft, welcher mit einem Stricke um den Hals bei dem Fenster des ersten Stockes heraushing; nun stritten sich die unten stehenden Soldaten, Jäger, Uhlanen, Husaren, Infanteristen, Grenadiere, Artilleristen ꝛc. bunt durcheinander, weil einige behaupteten, diese hängende Gestalt sei Carl Albert, das „Schwert Italiens", andere erkannten darin den Pio nono; es nutzte nichts, sie konnten nicht einig werden. Da schlug unsere Bande gerade unter diesem Hause die Bachus-Polka an und ein Gränzer ließ den Hängenden an dem Stricke nach dem Tacte baumeln und zappeln zur großen Freude unseres vorbeimarschirenden Bataillons.

Alle diese Scenen besitzen viel frischern Lebensgeist und Malerisches, als ich zu beschreiben im Stande bin, aber mir fallen oft Scenen aus Wallenstein's Lager ein.

Unser drittes Bataillon unter Commando des Majors Kleinschrod steht in Niederndorf in Tyrol, um gegen das Brentathal vorrücken zu können; unsere brave Landwehr rückte von Pontafel gegen Udine vor; es war ihr unmöglich Pontebba ohne Geschütz zu nehmen, was jeder begreifen wird, der diesen Engpass kennt. Die Brücke war stark verbarrikatirt, Pontebba, welches weit größer als Pontafel ist, stark von Insurgenten besetzt und alles in den Häusern; da schickten die braven Klagenfurter unserer Landwehr drei vierpfündige französische Kanonen; am Durchmarsche in Klagenfurt gewesene Artillerie-Compagnien gaben gleich die dazu nöthige Bedienungsmannschaft; Alfons Graf Cristallnig fuhr in einen seiner Hochöfen „Johann am Brückl" um vierpfündige Kugeln gießen zu lassen und in zweimal vierundzwanzig Stunden waren Kanonen, Kanoniere und Munition in Pontafel; unsere Landwehr war darüber so in Enthusiasmus, dass sie die Kanonen zuerst umarmten und küßten, sie mit Kränzen schmückten und dann erst die Kanoniere freudigst begrüßten. Nach siebzehn gutangebrachten Schüßen wurde das Dorf gestürmt und der Durchzug in diesem Engpasse herrlich erzwungen; ich hoffe wir werden diese Braven beim Anrücken des Rugent begrüßen können.

Gestern ging eine Dankadresse unseres Regiments an die edelmüthige Frauenwelt in Klagenfurt für ihre bereitwilligen Gaben an Wäsche, Charpie und Bandagen zum Besten der Officiere und Verwundeten unseres Regiments.

Es fängt an zu grauen, ich werde abgerufen, um noch eine Patrouille vor gänzlichem Tagesanbruch über die Etschbrücke zu unternehmen.

Verona, Sonntag den 14. Mai 1848.

Gestern Nachmittag machte ich wieder einen Spaziergang in die schöne Allee vor Santa Lucia, wo das ungarische Grenadier-Bataillon wohnt. Hättest du die unschuldige Freude und Herzlichkeit dieser göttlich schönen Grenadiere gesehen, ihre Liebe zu ihren Officieren, du hättest Gefallen daran gefunden.

Für's erste machten sich die Grenadiere, immer drei zu drei, aus Baumzweigen kleine niedliche, unendlich nette Hüttchen, unter denen sie schlafen. Da diese Häuser nur zur Nachtzeit zum Schlafen dienen, so sind sie so nieder, dass man darin nur liegen kann und nicht stehen, daher man hineinkriechen muß.

Die Officiershäuser, auch aus grünen Zweigen erbaut, sind so hoch, dass man darin stehen kann, zeichnen sich durch größere Nettigkeit aus und, damit man sie gleich herauskennt wenn man durch diese lebhaft grüne Gasse wandelt, so ist jedes Officershaus mit einem frischen Kranz aus rothen Mohnblauen, Korn- und andern Feldblumen geschmückt. Ohne Befehl, aus freiem Willen, binden diese Cyklopengestalten täglich frische Kränze, um damit die Officierswohnungen zu zieren. Am Ende dieser schönen Allee befindet sich ein Rondell; bevor man dazu kommt, geht man durch einen Triumphbogen aus grünen Zweigen: in der Mitte dieses runden Platzes steht eine hohe Pyramide auch aus Baumästen verfertigt: an der obersten Spitze liest man auf einer Fahne „Elsen Ferdinand I.“: in der Mitte steht eine Inschrift mit einem Lebehoch für Erzherzog Franz Joseph und tiefer unten eine andere mit einem Lebehoch auf den Marschall Radetzky. Täglich abends spielt eine andere Banda draußen, die sich um diese Pyramide in einen Kreis stellt. Es ist auch eine Kaffeebude und Trattoria draußen aus Baumzweigen erbaut. Gestern abends spielte unsere Banda bei den Grenadieren und da ging die Hetze los. Anfangs tanzten die Grenadiere ganz bescheiden Csardás, Walzer und Polka. Doch hatte

das bald ein Ende. Es dauerte nicht lang, so kamen viele Italiener des Infanterie-Regiments Erzherzog Sigmund, welche in der Nähe der Grenadiere campiren; nun forderte Oberstlieutenant Weiler, Commandant des ungarischen Grenadier-Bataillons die Italiener in der liebevollsten Weise auf, froh und lustig zu sein und mit ihren ungarischen Kameraden zu tanzen. Das rührte und freute die Italiener so, dass der älteste unter ihnen, ein Gemeiner mit kahlem Scheitel, doch ungeheurem Schnurrbart, sich durch die Soldaten durchdrängte, welche den Oberstlieutenant Weiler eng umschlossen, um ihn, ehe er es verwehren konnte, Kleid und Hand zu küßen, doch Weiler rief zu dem alten Schnurrbart: „Küße mir nicht die Hand, aber an mein Herz komme und gib mir einen herzlichen Kuß auf den Mund!“ Welchen Jubel diese Worte hervorriefen, kann man sich leicht vorstellen; der Soldat ließ es sich auch nicht zweimal sagen, sondern er schloß den Oberstlieutenant innig in seine Arme, küßte ihn dort ab und trocknete sich dann die hellen Perlen der Freude aus seinen nassen Augen. Jetzt war ein Gedränge, Italiener und Ungarn geizten um Küße des guten Bataillons-Commandanten und der arme Mann wurde abgeküßt, dass er schwitzte und ehe er es verwehren konnte, trugen sie ihn in den Lüften durch die Allee, tausendstimmige Eljen-, tausendstimmige Evviva-rufe ihm entgegenrufend. Um sich endlich aus der nicht allzu bequemen Lage zu retten, bat der Oberstlieutenant ihn auszulassen und den alten Sigmund-Infanteristen dafür zu tragen, weil er schon unter Napoleon Soldat war. Bald schwebte dieser darauf in der Höhe, dem dieser Triumphzug zu gefallen schien. Nun kam gerade General Graf Clam und General Baron Rath; der erstere war kaum vom Pferde und der andere aus dem Wagen gestiegen, als schon hunderte von Grenadieren und italienischen Soldaten mit freudigen Lebehochrufen auf die Generale stürzten, welche, ehe sie sich's versahen, in den Lüften schwebten. Das war die Losung, um über uns andere Officiere herzufallen, und bald waren alle Officiere des Bataillons und alle auf Besuch sich befindlichen Officiere aller Regimenter in der Höhe. Vier bis fünf Grenadiere hielten jeden meiner Füße und so mußte man sich steif aufrecht halten, die Kappe schwingen und so wurden alle, mehr als fünfzig Officiere in einem Kreise nach dem Tacte eines Galopps herumgetragen: man glaubte sich in ein Ringelspiel des Praters versetzt, wozu die dreifache Kastanienallee die Täuschung noch vermehrte. Es

war eine Hetze zum todtlachen. Den Rittmeister Grafen Dessewffy von Radetzky-Husaren, der vielleicht den längsten Schnurrbart der Armee hat, hielten zwei Grenadiere bei den Schnurrbartzipfen. Manche Officiere hetzten Grenadiere, um einen Officier zu heben, der auszuweichen suchte, aber bald sahen sich beide von hinten gepackt und in der Luft. Endlich schloß sich die Banda dem Zuge an und wir wurden unter dem Spiele der Volkshymne um die Pyramide getragen.

Um dir einen richtigen Begriff von dem Geiste unserer Armee beizubringen, in der so viele deiner Landsleute kämpfen, will ich dir ein paar Beispiele nennen.

In dem Gefechte bei Goito wurde ein Vormeister (Kanonier, der den Schuß dirigirt) durch einen Schuß in den Fuß schwer verwundet, doch er rief ganz kaltblütig: „No wartet nur, Eng wer i a no was d'erzählen!" und auf einem Fuße stehend, richtete er noch dreimal die Kanone und brachte durch diese drei Schüße dem Feinde wesentlichen Schaden bei. Bei derselben Gelegenheit ward ein anderer Artillerist ganz unbedeutend verwundet, derselbe ließ sich verbinden, ging aber nicht mehr ins Gefecht zurück. Bei Verfassung der Eingaben über die Verwundeten, fielen die Kameraden über den Betreffenden her und nannten ihn einen miserablen feigen Kerl, was derselbe ganz still und ergeben anhörte. Am 6. Mai wollte es das Unglück, dass dieser Kanonier bei Santa Lucia durch eine Gewehrkugel verwundet wurde, welche über den Rist des Fußes in das Fleisch ging und dort stecken blieb. Ganz ernst und ohne eine Miene zu verziehen, geht er zu seinem Batterie-Kommandanten und sagt: „Herr Oberlieutenant, ich melde gehorsamst, dass ich verwundet bin!" Und als dieser ihm bedeutet, er soll sich verbinden lassen, stellt er sich auf sechs Schritte von seiner Kanone weg, zieht seinen Schuh aus, nimmt ein Messer und schneidet sich heroisch die im Fleisch steckende Kugel heraus; darauf überbringt er seinem Officiere die Meldung, dass er gesund sei und trotz aller Bitten seiner Kameraden, verläßt er die Kanone nicht eher, bis das Gefecht zu Ende ist. So hat der Spott seiner Kameraden diesen Mann zum Helden gemacht.

Ein italienischer Grenadier gab am 6. Mai Stoff zur Bewunderung. Derselbe lag als Plänkler hinter einem Baum; wenige Schritte hinter ihm stand sein Officier mit einem Zug. Auf einmal fällt eine Granate zwischen ihm und dem Officier. In dem Momente

springt er auf und vor den Officier, um mit seinem Körper denselben zu schützen. Die Granate platzt, der Officier ist unverletzt, aber dem braven Grenadier war der rechte Arm weggerissen.

Lächelnd sagte er: „Ich habe meine Pflicht gethan!

Die piemontesischen Granaten sind nicht so vorzüglich, wie die uns'rigen, weil sie oft zu spät, oft gar nicht platzen. In dem Gefechte bei Pastrengo fiel eine solche Granate vor eine Abtheilung Gränzer, einer von diesen sprang aus der Abtheilung, packte die Granate, warf sie mit Lebensgefahr, weil sie jeden Augenblick hätte platzen können, in die Etsch und rief der Granate zu: „Spring' Luder jetzt in's Wasser!"

Ein Mann von Reuß-Husaren sollte am 6. Mai von Massimo über S. Lucia nach Verona mit einem Rapport reiten; zwischen Massimo und S. Lucia kamen sechs Lanciers gegen ihn, er wirft sich ihnen entgegen, haut' zwei vom Pferde herunter, dem dritten schießt er eine Kugel durch die Brust, die andern drei suchen das weite; er nimmt ein Pferd mit als Beute und jagt nach Verona! Beim Thore fällt sein Pferd todt zusammen, er nimmt den Sattel weg, gibt denselben auf das erbeutete Pferd, sitzt auf, reitet weiter und übergibt den Rapport.

Drei Compagnien des 10. Jäger-Bataillons hielten sich sechs Stunden gegen vier Bataillons im Kirchhofe von S. Lucia und mußten nur deshalb retiriren, weil nicht ein Mann nur eine Patrone hatte. Sie verschoßen ihre Munition sehr langsam, aber kein Schuß fiel, ohne sein Opfer zu fordern, daher der große Verlust der Piemontesen. Gefangene und Bauern sagen ganz übereinstimmend aus, dass von S. Lucia allein Carlo Alberto 70 Wägen mit Todten und Verwundeten nach Somacampagna bringen ließ.

Jetzt noch nach zehn Tagen bringen Patrouillen, die über die Vorposten sich hinausschleichen, feindliche Czakos, Mäntel, Hosen, Tornister ꝛc., mit welchen die Felder jetzt noch bestreut sind. Die Piemontesen haben schön Haare gelassen.

Nugent soll schon in oder bei Vicenza stehen. In Treviso ließ man ihm sagen, dass, wenn er die Stadt beschießen ließe, würde seine Tochter umgebracht. Er gab zur Antwort, dass kein Stein auf dem andern bliebe und niemand verschont würde, wenn ihr nur ein Haar gekrümmt würde.

In den Tornistern der päpstlichen Soldaten fanden wir Katechismen in Form von Frage und Antwort. Ich will einiges herausschreiben.

Frage: Wem gehört Italien?
Antwort: Den Italienern.
Frage: Was haben die Italiener zu thun, wenn Barbaren sich eindrängen?
Antwort: Sie hinausjagen.
Frage: Wenn aber deren so viele sind, dass es nicht leicht geht?
Antwort: So muß jedes Mittel dem heiligen Zwecke dienen, die Barbaren zu vernichten.
Frage: Wer ist berufen, die Barbaren zu vernichten?
Antwort: Pio nono und Carlo Alberto.
Frage: Sind das Götter oder Menschen?
Antwort: Sie sind zwar keine Götter aber von Gott gesandte Menschen ꝛc. ꝛc.

Die Bewohner Veronas müßen täglich um 10 Uhr Abends zu Hause sein. Die böse Welt sagt, dass die Frauen wegen dieses Befehles an Radetzky eine Dankadresse überreicht hätten. Den Männern soll aber die Maßregel nicht sehr behagen.

3.

Die Erstürmung von Vicenza.

Verona, 16. Juni 1848.

Dass ich in Montanara Schanzen erstürmte, dass ich am Schlachtfelde Oberlieutenant geworden bin, dass ich bis Vicenza Riesenmärsche machte, habe ich Euch bereits berichtet.

Samstag den 10. und Sonntag den 11. Juni will ich versuchen, Dir näher zu erzählen, ich werde diese Tage nie vergessen, es waren vielleicht die interessantesten in meinem Leben.

Freitag den 9. Juni kam das erste Armeecorps nach Longara, einem Dorfe, eine halbe Stunde von Vicenza. Das erste Bataillon meines Regimentes kam gleich wieder auf Vorposten und zwar die 6. Compagnie, bei der ich Oberlieutenant bin, besetzte eine Anhöhe, um die linke Flanke des Armeecorps zu decken. Ich kam mit einer halben Compagnie noch höher, um zwei kleine Villen zu besetzen, anfangs war es mir ein kritischer Auftrag, weil es schon dunkelte und ich nicht

wußte, wie weit die äußersten feindlichen Vorposten vorgeschoben seien. Doch man soll der Vorsehung nie vorgreifen; denn die Folge zeigte, daß ich mit meinem gefährlichen Posten ohne jede Verbindung nach allen Seiten doch sehr zufrieden war. Bald nachdem ich mit aller Vorsicht mich von dem Nichtvorhandensein des Feindes überzeugt hatte, wurden alle Bewohner der beiden Villen von mir in das strengste Verhör über die Stellungen und Stärke ꝛc. des Feindes genommen und ich bedeutete ihnen, daß niemand sich von den Häusern entfernen dürfe, so lang ich sie besetzt hielte, um mich nicht verrathen zu können. Gegen 9 Uhr abends kam ein tüchtiger Gußregen und da fing ich schon meine gedeckte trockene Stellung zu preisen an, weil das übrige Regiment im Freien campirte. Meine Hausleute, zumal der weibliche Theil, schienen trotz ihrer furchtbaren Freundlichkeit doch Angst zu haben und sich unheimlich zu fühlen; dann kam es aus ihren Reden heraus, als ob sie uns arme Schlachtopfer bedauern würden, weil wir Vicenza nehmen wollten, was sie sowie die Schweizer, die Crociati und Papalini alle selbst für etwas unmögliches hielten. Arme Verblendete! Nachdem ich meine Schildwachen und Vedetten ausgestellt und belehrt, den Patrouillengang eingeleitet hatte, bedeutete ich den Hausleuten, ich wolle Polenta für meine Mannschaft haben, was dieselbe schon bezahlen würde; gleich war man dazu bereit, wollte zwar anfangs nichts nehmen, doch ich tractirte meine Mannschaft mit Polenta und die Wälliſchen nahmen mein Geld. Es freute mich der Appetit meiner guten braven Kärntner, sie hatten ja schon vier Tage kein Brot mehr erhalten. Die Nacht verlief ruhig, vom schlafen war natürlich keine Rede und ich sah den schönsten Tag anbrechen, kein Wölkchen bedeckte den südlichen Himmel und die fernen tyroler Gletscher schwammen schon im rosigen Dufte, als noch unter mir das Thal im Traume lag. Endlich erscholl gegen $^1/_2$4 Uhr morgens von der Dorfkirche zu Arngnano, wohin wir einstens von Vicenza aus täglich spazierten, das Ave Maria-Läuten, welches mich sichtlich ergriff: denn es war seit 17. März das erste friedliche Geläute einer lieben Dorfkirche; in Mailand hörten wir nur Sturmgeläute und sonst keines mehr.

Wer von dem Hügel, auf dem ich stand, die herrliche Landschaft betrachtet hätte, wo alles durch die Sommerfülle und den eben heranbrechenden Morgen noch in viel zauberischerem Lichte erschien, dem wäre es in diesem Augenblicke ebenso schwer wie mir zu glauben gewesen,

daſs in wenigen Stunden dieſe nur Frieden athmenden Fluren durch Kanonendonner erzittern müßten, daſs dieſe grünen Teppiche in ſo baldiger Zeit mit viel edlem Blute getränkt würden, daſs dieſe zur Freude und Genuß erbauten herrlichen Villen in ſo kurzer Zeit Tod und Verderben aus ihren Fenſtern auf unſere deutſchen Brüder ſpeien würden. Und doch war es ſo. Kaum Tag geworden, ſah ich an der dominirenden Höhe der Monte berici eine Art Blockhaus mit einem Obſervatorium erbaut, von welchem man Vicenza und deſſen ganze Umgebung überſah und beherrſchte. Als ich morgens um ½4 Uhr hinüberſah, war auf einer hohen Stange die dreifarbige Fahne als telegraphiſches Zeichen für die Stadt aufgehiſst.

Das Corps des FML. Wratislaw, bei dem ich ſtehe, kam vom Oſten auf der Straße von Eſte, das Corps des FML. d'Aspre auf der Straße von Treviſo und Padua. General Culoz aber hatte die ſchwierigſte Aufgabe, nämlich von Lonigo aus dem Süden über die Berge anzurücken und ſich ſo der verſchanzten Höhe zu bemächtigen. Samstag den 10. Juni ſollte er gegen 10 Uhr vormittags angreifen; er griff aber aus eigenem Antriebe ſchon um 4 Uhr früh an und er that ſehr wohl daran. Die von mir beſetzte Anhöhe war bedeutend tiefer, als jene mit dem Blockhauſe, doch war die geradlinige Entfernung nicht bedeutend, ſo daſs ich mit dem Feldſtecher des armen bei Montanara gefallenen Lieutenants Grafen Schönfeld jeden Mann ſammt ſeiner Kleidung genau unterſcheiden konnte. Um ½4 Uhr rückten die Colonnen des General Culoz bergauf gegen jenes Blockhaus von weſtlicher Seite, ich ſtand öſtlich vom Blockhauſe, daher konnte ich die anrückenden Truppen nicht früher ſehen, als bis ſie den Kamm des Gebirges erklommen hatten. Aus dem Blockhauſe wurde auf das furchtbarſte auf 500, ja ſchon auf 800 Schritte gefeuert, ohne daſs unſere Truppen dieſe Schüße erwidert hätten; ſie ſtiegen ruhig und gelaſſen fort bergauf. Einige Minuten darauf ſah ich die dreifarbige Fahne vom Obſervatorium herabnehmen und eine große rothe, die Blutfahne, aufſtecken; bald nach dieſem Manöver ertönte Sturmgeläute aus allen Thürmen der Stadt, die alte Melodie von Mailand. Auf einmal ſah ich, wie Raketeurs unſerer Armee ſich mit ihren Stativen auf den Balcon einer hochgelegenen Villa poſtirt hatten, und von hier warfen ſie ihre Raketen in hohem Bogen ſo famos, daſs jede in's Blockhaus traf und dort platzte, worauf jedesmal von den Italienern ein

furchtbares Geheul angehoben wurde, ein Beweis daſs die Raketen wirkten.

Den Wirkungen der Raketen verdankt man es, daſs der Feind ſchneller als man ahnte, das Blockhaus räumte. Man kann ſich meine Freude vorſtellen, als ich gegen ½6 Uhr wieder meinen Feldſtecher zur Hand nahm und den Hügel, auf dem das Blockhaus ſtand, ganz beſäet von unſern Jägern ſah, von denen einer mit einem Lebehoch auf unſern Kaiſer die rothe Fahne herab und in Stücke riß. Die dabei geweſenen Officiere hoben ſich jeder ein kleines Stück dieſer Fahne zur Erinnerung an dieſe ſchöne Stunde auf. Um 7 Uhr ſtand bereits das ganze Blockhaus in hellen Flammen. Jetzt war ſchon viel gewonnen, weil man von dieſem Punkte in die Schanzen von Vicenza ſehen konnte. Haubitzen und Zwölfpfünder ſandten noch einige Pillen den Laufenden nach und von halb 8 Uhr an trat Pauſe und gänzliche Stille ein. Gegen 9 Uhr wurde unſere Compagnie von Vorpoſten eingezogen, weil durch die Beſitznahme des Blockhauſes wir auf unſerm Standorte unnöthig waren und ruhten wir in Longano bis gegen 11 Uhr aus. Um dieſe Stunde begleitete ich eine zwölfpfündige Batterie auf den Monte Berico hinauf, was langſam vor ſich ging, weil die Straße mehrmals abgegraben war; doch rückte ich nach 1 Uhr wieder zum Regiment ein, welches bereits auf der Straße nach Vicenza ſoweit vorgerückt war, daſs wir nur eine Viertelſtunde bis zur Vorſtadt Portamonte hatten. Hier trat ſo lang eine Pauſe ein, bis alle zum Angriffe und Sturm verwendeten Truppen und um die Stadt ſowie auf den Anhöhen in die von FML. Heß vorgeſchriebenen Poſitionen kamen, um auf ein gegebenes Zeichen zu beginnen. Um halb 3 Uhr ward begonnen; von unſerer Straße nach Vicenza bildeten wie immer die Prohaskaner die Avantgarde und die Tirailleurskette; nun brach es aus tauſend und aber tauſend Feuerſchlünden los, von der öſterreichiſchen Seite waren 60 Kanonen in voller Arbeit und gegen 20 noch in Reſerve; feindlicherſeits wurden wir von 48 Geſchützen, meiſt ſchweres Caliber, tüchtig begrüßt. Verſchanzt waren dieſe Kerle bis über die Zähne; jedes Defilé, jede Gaſſe und jede Straße war mit vier bis fünf ſchußdichten Barricaden befeſtigt. Doch an dieſem Tage ſaß gerade der Teufel in unſeren Leibern; von allen Seiten gleiches Vorſchreiten, nirgends ein Weichen, Wanken oder Zaudern; kam man zu einer tüchtigen Schanze oder Barricade, ſo wurden die Vertheidiger mit Granaten und

Raketen etwas moraliſch erweicht, dann der Augenblick benützt, das Bajonnet gefällt und die Schanze oder Barricade gehörte uns. Es ſchlug 7 Uhr abends und 20.000 Schweizer, Crociati, Guardia civica und Papalini waren alle aus ihren kaum zu überwindenden Befeſtigungen in die Stadt gejagt und eingeſchloſſen worden. Der Sieg war glänzend, denn Meiſter der Höhen, der Thore und Vorſtädte gehörte auch die Stadt uns.

Nun ruhten wir in den erſtürmten Häuſern und Paläſten der Vorſtadt aus, denn unſer Tagewerk war vollendet. Die Artillerie begann nun dreißigpfündige Bomben in die Stadt zu werfen; wir hatten drei ſechzigpfündige Bombenmörſer und drei dreißigpfündige mit 600 Stück Bomben bei uns. Radetzky ließ aber nur zwei dreißigpfündige ſingen und nachdem die gute Stadt Vicenza 76 Stück Bomben verſchluckt hatte, wehte die weiße Fahne von ihren Thürmen als Zeichen der Ergebung. Bei Nacht die Bomben in die Stadt fliegen ſehen, war ein großartiges Schauſpiel, doch dabei ein ſchreckliches; denn dieſe großen Feuerballen im hohen Bogen kommend, wie fürchterlich für die Unſchuldigen in der Stadt!?

Als die Kirche Madonna del Monte erſtürmt war, fuhren abends ſechs Haubitzen daneben auf und warfen Granaten in die Stadt. Neben dieſen Geſchützen ſtand die Banda von Reiſinger-Infanterie und ſpielte aus freiem Antriebe die Volkshymne, wobei die Berge von dem Jubel der ſiegestrunkenen Regimenter erſchallten und ſelbſt Verwundete begeiſtert die Hymne mitſangen. Unſer 2. Bataillon ſtürmte die ſchöne ſchon von Goethe ſo geprieſene Rotonda, aus der die Stadt ſtark beſchoſſen wurde, aber auch das Gebäude litt durch unſer Geſchütz furchtbar; dann nahm unſer 2. Bataillon gegen zwanzig beſetzte Villen, das 1. Bataillon, bei dem ich mit agirte, erſtürmte zuerſt das Gaſthaus zum „Gallo", wo wir oft und oft ſeinerzeit alle poucie(?) ſpielten. Welch Wiederſehen meines einſt ſo geliebten Vicenza! Von da erſtürmten wir die ganze Vorſtadt, nämlich gegen 60—70 Häuſer mit fünf Barricaden. Jede erſtürmte Barricade bot durch die umherliegenden verſtümmelten theils todten, theils noch zuckenden und lebenden Opfer beider Parteien einen furchtbaren Anblick; doch durfte man ſich dieſen Eindrücken nicht hingeben, ſondern ſchnell die braven Leute geordnet und hinweg über die Unglücklichen auf die nächſte Barricade; es ging alles rapid. So ſehr die Tapferkeit, Todesverachtung und

der Muth unserer Soldaten zu rühmen ist, so hatten wir doch im Ganzen an diesem Tage trotz der tapfern Gegenwehr der Schweizer Regimenter überall ein ungeheures Glück. Der Himmel war offenbar mit uns! Nachdem wir von 4 Uhr früh bis 7 Uhr abends fast nichts als blos mit dem Bajonnete angriffen und stürmten, ist unser Verlust ein geringer, zumal an Officieren. Wir betrauern den Oberl. Karl v. Fourneau (verheiratet), dem von einer platzenden Granate ein Stück in den Unterleib ging. Verwundet wurde beim Sturme blos Oberst Reischach an drei Stellen, und jedesmal nur durch Streifschüße ohne Gefahr. Unsere Ohren umsausten tausende Gewehr- und Kanonenkugeln, Raketen, Granaten, Kartätschen, Schrott und Pfosten und wir gingen so viele unbeschädigt aus dem Kampfe. In der Hitze des Gefechtes denkt man gar nicht an die Gefahr, aber dann bei kälterem Blute begreift man es gar nicht, dass es möglich war ohne Merkzeichen davonzukommen. Oberlieutenant Fourneau war Commandant der 3. Compagnie, zum Tode verwundet, ward er fortgetragen und ich mußte das Commando über die 3. Compagnie übernehmen und zugleich das dem Stadtthor nächste Haus besetzen. Dort ist die Stadt ohne Mauern und ohne Thor, man nennt nur den Eingang in die eigentliche Stadt: porta monte. Stadt und Vorstadt sind durch eine Überbrückung der Eisenbahn getrennt. Ich baute zur größern Sicherheit bei meinem Hause noch abends trotz der weißen Fahne eine Barricade und postirte hinter derselben eine halbe Compagnie mit Lieutenant Gopp, höchstens vierzig Schritte von der Stadt-Barricade, die von den Schweizern besetzt war. Ich schlief zwar ganz gerüstet in meinem besetzten Hause, wo meine Soldaten in Fauteuils bei den Fenstern saßen, in einem Himmelbett süß und träumte von meinen Lieben, den Gestalten einer bessern Welt.

In der Nacht kamen Parlamentairs, die Capitulation ward abgeschlossen, doch fanden wir alle die Bedingungen viel zu gnädig.

Des andern Tags, Sonntag morgens, standen wir vierzig Schritte den Schweizern gegenüber, die Feindseligkeiten waren bis auf weitern Befehl eingestellt, daher wir über die Barricade stiegen, den Schweizern zugingen, dieselben kamen uns entgegen und auf einmal standen die Besatzungen beider Barricaden, Officiere und Mannschaft, zwischen denselben. Man bot sich gegenseitig Liqueur und Cigarren an, denn diejenigen, die gestern blutig sich in den Haaren lagen, waren jetzt die

freundlichsten Kameraden, und nur eines Befehles hätte es bedurft, um das tödtende Rohr wieder gegen den zu drücken, dem man eben die Hand gereicht; dies sind die schnellen Scenerien, bunt und scheckig, des Kriegstheaters. Ich kehrte bald in die Vorstadt in ein schönes großes Haus zurück, welches unsere Compagnie mit ihrem Blute im Besitz genommen hatte, traf daselbst Hauptmann Nagelbinger welcher mir schon von Weitem zurief: „Gouge, komm schnell mit mir, adesso sono io patron di casa und nimm dir Wein und Liqueur so viel du willst". Er hatte mich in einen Keller geführt, den der Zimmermann mit seiner Hacke geöffnet hatte und dort lagen 200 Bouteillen versiegelt, theils Malaga, Bordeaux, Champagner, Liqueure, Rum, Marasquin, Curacao ꝛc. Welcher Fang für unsere trockenen Gurgeln! Ich nahm mir blos eine Bouteille Champagner, drei Bouteillen Malaga, eine Bouteille Rum, eine Bouteille Marasquin, eine Bouteille Punschessenz. Da wir Officiere schon achtzehn Tage ohne Bagage waren, nahm ich von der in diesem Hause vorhandenen neuen weißen Wäsche für meinen Bedarf und ließ meine schwarze zurück. Auch fand ich ein paar Hosen, die ich noch trage; meine eigene war so zerfetzt, weil ich Samstag eine Stunde bis über die Schenkel in einem Wassergraben marschirte. Stiefel waren leider alle zu groß, die nahmen andere Officiere. Auch fand ich in den Kästen Dolche, Pulver, Kapseln, Bandagen, Charpie, gedruckte Aufrufe gegen uns ꝛc. Wir hatten Samstag „bei der Sonne" d. h. nichts gespeist. Nun fand Hauptmann Nagelbinger ein volle Speisekammer, Schweine, von denen eines gleich abgestochen wurde, Hühner, Indiane, Senf, Gurken, Spargel ꝛc., in einem andern Hause wurde eine versteckte Köchin entdeckt. Also kann man sich denken, wie breit wir uns Sonntag 9 Uhr früh bei dem herrlich gedeckten Tisch im Salon machten, ohne dass es etwas kostete.

Tomba, 21. Juli 1848.

Wir sind hier in Tomba auf Vorposten und befinden uns dabei wohler als in der Stadt. Tomba ist ein nettes italienisches Dorf, in welchem vier Compagnien von uns stehen, während sich zwei andere vor demselben auf den äußersten Vorposten befinden. Es trifft sich so, dass man zwei Tage auf Vorposten und vier in Tomba ist, wo es recht gemüthlich zugeht. Da dortselbst recht hübsche Paläste und Villen sind, so mangelt es nicht an schönen Quartieren, denn wir leben ja nicht im Frieden, sondern in Kriegszeiten, was so viel sagen will, dass

man sich ungenirt ein Zimmer oder ein Haus aussuchen kann, ohne Widerrede fürchten zu müßen. Bei meinem Hause befindet sich ein sehr schöner Park mit einem Cypressenwäldchen, so dass stets die Officiere der vier dienstfreien Compagnien bei mir zu finden sind; wir speisen im Garten, frühstücken, soupiren dort, spielen Karten, singen ꝛc. Man kann es oft gar nicht glauben, dass man vor dem Feinde auf Vorposten steht. Mitunter wird conversirt, wozu die jüngst erlebten Ereignisse vielfältigen Stoff heiterer und ernsterer Art bieten. So hörte ich gestern unter andern Thatsachen auch zwei, die ich Dir in Kürze erzählen will.

Drei Tage nach der Einnahme von Vicenza kam das Regiment Erzherzog Ernst auf den Monte Berico, um dort Vorposten zu beziehen. Ein Bandist dieses Regiments trat in ein Gebüsch, um sich einen Ausklopfstock abzuschneiden, doch welch Bild bot sich ihm dar?! Da lag ein Crociato im Gesichte durch einen Schuß verwundet, um seinen Hals lag eine Schlange gewunden, deren Kopf in der offenen Wunde in der Wange steckte; der Bandist zog seinen Säbel, gab der Schlange einen Hieb, worauf sie ihr blutiges Haupt aus der Wange zog und sich zischend gegen den Angreifer erhob, der sie aber mit einem zweiten Streich tödtete. Die Hand des Crociato fuhr, als die Schlange zu saugen aufhörte, mechanisch schnell an seine Wunde. Der Unglückliche wurde sogleich in ein nahes Haus gebracht, hauchte aber trotz aller angewandten Mittel eine Stunde darauf seine Seele aus. Welch furchtbares Geschick! Drei Tage verwundet, unentdeckt, was bei dem italienischen coupirten Terrain so leicht geschieht, ohne Wasser, ohne Speise, dazu die saugende Schlange!!

Das zweite Bild entwarf uns ein Hauptmann vom Latour-Regiment, welches die Kirche Madonna del Monte in Vicenza erstürmt hatte.

Er erzählte folgendes: „Nachdem die Schweizer Regimenter und Crociati über den Berg hinab in die Stadt geworfen waren, so fuhren neben der Kirche sechs Haubitzen auf, um die Stadt mit Granaten zu beschießen. Da trat ich in die Kirche, wo eine Stunde früher es zum furchtbarsten Gemetzel und Handgemenge gekommen war und da sah ich ein Bild, so alle Contraste des Lebens in einen Rahmen fassend, dass ich zu träumen glaubte und welche Scenen ich nie vergessen werde. Am Hochaltar knieten einige Soldaten verschiedener Branchen und dankten freudigen Herzens für den erkämpften Sieg und

für das erhaltene Leben, während gleich daneben andere herumschlichen, um mit einem silbernen Leuchter oder sonst etwas eine gute Beute zu machen. Im Schiff der Kirche lagen bei vierzig Todte, durch die verschiedensten Wunden verstümmelt brüderlich beisammen; die, welche sich vor einer Stunde mit dem tiefsten Hasse gegenüber standen, lagen jetzt vereint, doch erst im Tode.

Längs den Wänden lagen schwer und leicht verwundete, Freund und Feind bunt untermischt, während Ärzte und mitleidige Kameraden Wunden wuschen und verbanden. Oben auf der Orgel saß ein Oberjäger vom 10. Jäger-Bataillon und spielte eine lustige Polka, zu welcher andere in furchtbarer Lust auf den freien Plätzen in der Kirche tanzten und sprangen, während das Stöhnen der Sterbenden gräßlich zur Polka contrastirte. Dazu denke man sich den Donner der vor der Kirche aufgestellten Geschütze und Raketen, deren Blitze die Kirche secundenlang hell erleuchtete, während dazwischen verworren die Volkshymne von der Reisinger-Banda zu meinen Ohren drang.

Ein Officier, tödtlich getroffen, bat, man möge ihn nicht mehr vom Schlachtfelde wegtragen. Er ließ sich an einen Baum lehnen, von wo er das Wogen der Schlacht übersehen konnte. Und als Österreichs Fahnen von seinen Söhnen getragen vorwärtsflatterten, da sank er matt zurück, nur die wenigen Worte sprechend: „Sieg! Sieg! Jetzt lebe wohl du schöne Welt, ich sterbe!“ und seine Heldenseele entfloh.

Das Regiment Wocher schrieb gestern an das unsrige, dass es für den Gemeinen Schlemmer von Prohaska um die goldene Tapferkeits-Medaille eingekommen sei. Was that der Kerl? Wie es sich bei solchen Gelegenheiten oft trifft, verliert ein Soldat sein Regiment und bis zu dessen Wiederfinden schließt er sich einem andern an. Gemeiner Schlemmer, sonst ein bischen Lump, verlor unser Regiment, auf welche Weise kann ich nicht sagen, vielleicht hielt ihn die Untersuchung eines erstürmten Hauses zu lang auf, kurz er fand sich allein und stieß auf dreißig Mann von Wocher-Infanterie, welche gerade eine Patrouillirung machten. Er schloß sich an und bald stießen sie auf den Feind, der sie mit Kugeln empfing. Die Leute von Wocher wollten sich in eine Tirailleurkette auflösen, doch Schlemmer sagte: „Nein, kommt's mir nach, bei Prohaska thun wir nur stürmen; (er ist ein Obersteirer) aber schreien müßt's, so stark als ös könnt's, dann kriegt der Piemontesер Ängsten und lauft, weil er glaubt, mir sein recht viel!“ Gesagt, gethan, sie

stürmen mit einem wahren Gebrüll einen Hügel, auf dem eine Compagnie mit einer Kanone gestanden war. Die Compagnie lief richtig zum Teufel und überließ dieser kleinen Schaar die Kanone. Und als sich die Soldaten von Wocher der Freude überlassen wollten, sagte Schlemmer: „Halt, jetzt ist noch nicht Zeit!" packte die Kanone, drehte sie mit den Leuten um und schoß einige Kartätschenladungen den Piemontesen aus der piemontesischen Kanone nach. Weiter unten war das ganze Regiment Wocher Zeuge dieser That eines Prohaskaners und überschüttete ihn mit Vivat, Hurrah ꝛc. und durch dasselbe Regiments-Commando erhält er jetzt von seinem Kaiser die goldene Tapferkeits-Medaille.

Die Kärntner sind vor dem Feinde göttliche Leute; bei Custozza und dann bei Mailand geschah es, dass wir so lang im Feuer standen, bis nicht ein Mann mehr eine Patrone hatte. Man sollte nun glauben, dass sie zurückgewichen seien? Nein, sie setzten sich nieder so gut als möglich gedeckt und erzählten sich Geschichten, fest entschlossen, den Feind, sollte er sich zu nahe wagen, mit dem Bajonnet zurückzuwerfen.

Mailand, am 10. August 1848.

Welch herrliche Satisfaction liegt für den Soldaten der italienischen Armee in dem Gedanken, ganz ruhig und friedlich in Mailand, dieser stolzen revolutionairen verrätherischen Stadt, schreiben, überhaupt leben zu können. Die Mailänder, welche tausendfaches Weh über viele unserer Brüder brachten, welche die Barbarei über die Alpen jagen wollten und den Brenner zum Gränzstein erkoren, die jedmöglichen Verrath an uns übten, schneiden die erschrecklichsten Gesichter. Wie auffallend charakterisirt sich jetzt der Deutsche vor dem Italiener! Der Deutsche siegte, dies war genug für seine Ehre und sein Groll wird durch die Freude des Sieges fast ganz erstickt; er ist höflich, freundlich, doch dabei ernst, offen und ohne Trug. Der hiesige Italiener dagegen kriecht vor Devotion und hat nicht genug Schimpfworte für seine Abgötter. Carlo Alberto und Pio IX, die sie früher stets auf den Lippen und im Herzen trugen; und doch sind viele dabei, die im Dunkeln, ohne gesehen zu werden, mit Vergnügen einen Deutschen erschießen könnten, ohne Gewissensbisse zu fühlen.

Gestern abends ging ich mit einem Officier unseres Regiments nach Hause, das heißt auf die Bastion, wo wir noch stets campiren

und da beklagten wir uns über die schlechte provisorische Ölbeleuchtung, nachdem die Gasröhren durch die Barricaden größtentheils zerstört wurden. In diesem Augenblicke stürzte wenige Schritte vor mir ein sehr alter Mann über das in allen Straßen aufgerissene Pflaster auf das Gesicht; unwillkürlich sprang ich hin, hob ihn auf und führte den noch Taumelnden zum nächsten Brunnen, da er sich ganz blutig schlug. Jetzt hättest Du hören sollen, wie mich der andere Officier scherzweise lästerte; er meinte, ich sei der echte gutmüthige deutsche Michel: der Alte fiel über die aufgerissenen Steine, welche ursprünglich für unsere Köpfe bestimmt waren, und wenn ich gefallen wäre, meinte mein Begleiter, hätte man mich gewiss liegen lassen. Er erinnerte mich an die Märztage, wo Ober-Lieutenant Karl Schmits (von Prohaska-Infanterie Nr. 7) durch eine Kugel getroffen blutend zur Erde stürzte und die Italiener trotzdem unversöhnlich noch aus den Fenstern auf den Wehrlosen schoßen, bis er drei Kugeln im Leibe hatte und dann durch die Entschlossenheit seiner Soldaten fortgetragen wurde. Kurz es hätte nicht viel gebraucht, so hätte mich mein Kamerad glauben gemacht, dass ich etwas schlechtes begangen hätte; was glaubst Du, ging meine Gutmüthigkeit wirklich in's deutsche Micheliſche oder nicht?

So eben kam ein Officier aus Verona, der die Todesnachricht vom Major Kleinschrod hinterbrachte. Das Nähere über dessen Tod ist uns noch nicht bekannt.

Es ist bitter, seine besten Kameraden und Vorgesetzten einen nach dem andern zu verlieren.

Mailand, am 30. August 1848.

Du wunderst dich, liebe Schwester, dass selbst im Schlachtgewühl ich Deiner nicht vergaß? Wie kannst Du Dich darüber wundern? Gerade in solchen Stunden, wo ich so leicht für immer Euch entrückt hätte werden können, waren meine Gedanken in heiliger Andacht nur bei Euch, deren Liebe mein Leben mir verschönerte; gerade da bat ich Euch im Geiste, mir all den Kummer zu vergeben, den ich Euch in meinen Jugendjahren theils bewusst theils willenlos zugefügt hatte, und nur Eure treue Liebe machte mir den Gedanken eines möglichen Scheidens furchtbar schwer. Tausendfältigen Segen für Euch alle auf meinen Lippen und in meinem Herzen ging ich in den Kampf, aus dem mich ein barmherziger Gott unversehrt hervorgehen ließ; doch nun ist alles

vorüber, ja sogar eine baldige Friedensschließung in großer Wahrscheinlichkeit näher gerückt. Und offen gesagt, es wird mich freuen, es wird vielleicht die ganze Armee freuen; die Armee hat bewiesen, dass sie den gerechten Kampf nicht scheut, dass sie mit Liebe und Lust für Vaterland und Monarch das Schwert aus der Scheide zieht, sobald es der Ehre und Rettung gilt. Aber selbst gewisse Bramarbasse, die nicht genug sich Krieg wünschen konnten und welche ihn in nächster Nähe kennen gelernt haben, gestehen, dass nichts schöneres sein kann, als für die gute Sache zu sterben oder zu siegen, dass aber das rauhe Handwerk eines Kriegers mit so herzerschütternden ergreifenden Scenen des Unglücks, mit Bildern des tiefsten unverschuldeten Elends gepaart ist, um den Frieden recht bald sich zu wünschen. Denn viele Herzen verwildern nur zu sehr. Ein Beleg dafür ist der, dass ich Jäger, die freilich dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren, unter sich Wetten abschließen sah, wer um einen Zehner besser schieße, was mit Acclamation angenommen wurde; also zielten die beiden Wettenden jeder auf einen andern Piemontesen und derjenige, dessen Gegner todt zur Erde fiel, erhielt unter Jubel den Zehner. Allerdings ist es die Pflicht des Soldaten, mit seiner Waffe dem Feinde den größtmöglichsten Schaden zuzufügen; aber jeder feiner fühlende Mensch sieht sich unwillkürlich ernst bewegt, wenn aus dieser Pflicht ein Scherz, ein Spiel gemacht wird; wenn man sieht, wie sich ein Schütze um zehn Kreuzer besonders zusammennimmt einem Menschen das Lebenslicht auszublasen, durch dessen Tod vielleicht eine ganze Familie ins Unglück gestürzt wird. Doch über derlei Dinge ist es nicht gut länger nachzugrübeln und das Bewusstsein, dass nicht wir es waren die all das Unglück heraufbeschworen, dass aber, einmal angegriffen, wir uns ehrenvoll vertheidigt und ebenso mit Ehre die Sache beendigt haben, wirkt wohlthuend auf das Herz dessen, der dabei mit handelte.

Hier ist alles still und ruhig, obwohl sich die Häuser durch zurückkehrende Familien mehr füllen. Die Gewölbe sind alle wieder geöffnet und alles kehrt wieder zu seinen Beschäftigungen zurück: so scheint es wenigstens und wir wünschen es um der Mailänder selbst willen, denn jetzt ging es ihnen etwas schiefer als im März. Ich lebe mein altes Leben regelmäßig fort, ich schreibe und arbeite vormittags, reite täglich nach Tisch auf einem sehr lieben Pferde spazieren, mache abends manchesmal eine Whistparthie, aber selten, da mich das Spiel

meistens langweilt: im Sommer bin ich kein Freund der Karten, um so mehr im Winter.

Nächstens geht von unserem Regiment ein gewisser Lieutenant Oberl. Eduard Haußner (von Khevenhüller-Infanterie Nr. 35) von hier nach Baden bei Wien zur gänzlichen Erholung seiner Gesundheit; er wurde am 4. August vor Mailand durch den Fuß geschoßen, zum Glück ging die Kugel auf der einen Seite hinein und auf der andern hinaus, ohne das Bein selbst zu verletzen. Ich werde durch ihn dem Vater auch einige dreifärbige, persönlich erbeutete Dinge schicken und er kann sie dann des Scherzes wegen aufbewahren.

Heute bekam ich einen reconvalescenten Gemeinen von meiner Compagnie aus dem Spitale von Verona hier wieder zu Gesicht. Dieser Mann bekam in Vicenza einen fürchterlichen Schuß ins Gesicht, so dass seine frühere Adlernase, jetzt eingefallen, nur eine Stumpfnase bildet; er ist vollkommen geheilt, nur hat er keinen Geruch und keine Luft durch die Nase, weil das Nasenbein zerschmettert wurde; ebenso riß die Kugel, welche bei der rechten Wange hinein und bei der linken hinausfuhr, alle oberen Zähne weg. Ich erwähne diesen Mann, weil er in Vicenza, ganz blutend und todtenbleich, ein Jammerbild zu mir trat, und mit einer herzzerschneidenden Stimme zu mir sagte: „O, Herr Ober-Lieutenant, schaun's wie's mich zugerichtet haben, o ich bitte um einen Doctor." Doch dann erhob er sich stolz und rief: „Aber das macht nix, deshalb geht unser guter Kaiser nit zu Grund; hoch unser Kaiser!" und dann fiel er ohnmächtig zu Boden. Später als ich ihn in Verona im Spitale besuchte, bat er mich ihm zu verzeihen, wenn er vielleicht öfter gefehlt und mich so geärgert hätte; ich war so bewegt, dass ich ihm einen warmen Kuß auf seine redliche Stirne drücken mußte. Ich habe hier schon oft die Runde in den Spitälern gemacht und mich freut das Zutrauen der Soldaten zu mir; kaum bin ich in einem Saale, so ruft schon einer: „O Herr Ober-Lieutenant, schaun's, mir haben's den Fuß wegg'schnitten", oder „Herr Ober-Lieutenant, kommen's ein bisserl zu mir, mir geht's schon besser, mein Arm ist halt weg, wenn ich z'Haus komm', ist halt mit dem Arbeiten a nix". Aber sonst keine Klage gegen ihr Geschick, mit edler Resignation ertragen sie ihre Leiden, machen noch Scherze über ihre verlornen Füße und Arme!

Noch eines muß ich Dir sagen. Das Regiment besitzt, wie ich Dir schon einmal geschrieben habe, einen braunen Regimentshund der

keinem Einzelnen angehört, aber bereits ſeit zwei Jahren das Regiment nie verlor; er machte die Revolution in Mailand mit, die Gefechte bei Valleggio und Monzombano am 9. April, bei St. Lucia am 6. Mai, bei Curtatone am 29. Mai, bei Goito am 30. Mai, die Schlacht bei Vicenza, wobei er einen Streifſchuß in den linken Vorderfuß erhielt. Die Soldaten trugen ihn damals zurück aus dem Gefechte, weil er immer bei dem vorderſten Plänkler iſt, und als es zum Sturm kam, ſprang er bellend voraus und bekam den Schuß. Seine eigene Zunge war das beſte Mittel für ſeine Wunde; er kam nach Verona, war aber bald dort wieder auf den vorderſten Vorpoſten. Er war wieder in den erſten Reihen in der Schlacht bei Cuſtozza, zog mit einem Kranz Eichenlaub um den Hals mit uns in Cremona ein und bekam endlich vor Mailand einen tüchtigen Schuß in die Naſe. Furchtbar blutend und heulend eilte er zur Reſerve-Compagnie der Plänkler; dort zerriß gleich ein Soldat ſein eigenes Hemd und verband ihn ſo gut es ging. Bald darauf kam Hauptmann Damſchuh und Lieutenant Hennings auf einem Wagen, um auf den Verbandplatz zu fahren, gleich wurde der Hund mit auf den Wagen gebracht und auch auf den Verbandplatz geführt, woſelbſt ein Arzt ihn verband. Hier ging ſeine Spur verloren und alle Soldaten bedauerten herzlich den Verluſt des treuen Thieres. Stelle dir nun die Freude des ganzen Regiments vor, als vorgeſtern ganz allein, ohne Führer, nach drei Wochen, der gute Hund, ſchon ganz geheilt mit furchtbaren Narben im Geſicht, in unſere Kaſerne kam, aus welcher er ſich nicht mehr entfernte. General Clam und Oberſt Reiſchach ließen den Hund, der Prohaska heißt, portraitiren und ſich dabei eine kurze Lebensgeſchichte mit allen Schlachten und mit ſeinen Wunden geben. Heute kam General Clam in die Kaſerne, und nachdem er die Localitäten beſichtigt hatte, fragte er: „Wo iſt der Prohaska?“ Gleich lief man dieſen zu holen, es wurde ihm geſchmeichelt und er ſogar geküßt, was er ſehr ſtolz aufnahm, da er nur ein Freund der Gemeinen iſt, und ſich mit den Officieren nie beſchäftigt.

Wiener Porzellan.

Von Anna von Hoffinger.

Mit der Huldigung für das Hochmoderne verbindet sich dermalen die Schätzung charakteristischer Neu-Vergangenheit wie man Altwien bezeichnen könnte. Kaum in einzelnen Zügen begegnet man ihm noch, aber wenn man ihm begegnet, dann ist's ein so lieber alter Bekannter. Dies ist die Erklärung für das allgemeine Interesse, welches die verschiedenen Ausstellungen z. B. die Miniaturen oder die Altwiener Porzellan-Ausstellung erregten. Besonders letztere mit dem Gemisch von Gegenständen von wahrhaft künstlerisch-historischen Werth und wieder andere die nur durch die Heimstätte durch praktische Verknüpfung Werth haben, rückt mir den Vergleich nahe mit der Umschau im Gedächtnis eines greisenhaften Menschen. Die lange Lebenszeit hat eine Hinterlage aufgespeichert, die verschiedenartiges enthält, neben unzweifelhaft werthvollem, wohl auch Scherben. Trümmer, Geflicktes wie beim gebrechlichen Porzellan, weil es aber echt wienerisch — echt österreichisch, so hat es doch seinen Werth. Und eine echte Wienerin, eine echte Östereicherin und echt dynastisch Gesinnte ist es, die da Umschau hält und die Ergebnisse dieser Umschau ausstellt. Freilich fehlt eine geübte Hand die Ausstellung zu ordnen, damit sie nicht etwa eher einer Rumpelkammer ähnlicher, als den Schaufenstern die an der Ecke der Stallburggasse (?) uns Wienern stets die neuesten Erzeugnisse der k. k. Porzellanfabrik zur Schau stellten.

Voran aber in dankbarer Erinnerung drängt der Name des berühmten Domspredigers Johann Emanuel Veith eine Fülle von Beziehungen in's Gedächtnis, dank der Vielseitigkeit seiner Begabung. Eine angeborne Diagnostik, die, man möchte sagen, auf ein intuitives fast anatomisches inneres Abbild der Beschaffenheit des betreffenden

Patienten mit allen Abnormitäten basirte, machte ihn zum prädestinirten Heilkünstler, dem Abhilfe durch Naturkräfte klar war in ihrer Verflechtung mit dem Einzel-Organismus. Seine Menschenfreundlichkeit aber wie sein Durst nach Wahrheit, sein Streben zu Gott befriedigte ihn nur, wenn er als Priester Gott und dem Menschen diente, dem ganzen Menschen, dem Leibe wie der Seele Hilfe bot. In diesem Doppeldienste konnten wir ihn so recht kennen lernen. Die schriftstellerische Tätigkeit meiner ältesten Schwester, der Dante-Übersetzerin Josepha von Hoffinger, führte sie zu Veith, sie bedurfte seines Rathes und so erfuhr er von dem langjährigen Krankenlager meiner zweiten Schwester. Was er nun dieser und somit uns aufopfernd an Stütze bot, vermag ich kaum nur anzudeuten. Schweres Leiden der Wirbelsäule verwehrte jede Beschäftigung mittelst der Sinneswerkzeuge, sie mußte immer gestreckt liegen, aber in heiterer Gottergebenheit blieb sie geistig tätig, eignete sich mit Hilfe ihres Vaters die lateinische Sprache, später auch das Verständnis der spanischen Sprache an. Was boten ihr nicht die Gespräche mit Veith, von dem man nie bedeutungsloses hörte, sei es in ernster oder scherzender Unterhaltung und Belehrung! wie umgab er sie mit freundlichen Bildern je nach der kirchlichen Zeit die Gegenstände aus den Evangelien oder aus dem Legendenschatz wählend, so stellte er ihr mit aus Bildern geschnittenen Figürchen, mit lebendigen Mignonpflänzchen auf Brettchen wunderhübsche Scenen dar, z. B. die Auferweckung des Lazarus, den Einzug am Palmsonntag und vollends zu Weihnacht immer wieder eine Krippe, bei deren Aufbau er so kindlich vergnügt sein konnte, dass man lebendig empfand: „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen, bin ich mitten unter ihnen". Als ich später Veithens Vetter Heinrich Löwe davon erzählte, erstaunte dieser, ihn von dieser Seite nicht gekannt und bedauerte das für die Biographie nicht früher erfahren zu haben. Christliche Freundschaft war für ihn ein Ideal, das zu verwirklichen er alles aufbot, er fühlte sich zu Dank verpflichtet für die Gelegenheit Liebesdienste erweisen zu können, die ihn erfrischten und erfreuten, als ihm vom Himmel gesandt, darum er uns auch „Schwestern von der Vorsehung" nannte.

Wenn ich nun so intimes vor die Öffentlichkeit bringe, so geschieht es nicht um uns aufs Postament zu stellen, sondern weil auch diese liebenswürdige Seite des begnadigten Mannes nicht vergessen sein

soll. Bald werde ich, die Augenzeugin, nicht mehr unter den Lebenden sein, so sollen einige ausgewählte Briefstellen oder andere Gelegenheitsaufschreibungen ehrendes Zeugnis geben für künftige Zeiten. Freilich sollten auch die Wiener ihren berühmten Domprediger und Ehrenbürger ehren durch Zuweisung eines Ehrengrabes. Sollte das eine Schwierigkeit machen, dass er mit dem Philosophen Günther und Canonicus Greif, dem Erzieher des Cardinals Schwarzenberg in von letzterem gewidmeter (1863) Gruft am Matzleinsdorfer Friedhof bestattet ist? Es wäre allerdings Vandalismus, die irdischen Reste der Freunde zu trennen, wie es auch auf dem vom Bruder Professor Veith und Fräulein Antonie Hönig (1877) gespendeten schönen Marmorkreuz heißt: „Im Leben im Grabe und im Ruhm vereint — Uniti Vita sepulcro et gloria!“ Aber hat nicht auch Wien, wo die Universität Günthern das Ehrendoktorat verlieh, Anlass den Gelehrten zu ehren, von dem Pio nono urtheilte: „laudabiliter se subjecit“, was leider leidenschaftliche Beurtheiler verschweigen. Sogar als Baron Morsey so gerecht war, es in öffentlicher Versammlung zu betonen, fehlte dieser Zusatz im gedruckten stenographischen Bericht, ein bleibender Schandfleck für jene, die es veranlassten. Wer Günther's stilles genügsames Leben zu beobachten Gelegenheit hatte, war von Bewunderung erfüllt für die hohe Auffassung die er vom priesterlichen Beruf hatte. Man braucht nur die tief religiösen Betrachtungen einzusehen, die er auf die heiligen Bilder in seinem Brevier mit feiner winzigen Schrift aufzeichnete. Wie er überhaupt die Gewohnheit hatte, was ihn besonders anregte, gleich auf die Rückseite der betreffenden Blätter zu schreiben, sorglos verstreute er die Blüthen seines Geistes. So finden sich auf dem Exemplar des Gedichtes von Grillparzer an Radetzky, welches die Donau-Zeitung 1848, Nr. 68 veröffentlichte, folgende Verse von Günther:

An Grillparzer:

1. So brichst du endlich doch dein Schweigen,
   Du stiller liederreicher Schwan,
   Und lassest deiner Brust entsteigen
   Die Siegesworte himmelan.

2. Der Weise selbst sich schließt dem Reigen
   Der taumelnden Bachanten an.
   Zu heiligen kamst du, zu versöhnen,
   Ein Hoheprieſter der Camönen.

3. Vom Schwan geht die Wundersage,
Sein Lied bedeute nahen Tod.
Dein Lied ist eine Todtenklage,
Es singt von bittrem Leid und Tod.

4. Ein Gottesurtheil ist die Frage:
Der Untergang, der uns bedroht.
Es rauscht der Sturm aus deinen Saiten,
Doch hören's die, die ihn bereiten?

5. Die Feigheit tobt und feiert Feste,
Die Freiheit steht beschämt und schweigt;
Den Tempel füllen wilde Gäste,
Den Priester höhnend, der sich zeigt.

6. Der Menschheit höchstes Gut, das beste,
Vor dem wir ewig uns geneigt,
Sie stürzen toll es vom Altare
Und Tempelgut wird falsche Waare.

7. Wir aber wollen sorgsam hüten
Der unbefleckten Wahrheit Recht,
Bis Früchte werden ihre Blüthen
Und falsches wieder echt.

8. Für Wahrheit, nicht für Lügenmythen,
Erglüh ein edleres Geschlecht,
Schreit' ihm voran, edler Dichter,
Der Kampf beginnt und Gott ist Richter.

Günther beschloß sein Leben mit der Opferthat des Priesters. Jeden Sonntag halb 8 Uhr las er die heilige Messe, der die Polizeisoldaten in der Ruprechtskirche beiwohnten. Am letzten Sonntag des Februar 1862 war ihm beim Erwachen elend, er raffte sich aber mit den Worten auf: „Sonst hätten meine armen Soldaten keine heilige Messe", ging hin, vollendete sie und kaum hatte er seine Wohnung wieder erreicht, fand ihn seine Nichte, das Frühstück bringend, entseelt vom Stuhl gesunken. Zu Günther's Lieblingsgewohnheiten gehörten im Frühjahr die Fußwanderungen an Feiertagen nachmittags, besonders am Ostermontag, in Veith's und noch eines andern Freundes Begleitung, der Gang nach Emaus in die schöne Umgebung Wiens, wobei er entzückt dem Gesang seiner lieben, ihm aus Böhmens Heimat bekannten Waldvögel lauschte. Einen Begriff der Sparsamkeit wie Genügsamkeit seiner Existenz gibt die Erzählung Veith's, wie Günther,

vom Regen überrascht, zur Schonung seines Rocks denselben verkehrt, das Unterfutter außen, anzog und nach Aufhören desselben ihn wieder umkehrte und so dessen Trocknung der eigenen Haut besorgen ließ. Sonst war eine Tarockpartie mit Canonicus Greif und Fräulein Antonie Hönig seine Erholung, die Veith aber nicht theilte, welcher für Kartenspiel nie Interesse hatte. Weil Fräulein Hönig später freiwillig Secretärin und Helferin für die Schriftstellerei des Erblindeten wurde, schalte ich eine kleine Lebensskizze derselben ein. Ihr verdanke ich auch so manche Abschrift von Stammbuchblättern oder sonstigen Gelegenheits-Widmungen.

Toni Hönig, Tochter eines Arztes in Kärnten, wurde von Fürstin Karoline Liechtenstein, geborne Manderscheid, Gattin des Fürsten Alois Joseph Liechtenstein, zur Erziehung übernommen. Die kinderlose Frau liebte es sich mit Jugend zu umgeben, die sie wie eigene Kinder hielt, sie gemeinschaftlich mit ihrer ledigen Schwester, die bei ihr lebte, in allen Gegenständen, fremden Sprachen selbst unterrichtete, es waren hochgebildete Damen von tiefer Frömmigkeit. Es war kein Geheimnis, dass die Liebe des berühmten Feldmarschalls Schwarzenberg von Gräfin Manderscheid erwidert wurde, aber nach langer Unterredung, deren Inhalt nie bekannt wurde, entsagten beide der Verbindung, aber beide blieben fortan ledig und bewahrten sich heilige Freundschaft. Gerade diese hatte den bedeutendsten Einfluß auf Toni's Charakterbildung, ihre glänzenden Talente, besonders die Gabe durch geistreiche witzige Conversation zu unterhalten, verbunden mit stets bereiter geschickter Hilfe jegliches Unternehmen zu unterstützen, begeisterte die junge Fürstin Lori, nachmalige Gemahlin des Fürsten Schwarzenberg, zu schwärmerischer Freundschaft, wie erhaltene Briefe bezeugen. Leider starben beide Schwestern, ehe für Toni's Zukunft gesorgt war und Toni entfaltete die ganze Energie ihres Charakters, indem sie, allen Gewohnheiten der Aristokratie entsagend, sie war auch leidenschaftliche Jägerin gewesen, ihre gründlichen Kenntnisse verwerthend, nacheinander bei Fürst Salm und bei Statthalter Baron Widmann in Brünn die Erziehung der Töchter vollendete. Sie dachte sich dann mit Pensionen von beiden Familien zu stillem einsamen Leben einzurichten, folgte aber der Einladung der Fürstin Lori Schwarzenberg, als quasi Vorleserin bei ihr einzutreten, und wieder hatte sie die Selbstverläugnung und den Tact,

die einstige Dutzfreundschaft vergessend, mit der größten Treue in allen wohlthätigen und gemeinnützigen Streben der Fürstin deren wie der fürstlichen Familie Vertraute zu sein; noch am Sterbelager versicherte sie Toni, wie wohlthätig ihre, Toni's Nähe und Wartung sei. Der greise Fürst ehrte nach der Fürstin Tod dankbar diese Dienste, indem er sie fortan im Palaste beließ, auch für ihr Begräbnis am Altmannsdorfer Friedhof sorgte. Auch der gegenwärtige Fürst Adolf Schwarzenberg hat das Grab auf weitere zwanzig Jahre gesichert.

Im Auftrag der Fürstin Lori hatte sie mit Canonicus Veith zu verkehren und vom Anfang seiner Erblindung widmete sie nun jede freie Minute mit töchterlicher Verehrung seinem Dienste. Mit ihrer hohen Bildung, ihrer liebenswürdigen Geschicklichkeit, der Lebendigkeit ihres Geistes war sie ganz gemacht, ihm so viel als möglich die schwere Last der Erblindung zu erleichtern. Veith trachtete bei jeder Gelegenheit, ihr seinen Dank zu bezeigen, wählte sinnige Geschenke, die er meist mit launigen Widmungen in Knittelversen begleitete, z. B. zum Geschenk von J. B. Weiß, Weltgeschichte 1870:

Die Weltgeschicht sei das Weltgericht,

lautet ein berühmter Dichterspruch, doch streng geordnet sind die Worte nicht:

Wenn einst geöffnet das große Buch,
Dann erst wird illustrirt am Sonnenlicht
Die Weltgeschichte durch das Weltgericht.

Im Anschluß an diesen Ausspruch scheint mir der seines Vetters Professors H. Löwe hochinteressant: „Die Geschichte in ihrer realen Wirklichkeit ist eine Aufzählung von Groß-Klein Greuelthaten; die Geschichte in ihrer idealen Wahrheit aber ist Verfall des Menschengeschlechtes und heilend in ihm eingreifend das Wirken des Erlösers".

In den Sechziger-Jahren schrieb Veith dem christlichen Verein der Fräulein Reesfeld, Ritter, Simrock, Odilie und Elise Fabricius in's Gedenkbuch:

Im reinen Spiegel jungfräulicher Seelen,
Die Gott geweiht ihr Denken und ihr Minnen,
Kann falsches und gemeines sich nicht hehlen.
D'rum, wem's verlieh'n, so holde Gönnerinen
Im Spätherbst seiner Tage zu gewinnen,
Dem kann es nimmermehr an süßem Troste fehlen.

O weiſe Jungfrau'n, deren Thun und Sinnen
Nur dahin zielt, den beſten Theil zu wählen
Und ſich dem Sohn der Jungfrau zu vermählen,
Der lichtumfloßen thront auf Himmelszinnen,
Bleibt ihr nur treu dem gläubigen Beginnen,
Wird er für Deutſchlands Heil mit Muth und Kraft euch ſtählen.

Mich mahnt Saturn, der Sand ſei im Verrinnen,
Kein Frühlingsſang ertönt aus alten Kehlen,
Weſſen Tag ſich neigt, der muß von hinnen.
Zeitloſe blüh'n, geſchäftig ſind die Spinnen,
Mehr wüßt' ich auch von mir nicht zu erzählen.
D'rum möget ihr, geliebte Jüngerinen,
Der hohen Magd des Herrn mich ihrem Schutz empfehlen.

Dann in ein Stammbuch 1864:

Bin altersſchwach und lebensſatt,
Gehör drum auf's letzte Blatt.
Hab' in der Welt nie viel gegolten,
Ward höchſtens Myſtiker geſcholten.

— — Und doch hatte Veith ſchon in jüngeren Jahren an einige ſeiner fleißigen Predigthörerinen, die ſich von Erſcheinungen des Magnetismus und Somnambulismus blenden ließen, in halb ſcherzhaften Ton eine Mahnung ergehen laſſen: „Wiſcher an verehrliche Mitglieder der partheniſchen Bildungsanſtalt. Derſelben wird niedrigen Ortes bedeutet hiefüro den Erſcheinungen des im Somnambulismus geſteigerten Natur- und Gemüthsleben keine ſo religiöſe Hingabe und ſchwärmeriſches Intereſſe zu widmen, wie dieſelben gegen alle von Ihrem Geiſte zu hegende Vermuthung ſichtlich an den Tag gelegt wurden, zumal in den bunten Kaleidoſcopregionen der Phantaſie keine übernatürliche Wahrheit blüht, als welche anderwärts ſattſam zu finden iſt. Dieſelben haben gegenwärtige Warnung hinters Fenſter zu ſtellen, damit auch andere gefühlvolle Seelen ſich dieſelbe ad notam nehmen und ferneren Mißhelligkeiten ausweichen. Gegeben im 2. Stock, letzte Thür von einer unbefugten Autorität mit der Signatur J. E. R."

Zu den humorvollen Zurechtweiſungen gehören auch die dem kleinen Studenten Hans im Juli 1863 gewidmeten Zeilen:

Examine peracto semestrali
Cum successu tali quali
Et progressu sat pomali,
Mihi sit propositum:

Will mich fortan befleißen,
Nicht blos Student zu heißen
Und ohne Spintiſiren,
Als ſchadet das dem Hirn,
Recht fleißig zu ſtudiren.
Nicht weil mit Eminenzen
Ich etwa möchte glänzen!
Gottes Geſetz und Willen
Gewiſſenhaft zu erfüllen;
Die Sorgfalt und die Liebe
Der Eltern zu vergelten.
Dies ſei mir mehr als ſchelten
Zum Stachel und zum Triebe;
Wo nicht gleiche ich dem Siebe,
Das nichts vermag zu faſſen,
Und ſolches Thun und Laſſen
Erwirbt ſich ſchwere Hiebe."

Der Vater des alſo angeſprochenen Johann B. v. Hoffinger hat im Jahre 1856 ſtatt des Glückwunſches zum 24. Juni folgendes Gedicht erhalten:

Erſchiene auf Erden Johann der Täufer,
Ob in Lutetia oder Turin,
Er riefe: Ihr wilden raſtloſen Läufer,
Woher euer Weg, wo wollt ihr hin?
Den Fortſchritt begehrt ihr ohne Schranken,
Und rückwärts geht's mit euern Gedanken.

Und ſäh im Schlamme Johann der Täufer
Das Schilfrohr des Credit mobilier,
So rief' er: Weh ihr Procentenkäufer
An der Seine, Donau oder Spree.
All euer Dichten, Trachten und Sinnen
Zerfährt gleich dem Gewebe der Spinnen.

Und muſterte je Johann der Täufer
Die Glieder gelehrter Akademien,
Er mahnte: Ihr öden Wiſſenshäufer,
Ihr Altmeiſter junger Kosmologien,
Laſſet den Herrn und Schöpfer der Welten
Auch wieder einmal was gelten!

Sieh' gnädig herab, o großer Täufer,
Auf deinen Schützling Johann Baptiſt,
Damit er dem Herrn mit weiſem Eifer
Getreu ſei ſtets als wack'rer Chriſt;
Schirm die Frau ihm und Kind und Geſchwiſter
Und rüſt' ihn mit Kraft gegen alle Philiſter.

Einzelne Gelegenheits- und Stammbuchverse machen mit jungen Freunden bekannt, an denen er mit seiner für alles Edle empfänglichen Seele seine Freude hatte und die er immer auf die liebenswürdigste Weise sie an Ewiges zu mahnen verstand. Zum Beispiel Fräulein Marie Eberle ins Stammbuch:

Zur Himmlischen und Hehren, an die dein Name mahnt,
Sieh' täglich auf, sei's in Frohsinn oder Wehmuth:
Die Jungfrau, die dem Heiland den Weg zu uns gebahnt,
Beschirme deine Seele in Gott ergebner Demuth.

Freudig und hoffnungangeregt beim Erscheinen von Hamerling's „König von Sion" sandte er diesem, ich weiß nicht war es „Der Predigtband, Prophezie und Glaube" oder waren es „Die Anfänge der Menschenwelt"; der begleitende Brief enthielt die Stelle: „Mich will bedünken, dass Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterm Leiden und innerm Frohlocken vollführen müßen. Dem Lügengeist und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbte, mit dem blitzenden Schwert Ihres Genius entgegenzutreten scheint mir Ihre Aufgabe". — Wer die weitere Dichterlaufbahn Hamerling's verfolgt, möge selber urtheilen, ob Hamerling jene Mahnung aufgenommen? mir schien dies schon sehr unwahrscheinlich, als ich dessen kühlen Dank las, mit der Mittheilung, dass er Veith's Werk sogleich als Nachtlectüre seinem Vater (einem braven aber ganz ungebildeten Manne) aufs Nachtkästchen gelegt habe.

„Siste viator" — so steht unter einem Wegkreuz nahe dem Ausgang des Sattelweges von Alt-Aussee zum Grundel-See. Es kommen in jedem Menschenleben Haltpunkte, wo es ruft: „Wanderer bleib stehen und besinne dich was du sollst". Ein solcher Mahnruf hätte für Hamerling Veith's Brief werden können, und ein solcher hätte für den armen Messenhauser der November 1848 werden können. Messenhauser war kein großer Geist, er war ein Vielschreiber ohne Ende und ein sehr mittelmäßiger Dichter, der zuweilen seinen untergeordneten Cadetten, die an Wachstubentagen subordinationsmäßig seine Zuhörer waren, die Stunden mit dem Vorlesen seiner Producte recht lange gemacht hatte; aber zuletzt wurde dem sich selbst Überschätzenden die Zeit zu kurz, um sich unter dem Kreuze zu beugen. Messenhauser ließ am Tage vor seiner bevorstehenden Hinrichtung den Canonicus Em. Veith zu sich bitten. Veith kam und fand Messenhauser in einem

verzweifelten Zustande, schlotternd, frierend, zu keinem Entschluße fähig. Messenhauser schritt in heftigster Aufregung in dem Gemache auf und ab, richtete zeitweise an Veith oberflächliche Fragen und Zweifel, blieb aber für dessen ernste eindringliche Vorstellungen und Mahnungen taub, und so verließ Veith, als er alle seine Bemühungen fruchtlos fand, zuletzt den Unglücklichen.

Das mögen wohl solche Stunden gewesen sein, die Veith zu dem Ausspruch veranlaßten: „Kurz ist die Zeit; aber lang sind die Stunden".

Die Bitte nach einer Autobiographie erwiderte Veith mit folgender Aufzeichnung:

„Der heutige Tag, 10. Juli, an welchem für mich das 88. Lebensjahr beginnt, ermahnt mich, daſs es Zeit sei Ihr verehrliches Schreiben zu beantworten. Zu einer Autobiographie kann ich mich nicht entschließen, da sie für die Welt kein Interesse haben kann; da aber E. W. chronologische Notizen verlangen, die in einem Register Raum fänden, so laße ich diese hier folgen. Geboren ward ich im Jahre 1787 zu Kuttenplan in Böhmen. Im sechsten Lebensjahr zog ich mit meinem Vater nach Klattau, wo er nach damaliger Einrichtung den Haupttabak-Verlag für den Klattauer-Kreis übernahm. Dort machte ich frühzeitig insipide talmudische Lehrerstudien, zugleich die Normalschule besuchend und später privatim die Gymnasial-Gegenstände studirend mit halbjährigen Prüfungen in Pilsen. Die damals auf drei Jahrgänge vertheilten philosophischen Studien absolvierte ich von 1804 bis 1806 in Prag, hernach ebendort zwei Jahrgänge der Medizin, worauf ich mich im Herbst 1808 an die Wiener Hochschule begab. Hier hatte ich bei großer Dürftigkeit drei Jahrgänge vor mir, denen die französische Invasion wenig Abbruch that. Im Spätherbst 1812 hatte ich die rigorosen Prüfungen bestanden und den medizinischen Doktorgrad erlangt. Doch war dies für einen hilflosen Anfänger sehr wenig, ich konnte als unbesoldeter Secundarius in das allgemeine Krankenhaus, oder mit einem kleinen Jahresgehalt in das thierarzneiliche Institut eintreten, weil dies Institut nicht lang nachher der Universität einverleibt werden sollte. Als der Director, dessen Assistent ich geworden, auf einer Geschäftsreise starb, wurden mir dessen Kanzlei-Geschäfte und Vorträge anvertraut, nachdem ich bei Beginn des Feldzuges 1815 eine militairische Anstellung abzulehnen mich genöthigt sah. Auch die etwas zu rasch erfolgte Berufung zum provisorischen, dann wirklichen

Directorat des Institutes konnte mir, seitdem ich aus reiner innerer Überzeugung in die katholische Kirche eingetreten war, keine Befriedigung gewähren. Ich fühlte mich bald in einer Weise, die zur Veröffentlichung nicht geeignet ist, innerlich gedrungen, den geistlichen Stand zu erwählen. So hatte ich vier Jahrgänge theologischer Studien vor mir, die in Verbindung mit eigenen Vorlesungen, Amtsgeschäften, Krankenbehandlung und literarischen Arbeiten beschwerlich genug verliefen. Im Jahre 1821 erhielt ich die Ordination und trat in die neuerichtete Congregation der Redemptoristen, in der ich neun Jahre verweilte. Vom Herbst 1831 bis 1846 blieb ich als Domprediger an der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan beschäftigt, heftige Augenleiden nöthigten mich zum Austritt; doch war ich später wieder im Stande theils in Prag theils in Wien die frühere Berufsthätigkeit fortzusetzen, bis ich nach etwas zu weit getriebener Anstrengung an einer rapiden, unheilbaren Augenentzündung im Sommer 1862 erblindete und seither nur durch fremde Mithilfe mich literarisch beschäftigen konnte. Mit Passavent traf ich 1839 in Salzburg, wohin er mit Diepenbrock gekommen war, zusammen" ꝛc. (im Juli 1875 abgebrochen).

Seit 1849 hatte Veith meiner kranken Schwester unausgesetzt die größten Wohlthaten erwiesen, aller Trost, den sowohl geistliche als geistige Freuden bieten, war der Leidenden nun schon über zwanzig Jahre durch Veith's Vermittlung geworden, die Verse, die er Juli 1858 von Laach am Jauerling zum Namenstag an sie richtete, sind ein beredter Ausdruck seiner warmen Antheilnahme:

Wer liegt in Baden und Rauhstein zu Bette,
Kann mit der Schnecke selbst nicht laufen um die Wette,
Nimmt wohl an Weisheit zu, doch immer ab an Fette?
Ein armes Fräulein ist's, die gute Henriette.

Wer liegt so regungslos als wie von Lehm und Lette
Gespannt im Rückgrat wie mit straffer Eisenkette,
Als ob sie solche Qual jemals verschuldet hätte?
Ein Kindlein Gottes ist's, die fromme Henriette.

Wer hängt so untrennbar, so fest wie eine Klette
An Martha Nina sich, die Edle, Treue, Nette,
Dass die sie hebe, trag' und atze, pflege, glätte?
Der Martha Schwester ist's, die süße Henriette.

Wie fröhlich wär' das, wenn sie einen Engel hätte,
Der aus dem Krankenzwang des Siechthums sie errette,
Allein für ewig ist hier keine Stätte!
Und dess' getröstet sich die arme Henriette

Einer andern jugendlichen Dulderin widmete er das Stammbuchblatt:

In frischer süßer Anmuth verschont von Schmerz und Leiden
Umfing mich deine Kindheit mit lieblichem Vertrauen,
Doch kaum erwachsen glichst du der Ros' im Dornenkleide,
Rauh hatten dich erfaßt des Schmerzes grimme Klauen.
Treue Mutterliebe in rastlos zarter Pflege
Erschöpfte sich vergeblich dir Linderung zu bringen,
Die milde Alpenluft, die Schatten der Gehege,
Nichts hatte Macht, um siegreich mit solchem Feind zu ringen;
Der Herr hat es gewendet, die Stürme sind beschwichtigt,
Das Haupt ward frei von Drangsal, die Pulse ruhig schlagen,
Doch ist aus Jugendträumen manch schönes Bild verflüchtigt
Und ernst tönt die Mahnung an Dulden und Entsagen,
Das Leben ist nicht finster, auch nicht erfreulich helle
Ein mürrisch Wesen schreitet beklemmend durch die Menge
Vor lauter Vorwärtsdrängen kommt niemand von der Stelle,
Nichts Tröstliches gedeiht im wüsten Weltgedränge.
Doch lebt der Sohn des Menschen, der treue Gott und Helfer,
Noch ist der Güter höchstes bewahrt im heiligen Glauben,
Erhebt auch die Läugnung ihr heis'res Gebelfer,
Dies sich're Pfand des Lebens soll keine Macht dir rauben.

Lange hielt Veith 1788 für sein Geburtsjahr und schrieb in dieser Meinung einst an seinem Geburtstag die Worte nieder:

Wohl ist der zehnte Juli verhängnisvoll schwer gewesen,
Ein Schlußtag arger Frevel und wüthender Empörung,
Wiewohl am Rande des Blattes gar nichts davon zu lesen,
Fällt doch auf dieses Datum Jerusalems Zerstörung
Und wär' an diesem Tag auch sonst nichts geschehen,
Der Welt zum Schaden meist, viel selt'ner zum Frommen.
So ist doch mindestens, um seinen Weg zu gehen,
Ein Menschenkind mit Heulen an's Tageslicht gekommen.
Dieses Kindlein war ich selber — drum folgt hier eine Pause —
Verkehrt, unbeholfen, in Dumpfheit auferzogen,
Im alten Sion fremd, im neuen nicht zu Hause,
Ward um die besten Tage der Jugend ich betrogen.
Doch ziemt es nicht zu klagen dem Alten, Morschen, Müden,
Nur Thorheit wär's, mit Seufzern die Spanne Zeit versplittern.
Vom Herbst schau ich zum Frühling, vom Nordpol zum Süden,
Wiewohl auch dieser reich ist an Gewittern.

Bitte an St. Heinrich 1863:

Hochmögender St. Henricus der Zweite
O komme, o reite
Auf weißem beflügelten Pferde
Herab zur Erde,
Entfalte die schwarz-roth-gold'ne Fahne,
Nicht der spießbürgerlichen Kumpane,
Sondern des Glaubens, der Hoffnung, der Treue,
Schelte die Deutschen tüchtig und mahne
Sie sammt und sonders zur Buß und Reue,
Damit sie auf's neue
Des Läugnens satt und des Spottes,
Das werden, wozu sie auserkoren,
Das auserwählte Volk Gottes,
Nicht mehr neu heidnische Thoren,
Die den Weg des Lebens verloren.
Dies mögest du im Bunde
Mit der edlen Frauen Kunigunde
Von Christi Huld uns erwerben,
Sonst drohet dem Erdenrunde
Zerfall in Trümmer und Scherben. Amen.

Als im Jahre 1873 Wien ja Österreich die Kaiserin Mutter Karoline Auguſta, diesen Engel an Mildthätigkeit verlor, schrieb Veith für das Andenkenbild das der Frauen-Wohlthätigkeits-Verein auflegte die Verse:

Wo Majestät und Demuth Hand in Hand
Durchs thatenreiche Leben gingen,
Wo zartes Mitleid, prüfender Verstand
Im steten Wohlthun sich verbinden,
Da mußte wohl der treuen Liebe Band
Die Herrin und das Volk umschlingen.

Stets war die Engelmilde die Leuchte ihrer Schritte,
Nunmehr, da sie von uns geschieden,
Wo anders kann sie weilen als in der Engel Mitte.
Von wannen sie beschirme mit segensvoller Bitte
Das Kaiserhaus, des Reiches Heil und Frieden.

Die Kaiserin sann schon längere Zeit nach, in welcher Weise sie Veith's sehr knappes Einkommen vermehren konnte, nach ihrem Tode nahm Kaiser Franz Joseph die Ausführung auf sich.

Ostern pflegte die selige Kaiserin Karoline Auguſta stets in fröhlicher Stimmung zu feiern. Ihre langjährige Kammerdienerin

Hoffinger, welche dies bemerkt hatte, fragte sie darüber ganz schlechtweg, als sie dies besprach: „Möchtest du denn in Wewesung immer stinken?“ Sie scheute sich nicht die Dinge beim Namen zu nennen, sie war ja Mutter des Volkes, verkehrte bei den barmherzigen Schwestern in Gumpendorf im Krankenzimmer oft nur am Fensterbrettl sitzend stundenlang freundschaftlich mit den kranken Nonnen. Gott scheint ihr das Herzensglück eigener Kinder versagt zu haben, damit sie im idealsten Sinne als Mutter jedes Einzelnen ihres Volkes sich fühle. Wer mit Bitten an sie herantrat, erfuhr, dass nicht nur die Herrscherin gewährte, sondern eine Mutter die nicht blos dem augenblicklichen Bedürfnis abhelfen, sondern auch in die richtigen Bahnen für die Zukunft lenken will, mit weiser Vorsicht die Mittel und Zeit zu Rathe ziehend, mit letzterer auf Kosten ihres Schlafes geizend. Tagsüber notirte sie auf kleine Zettelchen, was ihr als dienlich auffiel, und wenn die anderen zur Ruhe gingen, ordnete sie erst ihre hingeworfenen Pläne und Gedanken für Nutz und Frommen, um am Morgen während der Toilette die zweckdienlichen Anordnungen zu treffen. Sie sah und hörte selbst, griff überall selbstthätig ein.

Fast jeden Sonntag nachmittags besuchte sie in Begleitung des damaligen Schul-Oberaufsehers Johann Nepomuk Ebneter irgend eine der von ihr gegründeten Kinder-Bewahranstalten. Ein großer Korb mit Kipfel bildete die Jausenausrüstung; die Kinder waren ganz ungenirt und kreuzfidel unter den Augen des Kinderfreundes Ebneter, dessen heiter offene Züge der Meister Kriehuber so trefflich im Bilde wiedergab. Schulschwestern hatten die Aufsicht in diesen ohne Aufsehen im Stillen wirkenden Kindergärten, wer denkt heute noch daran, dass dies der Ursprung der Patronagen? Ohne Vorbereitung spielten sich sonntäglich diese Scenen ab. Ebneter[1]) war vom Überschwemmungsjahr 1830 her eine bekannte Persönlichkeit, als Pfarrer vom Liechtenthal war er der stete Begleiter des Kronprinzen Ferdinand oder dessen Bruders Erzherzog Franz Karl, oder des Erzherzogs Anton, bei deren Kahnfahrten zur Rettung und Unterstützung der Überschwemmten in Liechtenthal, Himmelpfortgrund; später

[1]) Wie unangenehm war ich vor einigen Jahren berührt, als ich am Hernalser Friedhof seine Gruft nicht ausforschen konnte, ja anderweitig belegt fand, wo mir doch bekannt war, dass er testamentarisch ein Capital der Erhaltung derselben gewidmet hatte!

wurde er durch ein Canonicat für diese Verdienste belohnt, so dass er scherzweise zu sagen pflegte: „mich hat das Wasser gehoben". Für die Erhaltung dieser Kinderbewahr-Anstalten unterzog Ebneter sich alljährlich der Mühe, interessante Vorstellungen zu geben; persönlich ersuchte er die Künstler um ihre Mitwirkung. So trat Fanni Elsler als Stumme von Portici das letztemal vor's Publicum, ebenso Raimund als Valentin im Verschwender.

Unvergesslich ist Raimund. Das war kein Schauspiel, es war Wirklichkeit; er spielte sich einem ins Herz hinein, so dass dessen tragisches Ende ganz Wien mit herber Wehmuth erfüllte. Wurde doch nicht einmal seinem letzten so dringend immer wiederholten Rufen nach einem Priester Erhörung! In verkehrtem Liberalismus rühmte Dr. Rollet jun. in den touristischen Blättern, dass sein Vater, der in den letzten Stunden Raimund's als Arzt gerufen wurde, „diesem die Charakterlosigkeit oder Schwäche erspart habe, mit den heiligen Sacramenten versehen von der Erde zu scheiden". Soweit geht die Tyrannei der Freisinnigen, ihr Despotismus vergewaltigt die Willensfreiheit! Solche Tatsachen könnten doch den verblendetsten die Augen öffnen.

Die Auswahl der Persönlichkeit zur Ausführung dieser Wohltätigkeitsacte wurde immer von der Kaiserin Karoline mit Zartsinn getroffen, z. B. wartete sie die Dienstzeiten meiner seligen Tante zu solchen ab, weil sie wusste, dass letztere sich herzlich dafür interessirte; sie wollte, dass ihr die Leute in Liebe dienen, versicherte daß ihr diese Liebe werthvoller als die angestrengteste pflichtgemäße Aufmerksamkeit. Wohl ein bedeutender Unterschied gegen die Dienstordnung, die zu Zeiten der großen Kaiserin Maria Theresia bestand, welche ich als culturell die Zeit charakterisirend in ihrem ursprünglichen Wortlaut hier folgen lasse.

„Ordnung vor die Kammerdinerinen:

1. Aller Männer Besuche sind höchstens verboten. Befreundte müßen vorher gemeldet werden, Kaufleute und Handwerker sind mit im Verbote begriffen; wenn sie in einem Laden oder überhaupt zu Fuß ausgehen wollen, so muß es in Begleitung einer Frau geschehen und allzeit gemeldet werden, ein Dienstmädchen oder Bedienter kann nie allein in den kürzesten Gängen als Begleitung gelten.

2. Wenn sich Brautleute sehen wollen, kann es bei der Kammerdienerin Eltern geschehen oder muß es gemeldet werden.

3. Meister werden gar keine passirt.

4. Fiakers sind vollkommen verboten.

5. Hat keine länger als 9 Uhr Abends auszubleiben, ausgenommen im Burgtheater.

6. Auf die Redoute ist jeder einmal in der Woche zu gehen erlaubt, wozu sie sich einverstehen und abwechseln können, jedoch müßen sie immer melden wann und mit wem sie gehen und wie maskirt, auch nicht länger als 1 Uhr verbleiben.

7. Wenn die höchste Herrschaft sich auf dem Lande befindet, so ist jeder erlaubt, einmal die Woche in die Stadt zu gehen.

8. Ist eine Jede vor ihre Dienstbothen verantwortlich, wenn Eine von ihnen eine üble Aufführung habe, männliche Besuche empfangen oder in unschickliche Orte gehen sollte, so wird die Frau davor haften und zur Rede gestellt werden.

9. Überhaupt gar keinen Schritt zu thun, auch nicht in das Burgtheater oder wen zu empfangen ohne es zu melden.

Diejenige welche wider den höchsten Befehl handeln wollte, wäre bei dem ersten Ungehorsam auf acht Tage. ihres Dienstes suspendirt und auf den zweiten völlig abgedankt.

Bei die Kammermenscher ist keine andere Abänderung als in Ermangelung einer weiblichen Begleitung ein Befreundter erlaubt ist, daſs sie auch Postchaise und bei Gelegenheit Lohnwagen nehmen können, welch letztere ihnen von Ihrer Majestät bezahlt werden."

Seiner Zeit war aber eine der Kammerdienerinen von höherer wissenschaftlicher Bildung und Streben; welche sich sogar Professoren der Universität halten wollte, von der Kaiserin gefragt, warum sie es nicht mache wie die anderen, die sich zur Zerstreuung in den Mußestunden einen Vogel, Hund oder Katze halten, antwortete sie resolut: „Majestät, ich brauche mehrers".

Da in der Hofburg auch die sei es durch Todesfälle der Frau oder sonst außer Dienst stehenden bis an ihr Ende bewohnt waren, hatte man Gelegenheit, originelles an Persönlichkeiten und Traditionen zu erfahren. Auch einige drastische Aufschriften von Illuminationen gelegentlich der Rückkehr des wiedergenesenen Kaisers Franz oder beim Einzug der Alliirten nach der Besiegung Napoleons:

„Hoch Franz, Alexander und Friedrich
Denn sie bezwangen den Wiedrich!"

Nach dieser Excursion in die ferne Vergangenheit wage ich einen Riesensprung in die nahe Vergangenheit. Es gilt die hochpoetische Persönlichkeit des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko. Das Emporwachsen der drei kaiserlichen Prinzen Franz, Ferdinand Maxens und Karl Ludwig's wurde von den Wienern mit dynastischer Liebe, man könnte fast sagen mit einer Liebe wie für eigene Familienglieder verfolgt. Besonders bekannt war das hohe Interesse welches Erzherzog Ferdinand Kunst und Wissenschaft entgegenbrachte. Als ihm die Hietzinger den Grund zu dem Lustort Maxing gewidmet hatten, hinterlegte er dort auch ein Gedenkbuch, in das sich die gastfrei zugelassenen Besucher einschreiben. Von meiner ältesten Schwester finden sich dort die Zeilen ohne Unterschrift:

„Dem Wahren, Hoh'n und Schönen zugewandt
Blüht deine Jugend frisch und unversehrt.
Du liebst die Kunst, die uns Erquickung spendet,
Den greisen Dichter[1]) hat dein Wort geehrt.
Der Kirche Sohn, die alles Gute sendet,
Hat dir der Himmel selten Gunst gewährt,
Weil deine Kraft dem Glauben sich vermählet,
Bist du, Fürst, zu Großem auserwählet.

Freilich sollte der Idealismus welcher ihn beseelte, ihm zum Fallstrick werden und er die Beute der verlogenen Politik des Vabanquespielenden, von der Freimaurerei gedungenen dritten Napoleon. Zehn Tage, nachdem der Erzherzog die mexikanische Kaiserkrone angenommen, befand sich Ferdinand Max in Alt-Aussee, in dem gastlichen Hause der Frau von Binzer, welche dort das Stelldichein einer schöngeistigen Geselligkeit bildete. Der Erzherzog beehrte diese alte Dame mit seiner Freundschaft und der Gesangverein der Ausseer Bergknappen ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, dem hohen Herrn als Glückwunsch des Abends ein Ständchen zu bringen. Davon ergriffen schrieb dieser in den Band seiner Reiseschriften, welchen er Frau von Binzer als Andenken hinterließ, folgende Zeilen:

Die Heimat ruft, die Heimat ruft
In wunderlieblich süßen Tönen;
Das Lied durchzieht die Abendluft —
Kann mich der Heimat nicht entwöhnen!

[1]) Grillparzer.

Aus meiner Heimat stammt der Chor
Voll von Herzensfülle, voll von Treue,
Er öffnet linde Herz und Ohr,
In Thränen löset sich die Reue.

Die Töne schwellen zum Gemüth,
Sie schmelzen rasch die harte Rinde —
Umsonst hast Armer dich bemüht,
Vom Auge fällt die Binde.

Umsonst war all der Jugendwahn —
Das Wort „zurück" ist dir verloren —
Die Heimat trennt der Ocean
Vom Paradies, das dir verloren.

Und sinkt die Sonne hin zur Nacht,
Dann schwinden sterbend die Accorde,
Dann ist mein wilder Schmerz erwacht,
Der Leiden ungezähmte Horde.

Ade dann Heimat reich an Glück,
Ich glaubte ehemals dich zu hassen,
Nun kann ich nimmermehr zurück
Und kann die böse Lieb nicht lassen.

29. Juli 1863. F. M.

In den neunziger Jahren die Villa Binzer bewohnend fand ich in der dortigen werthvollen, aber leider durch Vernachlässigung arg geschädigten Bibliothek diesen Band und erbat mir von dem seither verstorbenen Herrn von Binzer die Erlaubnis das Gedicht abschreiben und auch veröffentlichen zu dürfen. Wie bald ist für dessen edlen Verfasser „der Leiden ungezähmte Horde" zur Wirklichkeit geworden! —

Kehre ich nach diesen bunten Abschweifungen in den Veithischen Kreis zurück, so ist es die originelle Gestalt Sebastian Brunners, die sich anderen vordrängt. Zugleich die Schneidigkeit des Wieners mit der Behäbigkeit des Bürgers verbindend hatte er an seinen vortrefflichen Eltern Vorbilder biedern Bürgerthums. Sein spielendes Lernen machte ihm Studium unmöglich, was sollte er aus Büchern zusammensuchen, was ihm sein urwüchsiger Verstand im Augenblick eingab und dabei schätzte er doch an anderen Fleiß, ausdauernde Arbeit so hoch, war stets bereit sie bewundernd anzuerkennen und deren Anerkennung zu fördern. In den Kämpfen des Jahres 1848 verband sich der muthige Redacteur der „Kirchenzeitung" mit meinem seligen Bruder zur Abwehr

der Angriffe, welche die freche Schandpresse gegen Kirche wie Staat, überhaupt gegen jegliche Autorität wagte. In geschwisterlicher Einigkeit nahmen wir Schwestern den wärmsten Antheil an diesen Bestrebungen. Am Krankenlager meiner Schwester fanden sich die Freunde oft zusammen, das echte Wiener Herz Sebastian's bekundete sein Mitleid für Kranke dadurch, dass er all die bedeutenden Freunde, die ihn von auswärts besuchten, bewog mit ihm die Kranke aufzusuchen und freundliche Abwechslung in ihrem einförmigen Leben, aber auch den Gewinn echter Freunde, denn wer immer dies fromme kindlich ergebene Wesen kennen lernte in ihrem unverwüstlich heitern und sprühenden Geistes-Reichthum wurde ihr Freund. So entspann sich auch schnell ein vertrauter Briefwechsel mit Alban Stolz, dem ich ein interessantes Blatt hier entnehme.

Brief von Alban Stolz an meine kranke Schwester Henriette:

Liebe Freundin!

Da ich gerade Revision auf meinem Schreibtisch hielt, finde ich Ihren lieben Brief vom Sommer, und finde es ungerecht, wenn ich ihn zur großen Zahl derer weise, welche ich nicht beantworte. Ich sehe zwar, dass Sie mich für viel besser halten als ich bin; schöne fromme Gedanken sind noch nicht ein schönes frommes Leben. Jene kommen mir, während ich passiv zuschaue — dieses bei mir durchzuführen bin ich großentheils zu träg und zu schlecht. Wie mich Ihr Brief aber beschämt, so muntert er mich auch auf —. — Um nun ferner Ihren Zuspruch zu bekommen, ohne selbst viel schreiben zu müßen, was ich selbst an die liebsten Personen nicht gerne thue, so will ich einen Vertrag mit Ihnen machen. Es wird gegenwärtig an meiner Reise nach Palästina gedruckt. Ich will Ihnen die einzelnen Druckbogen unter Kreuzband allmählich zusenden, dafür haben Sie die Güte, mir Ihre Bemerkungen zu schreiben — am besten tadelnde — und nehmen jeden Bogen als Briefwährung an. Da bisher sehr langsam gedruckt wird, so könnte ich immerhin manches benützen. Lesen und überhaupt mittheilen dürfen Sie es aber niemanden als Ihren Geschwistern, von denen ich ebenfalls gern Einsprache annehme und die ich grüße.

Und nun behüte und führe Sie Gott und erbitten Sie mir von Gott die heilige Liebe.

Der Brief ist lang liegen geblieben, weil ich jetzt erst Ihre Adresse erfuhr. — Da nun die erste Hälfte meines Buches bald fertig ist, so bekommen Sie keine Druckbogen, sondern die fertige Broschüre. 19. Jänner 1857.

Im Verkehr entfiel Brunner's stets schlagfertigem Witz manch' Wort, welches als geflügeltes aufbewahrt werden sollte, so z. B. als er einer verhätschelnden Mutter gegenüber äußerte: „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; Nachsicht die Dummheit der Mutter". Von der Tiefe seines Gemüthes hinwieder zeigt ebenso das Gedicht, mit dem er das Geschenk der Trutz-Nachtigall Spee's an meine kranke Schwester begleitete:

Trutznachtigall, das bist auch du,
Ob auch bestürmt von Weh und Leid,
Du singest trotzdem heiter zu
Voll frischen Muths, voll Fröhlichkeit.

Im Grünen bist du allzumal
Der Hoffnung voll auf deinen Herrn,
Du singst im Abendsonnenstrahl,
Du lobst ihn mit dem Morgenstern.

So wirst du auch begrüßen laut
Der ew'gen Sonne Morgenstrahl,
Wenn du den Heiland einst geschaut
Von Angesicht zu Angesicht.

Am trüben wie am heitern Tag
Ertönt hier deines Liedes Schall,
In Lust und Leid ein lauter Schlag,
Drum bist du die Trutznachtigall.

St. Heinrichstag 1855.

Und wiederum der Nachruf bei ihrem Tode:

Du warst gekrönt mit einem Kranz aus Dornen
Und eine Leidenskette war dein Leben,
Nun wird die Siegespalme dir gegeben,
Der hohe Preis für alle Gott Erkornen.

Jungfrau und Märtyrin, dir war beschieden
Ein voller Kelch der Leiden Tag für Tage,
Nur im Gebet hast du gehaucht die Klage
Und nur im Dulden rangest du nach Frieden.

Vorbei ist die Nacht voll Schmerz und Wehen,
Der Tag des Herrn ist leuchtend aufgegangen,
Den du im Glauben hast vorausgesehen,
Wonach in Sehnsucht deine Hände rangen:
Was du verlangt hast in der Andacht Flehen,
Das wirst du jetzt in vollem Maß empfangen.

Februar 1873. S. B.

Nicht vergessen kann der Maler Eduard Steinle werden, der zu seinem eigenen Bedauern im Vaterland nicht sein Fortkommen finden konnte. Die Wiedergabe seiner Auferweckung des Töchterleins des Jairus in den Manzischen Heiligenbildern zeigen eine solche Ähnlichkeit mit meiner seligen Schwester Henriette, dass ich mich gedrungen fühlte, diesen Umstand nachforschend an den Maler zu schreiben. Ich erhielt nach einiger Zeit folgendes Schreiben:

Frankfurt, 1. Juni 1884. Verzeihen Sie, wenn ich so spät dazu komme, Ihre gütigen Zeilen, welche Sie vergangenes Jahr an mich richten wollten, zu beantworten, da mein Publicum ein kleines ist, habe ich mich über alles, was Sie mir gesagt, nur erfreuen können, denn es muß erfreuen, wenn eine meiner Arbeiten in einer Seele Anklang findet. Dass jede Anerkennung bei mir schlecht angebracht ist, darf ich wohl kaum bemerken; denn alles, was an meinen Arbeiten gutes ist, ist nur eine oft schwach und schlecht verwaltete Gabe Gottes. Doch ist die nächste Veranlassung zu diesen Zeilen, dass ich mir die Freiheit erlaube, Sie, gnädige Frau für die nächste Zeit in das Künstlerhaus und dessen Ausstellung einzuladen. Ich habe nämlich meine letzte Arbeit, meinen Bildercyklus zu Wolfram von Eschenbachs „Parcival" dorthin geschickt und durfte nicht versäumen, ein gutes Publicum einzuladen, dieselbe mit ebenso gütigen Augen wie andre meiner Arbeiten ansehen zu wollen. Ihre Bemerkung über Jairus Töchterlein beruht wohl auf einem Geheimnis, nämlich dass unbewuste Ähnlichkeiten entstehen, welche von anderen erkannt werden. Nach meiner Erfahrung aber hat jeder, der eine Ähnlichkeit findet, Recht. Ihr verehrter Name klingt mir bekannt und ich glaube mich zu erinnern von meinem Schwiegervater wie von Herrn Ebneter denselben öfter gehört zu haben. Umgeben von Kindern und Kindeskindern stehe ich doch allein, denn vor drei Jahren hat es Gott gefallen meine Frau zu sich zu nehmen. Wir wollen der Hoffnung

leben, daſs ſich die Ähnlichen, Ihre Schweſter und meine Frau im beſſern Jenſeits gefunden haben ꝛc. ꝛc.

Edw. v. Steinle.

Ein zweites Schreiben erhielt ich von Königswinter vom 23. Auguſt 1884:

Verehrte gnädige Frau!

Ihre überaus gütigen Zeilen aus Altmannsdorf habe ich bei meiner Rückkehr aus der Schweiz hier bei meinen Kindern und Enkeln erhalten, und war beſchämt von ſo viel Aufmerkſamkeit welche Sie meinen Parcivalbildern und mir ſelbſt durch Ihre eingehende Beſprechung ſchenken wollten. Ich ſpreche Ihnen hiefür meinen ergebenſten Dank aus und gebe Ihnen bezüglich des Mangels an weiblichen Geſtalten in den färbigen Bildern um ſo mehr recht, als ich dieſen Mangel wohl ſelbſt, aber zu ſpät gefühlt habe. Es iſt aus meiner Ökonomie mit dem Hauptſtoffe des Gedichtes eine zu große Sparſamkeit und aus dieſer eine gewiſſe Armuth entſtanden.

Bei meiner noch immer gleich großen Anhänglichkeit an Öſterreich habe ich dieſe Arbeit gern in Wien, meiner Vaterſtadt, ausgeſtellt, aber beſonders durch die Art der heutigen Schreiber über Kunſt in Erfahrung gebracht, wie einſam und verlaſſen ich mit meiner Auffaſſung dem ſogenannten Fortſchritt gegenüber ſtehe. Indeſſen wird dies mir um ſo weniger ſchaden, als mir im Leben ſo viele Wandlungen ſchon vorübergegangen. Hätte ich dieſen folgen wollen, ſo hätte ich fortwährend umſatteln müßen und ich wäre dem erkannten Schönen und Guten untreu geworden. Vom königlichen National-Muſeum in Berlin aufgefordert, iſt der Cyklus nun dahin gewandert; ich zweifle aber, daſs es ihm dort beſſer als in Wien ergehen wird. Ihre Äußerung, daſs ſich der Herr Director Eitelberger günſtig über die Bilder geäußert, war mir neben Ihren eingehenden Bemerkungen eine große Freude. In ein paar Tagen werde ich nach Frankfurt zurückkehren, wo mich die Arbeiten für den Kaiſerdom erwarten; natürlich mit dem Wunſche, daſs die während der Ferien eingeholten Kräfte anhalten mögen. Gezeichnet ꝛc.

Edw. v. Steinle.

Von Professor Dr. Grimm in Würzburg erhielt ich auf mein Schreiben bezüglich der erstern Bände seines Leben Jesu im April 1892 folgenden Brief:

Sehr verehrtes Fräulein!

Entschuldigen, dass ich etwas spät dazu komme, auf Ihre überraschende freundliche Aufmerksamkeit, die mich im Grunde beschämen muß, zu antworten. Ich bin erst seit einigen Tagen aus den Ferien zurück und finde das schöne mir zugesendete Buch. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank, um so aufrichtiger, als ich darin ein Zeichen erblicken darf, dass die mir anvertraute Arbeit über einen so erhabenen Gegenstand in dem einen oder andern empfänglichen Herzen Anklang findet. Dafür danke ich zugleich dem Himmel. Ich hoffe bald die Zeit zu gewinnen, die Schrift des Herrn Canonicus kennen zu lernen, und werde nach ihr um so vertrauensvoller greifen, als ich die Art und Weise des berühmten Predigers und Gelehrten aus einigen seiner Werke, namentlich den heiligen Bergen, aus meiner Jugend bereits kennen gelernt habe.

Wenn Herr Dr. Veith auf den Straßen und in der Gesellschaft noch nicht mehr genannt wird, darum ist er nicht vergessen; im Kreise der Gelehrten, in der Wissenschaft lebt er fort und sicher in so manchem dankbaren Herzen, das seinen Worten von der Kanzel gelauscht hat.

Dass diese stillen Seelen immer weniger genannt werden, liegt in der Natur der Sache.

Ein zweiter Brief von Prof. J. Grimm 20. August 1894 Bad Reichenhall:

Für das große Interesse, das Sie in Ihren freundlichen Zeilen meinem Buche gebracht haben, kann ich nicht gleichgiltig bleiben. Die Erfahrung, dass der neue Band mit seinem großen Inhalt Ihrer empfänglichen Seele Eindruck gemacht hat, läßt mich hoffen, dass er noch in manchen Herzen wohlthätig wirke, und ich bin Ihnen aufrichtig für Ihre gütigen Zeilen dankbar, weil es begreiflicherweise doch einen Trost für mich bildet, zur Ehre Gottes nicht ganz vergeblich gearbeitet zu haben. Ihr Bedenken wegen der Glaubwürdigkeit der Scenen, welchen die Evangelisten nicht selbst beigewohnt

haben, ist sehr natürlich, aber Sie sind auch sicher mit Ihrer Andeutung auf der rechten Spur. Die Thätigkeit des inspirirenden heiligen Geistes will ungleich intensiver gefasst werden, als selbst von Theologen gern angenommen wird. Ich möchte Sie nur auf die Weise wie ein heiliger Paulus sein Evangelium lernt, verweisen, und etwa noch erinnern, dass die Apostel ja auch, wo sie Augen- und Ohrenzeugen waren, häufig durch eigene Kraft außer Stand waren, das Gesehene und Gehörte mit dem Verstand und dem Gedächtnis zu erfassen und festzuhalten — denken wir nur an die langen und geheimnisvollen Gespräche und Vorträge bei Johannes — dass sie darum auch für so manches persönlich Erlebtes noch immer zugleich des inspirirenden Geistes bedurften, doch so viel nur nebenbei.

Endlich das dritte Schreiben kurz vor seinem Tode:

Würzburg, 29. Jänner 1895.

Sehr verehrtes Fräulein!

Etwas sich drängende Geschäfte lassen mich, leider später als mir lieb ist, den aufrichtigen Dank aussprechen, den ich Ihnen für die neue Aufmerksamkeit schulde, auch für die freundlich eingeflochtenen Segenswünsche zum Jahreswechsel — — Dass es gerade mein Buch ist, was mir nebst den gedachten Äußerungen wohlwollender Gesinnung so theilnehmende Anerkennung, dessen was ich weniger leistete als leisten wollte, so unerwartet eintrug, könnte mich freudig berühren, wenn es mich nicht noch mehr beschämen müßte. Sie dürfen mir glauben, wenn ich sage: bei einer derartigen Arbeit bringt der Verfasser keinen Augenblick das Gefühl los, dass was er schreibt, ungenügend ist, hinter dem was zu sagen wäre und was er vielleicht selbst empfindet, himmelweit zurückbleibt und nur die allerbescheidensten Leser befriedigt, da jeder seine besonderen Erwartungen hegt und pflegt. Da bin ich in der That für Ermunterung dankbar, wenn ich doch von warmem Interesse höre, welches mein Versuch einer nachsichtigen Seele abgewinnt. Vielleicht darf ich, wenn mein Buch in irgend einem Herzen einigermaßen Liebe zum Heiland anfacht auch einigermaßen auf Gottes Lohn hoffen.

Prof. J. Grimm.

Noch tritt ein vortrefflicher Priester unter den Verehrern Veiths hervor, der emeritirte Pfarrer der Brigittenau Adam Schwandtner. Ein habituelles Fußleiden machte ihn fast zum Eremiten in seinem den damaligen Verkehrsmitteln nach weit von der Stadt liegenden Pfarrhof. Er war ein philosophischer Kopf von scharf logischer Denkungsart, stets ob erwünscht oder unerwünscht der Wahrheit ohne Menschenfurcht oder Rücksicht die Ehre gebend, kein anderes Streben kennend als seine Pflichten. Sonst in ernste Studien vertieft, aber mit Freude besonders die jungen Priester aufnehmend, zu Rath und Belehrung bereit, wo sie erwünscht war. Wie er selbst sagte, war Zeit seines Lebens besonders die Apokalypse der Lieblings-Gegenstand seiner Betrachtung, er schrieb auch eine Übersetzung nach der Vulgata nieder, konnte aber keinen Verleger finden, weil eben durch seine Weltentfremdung sein Styl altmodisch und schwerfällig geblieben war, und ihm unbekannt die neuern Ergebnisse der exegetischen Hilfswissenschaften. In seiner Anspruchslosigkeit gab er dies auch selbst zu, und hätte nur der Sache halber gewünscht, dass jemand den in seinem Vorwort niedergelegten Schlüßel der Lösung aufnehme, den er darin gefunden zu haben meinte, dass er nach dem vom Bamberger Meyer in seiner Erklärung der Prophezien des Isaias gegebenen Beispiel folgte, und das wiederholte Neu-Anheben der Prophezieen je nach verschiedenen Gesichtspunkten nachwies. So theilte er die Apokalypse in drei Wiederholungen oder Theile, deren erster: Capitel I bis Capitel III Vers 12 symbolisch den Zustand der sieben Kirchen schildert, der zweite Theil von Capitel IV bis XI von den Kämpfern als Personen handelt, und der dritte Theil von Capitel XII bis XXII, Vers 21 von den Widersachern.

In Gottergebenheit nahm er das Fehlschlagen seines Bestrebens hin, sagend, Gott könne es immer noch fügen, dass sein Bemühen auf irgend eine Weise Früchte bringe. Wie ein so reiner selbstloser Charakter, ein so völlig harmloser Mann Feinde und Verläumder haben konnte, blieb mir stets ein Räthsel; aber Thatsache ist, dass er sich lieber in das Deficienten-Haus zurückzog, als den Kampf mit denselben aufzunehmen, dort sich ernsten Studien widmend und, wie mir Augenzeugen versicherten, wie ein Heiliger sein Leben schloß.

* * *

Im Jahre 1895 erhielt ich zu meiner Überraschung aus München von Georg Ebers ein Schreiben, das nur mit A. v. H. und dem Vermerk adressirt war: „Vielleicht findet die Post Hauptstraße 9 den Adressaten, von dem mir nur die Anfangsbuchstaben bekannt sind". Bei seiner Unparteilichkeit der katholischen Kirche gegenüber hatte es mir leid gethan, dass er sich in ihrer Liturgie nicht zurechtgefunden, worauf ich ihn anonym aufmerksam machte. Der Brief lautet:

„Einem in so liebenswürdiger Form dargereichten Hinweis auf einen Fehler gebührt warmer Dank. Ihre freundlichen Zeilen sichern Ihnen meine volle Erkenntlichkeit. Sie werden mich auch veranlassen, den bösen Plunder aus der Welt zu schaffen, sobald ein Neudruck von Schmiedefeuer nöthig wird. Die Art und Weise, in der Sie dem Protestanten zu gute halten, was er gegenüber einer Besonderheit des katholischen Cultus versah, zeigt von einer so vornehmen und gütigen Gesinnung, dass ich es doppelt bedaure, nur die Anfangsbuchstaben zu kennen. Sehen wir zu, was die Post mit diesem zu machen vermag. Findet sie Sie nicht, soll es mich doch nicht reuen diese Zeilen geschrieben zu haben Ihren dankbar ergebenen

Georg Ebers.

Wohl enthielten meine Schätze noch manch interessantes Blatt. Da es sich aber nicht geziemt, ohne Zustimmung Lebender deren Äußerungen zu veröffentlichen, schließe ich hiemit meine Ausstellung von altem und ächtem — Wiener Porzellan.

Unentbehrlich für Jedermann!

Diamanten

zum Schneiden von Glas (Glaser-Diamanten) in den verschiedensten Formen, Gärtnermesser mit Diamant (Oculier- oder Copulierklinge), **Taschenmesser** mit Diamant, **Uhrgehänge** mit schneidenden Diamant, **Hobelformen für ungeübte Hand. Diamanten zum Schreiben auf Glas** und **Gravieren auf Stein, für Lithographen** (geschliffen und ungeschliffen), **Rundschneide-** und **Rund-** und **Ovalschneide-Maschinen** zum Schneiden runder und ovaler Gläser.

Geschliffene Diamanten

für Kattunfabriken, zum Justieren und Egalisieren von **Papier-Calander, Porzellan- und Hartgusswalzen**, sowie alle erdenklichen Werkzeuge in Verbindung mit Diamant liefert in **anerkannt bester Qualität** die Firma:

K. Puschner & Co.

Erzeugung von Glaser-Diamanten und Diamantwerkzeugen

WIEN, IX.

Porzellangasse 18, II|7.

Preislisten auf Verlangen gratis und franko.

Rechenschaftsbericht

über das Jahr 1904,

vorgetragen in der am 26. April 1905 abgehaltenen 58. General-Versammlung des unter dem höchsten Protectorate **Sr. k. und k. Hoheit, des durchlauchtigsten Prinzen und Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana** stehenden Österreichischen Volksschriften-Vereines in Wien.

Der Herr Vorsitzende und Vereinspräsident, Seine Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert begrüßt die Anwesenden und eröffnet die 58. General-Versammlung in nachstehender Weise:

Hochverehrte General-Versammlung!

Ich gestatte mir, Sie, meine hochverehrten Anwesenden, auf das herzlichste zu begrüßen und die 58. General-Versammlung des unter dem höchsten Protectorate Sr. k. und k. Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana stehenden Österreichischen Volksschriften-Vereines für eröffnet zu erklären.

Vor allem richte ich an die Herren: k. k. Ober-Landesgerichtsrat Dr. August Kaserer und Jacob Schreiner, Geh. Kämmerer Sr. päpstlichen Heiligkeit, Ritter des Franz Joseph-Ordens, das höfliche Ersuchen, die Verificirung des Protokolls über die heutige General-Versammlung übernehmen zu wollen.

Alljährlich mäht der unerbittliche Sensenmann eine beträchtliche Reihe aus den Mitgliedern unseres Vereines weg, und auch im verflossenen Jahre haben wir schmerzliche Verluste durch das Ableben folgender Personen erlitten.

Es sind dies:

Herr Kirchendirektor, päpstlicher Ehrenkämmerer Alois Freudhofmeier in Wien;

Frau Natalie Gräfin Huyn, Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin, in Bozen;

Herr Karl Preysing, Realitätenbesitzer in Wien;

Herr Pfarrer Franz Schöbitz in Graslitz;

Seine bischöflichen Gnaden Herr Generalvicar Dr. Johann Schneider in Wien;

Herr Leopold Waldhauser, erzbischöflicher Kammerdiener in Wien;

Frau Henriette Edle von Wiener-Welten in Wien.

Unter den genannten Verstorbenen will ich ganz besonders das Ehrenmitglied Herrn Karl Preysing, welcher unserem Vereine seit seiner Gründung angehörte, und einer der eifrigsten und opferwilligsten Förderer desselben gewesen, und das Ausschuss-Mitglied Monsignore Alois Freudhofmeier herausheben, welcher durch 28 Jahre die Interessen unseres Vereines, namentlich dadurch förderte, dass derselbe unzählige Tendenzprüfungen über ihm zugemittelte Aufsätze für die Veröffentlichung im Jahrbuche zu besorgen, stets bestrebt war.

In aufrichtigster Erinnerung an die genannten Verblichenen und im Gefühle der Dankbarkeit für die stete Teilnahme, welche dieselben an den Bestrebungen unseres Vereines immerdar zu nehmen bemüht waren, nehmen wir uns vor, ihnen ein treues Andenken zu bewahren und dies durch Erheben von den Sitzen zum Ausdrucke zu bringen. (Geschieht.)

Wenn ich von der Trauer sogleich zur Freude übergehe, so will ich damit nur ausdrücken, dass es im Vereinsleben trotz der ernsten und mühevollen Arbeit, auch angenehme Stunden gibt, die sich ab und zu ergeben. So hat der Österreichische Volksschriften-Verein am 13. November v. J. eine gar seltene Festlichkeit zu feiern Gelegenheit gehabt. Diese Feier betrifft nämlich unseren allverehrten und vielverdienten II. Vicepräsidenten, Herrn k. u. k. Generalstabsarzt Dr. Ernst Chimani, welcher sich des seltenen Glückes erfreute, sein fünfzigjähriges Jubiläum als Doctor medicinae zu begehen. Aus diesem Anlasse wurde namens unseres Vereines dem Jubilar eine schön ausgestattete Adresse durch unseren Herrn I. Vicepräsidenten Kaiserlichen Rat Dr. Hans Truxa überreicht.

Aber noch einer zweiten Festlichkeit zu erwähnen nehme ich freudigen Anlass: sie betrifft unser sehr verehrtes Directionsmitglied den Herrn Stadtrat und Buchdruckereibesitzer Rudolf Brzezowsky, welcher am 7. December sein sechzigjähriges Jubiläum als Buchdrucker feierte, eine Feier, die in den heutigen Zeiten wohl zu den Seltenheiten gezählt werden darf. Auch diesem verdienten Directionsmitgliede wurden durch eine Deputation die besten Glückwünsche in meinem eigenen, sowie im Namen des Österreichischen Volksschriften-Vereines übermittelt.

Über die Bewegung im Stande der Vereinsmitglieder wird die hochgeehrte General-Versammlung aus dem Berichte über die Gebarung mit den

Vereinsmitteln nähere Daten zu entnehmen Gelegenheit haben, doch will ich hier speciell anführen, dass der Abgang der Mitglieder durch den Zuwachs keineswegs gleichen Schritt hält, so dass die Ziffer der Vereinsmitglieder seit Jahren im Rückgange begriffen ist, eine Tatsache, die unserseits wohl mit großem Bedauern zur Kenntnis zu nehmen, aber aus der stets wachsenden Concurrenz mit neuentstehenden Vereinen zu erklären ist.

Nicht weniger als 14 Mitglieder haben während des Jahres 1904 unserem Vereine durch Austritt Valet gesagt, eine Zahl, welche in Anbetracht des geringen Mitgliederstandes, den unser Verein aufweist, stark ins Gewicht fällt.

Der Verein zählt gegenwärtig: . . . . . 6 Ehrenmitglieder
437 Mitglieder

Zusammen . 443 Mitglieder

Im verflossenen Vereinsjahre wurden drei Directions- und drei Ausschuß-Sitzungen theils unter meinem, theils unter dem Vorsitz des Herrn I. Vicepräsidenten Kais. Rates Dr. Hans Truxa abgehalten, deren Beratungen hauptsächlich darauf gerichtet waren, eine neue Kategorie von Mitgliedern zu schaffen, welche darin bestehen soll, dass die in Rede stehenden Mitglieder blos 1 Krone pro Jahr als Beitrag zu leisten hätten, wobei ich aber gleich vorausschicke, dass dieselben auf den Bezug des Jahrbuches keinen Anspruch machen könnten, sondern nur mit einer Broschüre alljährlich bedacht würden.

Zu diesem Zwecke wurde ein fünfgliedriges Comité gewählt, welchem folgende Herren angehören: Statthaltereirat Dr. Böhm, Generalstabsarzt Dr. Chimani (als Obmann), Ritter von Eisner, Dr. Niesler, Kais. Rat Dr. H. M. Truxa. Dieses Comité wird nun diese Angelegenheit mit allem Ernste in die Hand nehmen und sein Augenmerk namentlich darauf lenken, auf welche Art und Weise es möglich sein wird, eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern zu werben, damit der von Jahr zu Jahr zurückgehende Mitgliederstand wieder erstarke.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Anreger dieser Idee, dem Herrn Vicepräsidenten Dr. Chimani, meinen verbindlichsten Dank und Anerkennung zu zollen und im Namen unseres Vereines verbindlichsten Dank zu sagen.

Die im Vorjahre durch Seine Hochwürden Monsignore Panholzer angeregte Idee, nebst dem Österreichischen Jahrbuche gleichzeitig eine Broschüre für die Jugend herauszugeben, fand allgemeine Zustimmung umsomehr, als sich ein Jugendschriftsteller, der k. u. k. Major Heinrich Kematmüller bereit erklärte, dem Vereine eine ganze Reihe von diesbezüglichen Erzählungen unentgeltlich zur Verfügung stellen zu wollen. Doch ist die Financirung dieses Unternehmens noch nicht so weit gediehen, dass eine Durchführung desselben in Angriff genommen werden könnte. Die Direction wird dasselbe jedoch nicht

aus dem Auge verlieren und sobald die hiefür nothwendigen Kosten gesichert sind, an die Realisierung des in Rede stehenden Unternehmens schreiten.

In der am 10. Mai 1904 stattgefundenen Ausschuß- und Directionssitzung wurden die Herren:

Brzezowsky Rudolf,
Dr. Chimani Ernst,
Gall Ludwig,
Dr. Herrdegen Karl,
Kleindienst Franz,
Panholzer Johann,
Rauscher Wilhelm,
Dr. Riefler Franz,
Schuch Franz,
Dr. Truxa Hans Maria

zu Directions-Mitgliedern gewählt.

Weiters wurden in der Directionssitzung desselben Tages Herr Kais. Rat Dr. Hans Truxa als I. Vicepräsident und Herr k. u. k. Generalstabsarzt Dr. Ernst Chimani als II. Vicepräsident mit einjähriger Functionsdauer wiedergewählt. Die genannten Herren nahmen die auf sie gefallene Wahl an und äußerten sich dahin, daß sie auch in Zukunft mit voller Hingebung im Interesse des Vereines ihre Thätigkeit entfalten wollen, wofür ihnen der wärmste und beste Dank ausgesprochen sein möge.

Den gleichen Dank wollen auch diejenigen Herren empfangen, welche sich mit der Tendenzprüfung der ihnen zugesendeten Aufsätze behufs Publication im Jahrbuche beschäftigt haben. Ich nenne hier die Herren: Dr. Chimani, Gall, Dr. Herrdegen, P. Pfeifer und Dr. Truxa.

Dem Herrn Kais. Rathe Dr. Truxa sind wir zu ganz besonderem Dank für sein unermüdliches Wirken vorzüglich für das Anwerben von neuen Mitgliedern mit dem Wunsche verpflichtet, auch fürderhin in dieser Richtung nicht erlahmen zu wollen, weil ja durch diese Wirksamkeit die finanzielle Seite des Vereines mächtig gefördert wird.

Vereinsrechnungen und Kassastand sind durch die Herren: Kais. Rat Franz Kleindienst und den Oberrealschul-Director Eduard Döll einer eingehenden Prüfung unterzogen und in der größten Ordnung befunden worden, weshalb ich den genannten Herren Revisoren namens unseres Vereines den verbindlichsten Dank für diese Mühewaltung auszusprechen mich beehre.

Vom Österreichischen Jahrbuche habe ich Ihnen zu sagen, dass dasselbe in einer Auflage von 1000 Exemplaren erschienen ist, wie in den vergangenen Jahren auch pro 1904 von Seiner Excellenz dem gewesenen Herrn Minister-

präsidenten als Justizminister den k. k. Behörden zur Abnahme empfohlen wurde, wodurch unser Verein eine namhafte Einnahme erzielte.

Werthvolle Anerkennungsschreiben sind dem Vereine, namentlich von unserem durchlauchtigsten Herrn Vereinsprotector Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand IV. Großherzog von Toscana, zugegangen, was wohl ein Beweis dafür ist, dass das Jahrbuch sich auf dem Wege zur Verbreitung in allen Kreisen befindet.

Die im vorflossenen Vereinsjahre an verschiedene k. k. Behörden, Corporationen, Bibliotheken ꝛc. vertheilten Bücher, Broschüren und Hefte vertheilen sich in folgender Weise:

An das k. k. Oberlandesgerichts-Präsidium in Wien .	40
„ Herrn Beneficiaten Jacob Peham in Obernberg am Inn . .	37
„ die Strafanstalt in Göllersdorf	35
„ das k. k. Oberlandesgerichts-Präsidium in Wien (neuerdings)	40
„ Herrn Pfarrer Wenzel Jiraut in Langegg	36
„ die k. k. Strafanstalt in Garsten	37
„ „ „ „ „ „ Suben	36
„ den Allgemeinen Volksbildungsverein in Drosendorf	30
„ die deutsche Volksschule in Wittischau	80
„ die Volkslesehalle im X. Bezirke	70
„ die St. Vincenz-Vereinsbücherei im I. Bezirke . . .	50
„ 22 Lesezirkeln	275
„ Herrn Cooperator Anton Reitbauer in Rappottenstein . . .	48
„ „ „ A. Klinger in Sindelburg	55
„ „ Joseph Mautsch, Obmann des christlich-socialen Arbeitervereines in Georgswalde	75
„ das Kirchenbau-Comité Rothau	80
„ die St. Vincenz-Conferenz auf der Laimgrube in Wien	48
„ den Verein der christlichen Deutschen in Kimpolung .	50
„ Herrn Johann Klein, Obmann des Werksverbandes XI. Bezirk	36
„ „ Pfarrer Joseph Böhm in Blottendorf	65
„ das k. k. Oberlandesgerichts-Präsidium in Wien (neuerdings)	80
„ die Congregation St. Franciscus Assisi im I. Bezirke	40
„ den Christlichen Metalldreher-Verein in Wien VI. B.	30
„ Herrn Pfarrer Engelbert Hetzendorfer in Speisendorf . . .	87
„ „ „ Julius Tlolka in Mannersdorf a. d. March .	100
Fürtrag .	1560

Übertrag .	1560
An Herrn Cooperator Ferdinand Brunnbauer in Vitis . . .	70
„ „ „ Joseph Liener in Puchberg am Schneeberg	102
„ die Schulschwestern vom dritten Orden des heiligen Franciscus im I. Bez.	38
„ die christliche Volkslesehalle im X. Bez.	70
„ Herrn Cooperator Hermann Dreiseitl in Veitsch	110
„ das k. k. Oberlandesgerichts-Präsidium in Wien (neuerdings)	80
„ Herrn Cooperator Anton Rudolf in Herzogenburg	25
„ die Central-Leitung des katholischen Schulvereines in Wien	35
„ Herrn Pfarrer Friedrich Hahnel in Habsdorf	207
„ die Schwestern der III. Abtheilung des k. k. Marine-pitals in Pola	140
„ die Schwestern vom armen Kinde Jesu in Döbling .	70
„ das k. k. Landesgerichts-Präsidium im Innsbruck . .	6
„ das k. k. Bezirksgericht in Obervellach	6
„ Herrn Pfarrer Vincenz Wendlik in Bierbaum am Kleinbüchl	60
„ einzelne Personen	83
Summe .	2662

In der am 26. April abgehaltenen General-Versammlung wurden folgende Herren zu Ausschußmitgliedern mit dreijähriger Functionsdauer wiedergewählt und zwar:

Dr. Böhm Franz,
Brzezowsky Rudolf,
Eisner Ritter von Eisenhof,
Freudhofmeier Alois,
Gall Ludwig,
Dr. Herrdegen Karl,
Kirsch August,
Dr. Radda Ritter von Boskowstein,
Rißner Michael.

Als Ersatz Herr Wondra Emanuel.

Während des Scrutiniums dieser Wahl hielt der Herr I. Vicepräs Kais. Rat Dr. Truxa einen ebenso interessanten als anziehenden Vo „Aus dem Leben der vaterländischen Dichterin Karoline Pichler", welcher a Anwesenden den günstigsten Eindruck hervorgerufen hat, was wohl der le Beifall, der am Schlusse des Vortrages folgte, am deutlichsten bewiese

Der Österreichische Volksschriften-Verein fühlt sich verpflichtet, Seiner k. u. k. Apostolischen Majestät unserem höchsten Vereins-Protector, dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand IV. Großherzog von Toscana und den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses, sowie den hohen Behörden, als auch allen Wohlthätern für die Förderung der Zwecke unseres Vereines den ergebensten und tiefgefühltesten Dank hiemit auszusprechen.

Endlich darf ich nicht vergessen, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher das Präsidium diesen herrlichen Saal unserem Vereine zur Verfügung zu stellen die Güte hatte, bestens zu danken.

Cassabuchführer Herr Karl Heidrich verliest den Rechenschaftsbericht

Hochgeehrte Versammlung!

Unter Hinweis auf den mittels der Einladung zur diesjährigen General-Versammlung Ihnen zugekommenen Abschluß der Vereins-Rechnungen für das Jahr 1904 erlaube ich mir über die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen und über die dem Vereine im genannten Jahre an außerordentlichen Jahresbeiträgen zugeflossenen Gelder zu berichten:

Die Bar-Einnahmen pro 1904 betrugen	7258 K 92 h
Verblieben in Werthpapieren	9314 „ 32 „
Die Ausgaben pro 1904 hingegen beziffern sich mit	6776 K 02 h
somit verbleibt am Schluße des Jahres 1904 ein Cassarest	
im Baren	482 „ 90 „
in Werth-Effecten	8114 „ 32 „

Sowohl die Rechnungen als auch die Casse des Österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1904 wurden von den Rechnungs-Revisoren, und zwar den Herren Kaiserlichen Rath Franz Kleindienst, Registratur-Director der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, und Oberrealschul-Director Eduard Döll eingehend geprüft, beziehungsweise scontriert und erstere auf Grund der zugehörigen Documente richtig und letztere in bester Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von Allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und sonstigen Gönnern des Vereines sind im Jahre 1904 eingegangen 1804 K, welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. und k. Apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. .	200 K
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ludwig Victor .	40 „
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand IV. Großherzog von Toscana	100 „
Fürtrag .	340 K

	Übertrag .	340 K
Von Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Eugen . . .	30	„
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Rainer . . .	20	„
„ Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Rainer	20	„
„ Sr. k. und k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich . .	30	„
„ Sr. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha	10	„
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn regierenden Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein	200	„
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Adolf Schwarzenberg	20	„
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Alfred Windisch-Grätz	20	„
„ Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten Emanuel Collalto et San Salvadore	50	„
„ Sr. Eminenz dem hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischof von Wien Cardinal Dr. Gruscha	100	„
„ Sr. Excellenz dem Herrn Eisenbahn-Minister Dr. Heinrich Ritter von Wittek	10	„
„ Sr. Excellenz dem Herrn Feldzeugmeister Franz Freiherrn von Wimpffen	4	„
Vom k. k. Ministerraths-Präsidium	200	„
„ k. und k. Ministerium des Äußern	200	„
Von der k. k. n.-ö. Statthalterei	200	„
Vom n.-ö. Landesausschuß	200	„
„ Wiener Gemeinderaths-Präsidium	50	„
Von der I. Österreichischen Sparcasse	100	„
Summa .	1804	K

wofür den hochherzigen Spendern (Gönnern) im Namen des Vereines hiemit der ergebenste Dank ausgesprochen wird.

Vereins-Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit, der durchlauchtigste Prinz und Herr

Erzherzog Ferdinand IV.

(Salvator Maria Joseph Johann Baptist Franz Ludwig Gonzaga Raphael Rainer Januarius)

Großherzog von Toscana,

kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Österreich, königlicher Prinz von Ungarn, Böhmen etc. etc.,

Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, Großkreuz des königl. ungarischen St. Stephans-Ordens, Besitzer der Kriegs-Medaille und der Jubiläums-Erinnerungs-Medaille, Großmeister des großherzogl. toscanischen St. Stephans-Ordens, des Ordens vom heil. Joseph und des Civil- und Militär-Verdienst-Ordens, Großkreuz und Ehren-Bailli des Johanniter-Ordens mit Dist. f. Jerusalem etc. etc., k. und k. Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber des k. und k. Infanterie-Regimentes Nr. 66 und des königl. bayerischen Infanterie-Regimentes Nr. 16; geb. zu Florenz am 10. Juni 1835.

Verzeichnis

der p. t. Ehren-Mitglieder des Österreichischen Volksschriften-Vereines.

Herr Gruscha Anton Joseph Dr., Cardinal-Priester der heil. röm. Kirche, k. und k. Geheimrath, Mitglied des hohen Herrenhauses, Großkreuz und Prälat des kaiserl. österr. Leopold-Ordens ꝛc., Eminenz, Fürsterzbischof in Wien. (Beschluß der 54. General-Versammlung vom 22. April 1901.)

„ Kolbe Dominik, Jur. Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Directions-Comité-Mitglied des I. Allgemeinen Beamten-Vereines der österr.-ungar. Monarchie in Wien. (Beschluß der General-Versammlung vom 14. Mai 1875.)

„ Liechtenstein, Johann II. von und zu, regierender Fürst, Mitglied des hohen Herrenhauses, Ritter des Ordens vom Goldenen Vließe ꝛc., Durchlaucht, in Wien. (Beschluß der 54. General-Versammlung vom 22. April 1901.)

Frau Pütz Elveride von, k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe ꝛc. in München (Beschluß der General-Versammlung vom 17. Mai 1876.)

„ Seng Therese, Med. Dr.-Witwe, Realitätenbesitzerin ꝛc. in Wien. (Beschluß der General-Versammlung vom 22. April 1901.)

Herr Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg, Albin Freiherr von, k. u. k. Feldzeugmeister a. D., wirkl. geheimer Rath und Kämmerer, Commandeur des Österr. Leopold-Ordens, Ritter des kaiserl. Eisern. Kronen-Ordens I. Classe, ehemal. Obersthofmeister Sr. kaiserl. und königl. Hoheit, des durchlauchtigsten Prinzen und Herrn Erzherzogs Ferdinand IV. Großherzogs von Toscana ꝛc. ꝛc. Excellenz, in Villa Vicentina im Küstenland. (Beschluß der General-Versammlung vom 30. März 1880.)

Verzeichnis

der Functionäre des Österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1905/1906.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident:

Se. Excellenz Herr J.-Dr. Joseph Alexander Freiherr v. Helfert,

Seiner Kaiserl. und Königl. Apostolischen Majestät Wirklicher Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses; Ritter des Ordens der Eisernen Krone I. Cl., Kanzler und Großkreuz des Franz Joseph-Ordens, Großkreuz des großherzoglich toscanischen Civil-Verdienst-Ordens und des päpstlichen St. Gregorius-Ordens, Besitzer der Ehren-Medaille für vierzigjährige treue Dienste, der Jubiläums-Hof-Medaille, der Jubiläums-Medaille für Civil-Staatsbedienstete, der doppeltgroßen goldenen Salvator-Medaille der Stadt Wien; k. k. Unterstaatssecretär a. D., Präsident der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Präsident-Stellvertreter des k. k. Archivrathes, Mitglied des k. k. Kunstrathes, Protector des Vereines „Wiener Bauhütte", des Vereines für österreichische Volkskunde, des Hausbau-Vereines für die katholischen Jünglinge von Mariahilf, gewesener Präsident und Ehrenmitglied des Wiener Alterthums-Vereines, Ehrenmitglied und gewesener Erster Vicepräsident der k. k. Geographischen Gesellschaft; Ehrenmitglied des historischen Vereines für Steiermark in Graz; Ehrenbürger der Stadt Tachau, Ehrenmitglied und gewesener Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, Ehrenmitglied der Münz- und Medaillen-Freunde Wiens; Ehrenmitglied der Včela Časlavska; Ehrenmitglied des königlich sächsischen Alterthums-Vereines in Dresden; ordentliches Mitglied der Königlich Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der k. k. Böhmischen Franz Joseph-Akademie für Wissenschaft, Literatur und Kunst, correspondirendes Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Prager juridischen Facultät, mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften sowie humanitärer und gemeinnütziger Vereine.

(Am 15. Mai 1860 bei der General-Versammlung auf die statutenmäßige Dauer von drei Jahren zum Vereins-Präsidenten gewählt, seither alle drei Jahre wiedergewählt.)

Vice-Präsidenten.

I. Herr Dr. Truxa Hans Maria, Kais. Rath, Ober-Controlor der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Mitglied des Directoriums der österr. Leo-Gesellschaft, Patronats-Commissär der landesfürstlichen Kirche St. Johann von Nepomuk in Wien (II. Bez.), Ritter des Franz Joseph-Ordens, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice", Officier des großherzoglich toscanischen Civil Verdienst-Ordens ꝛc., Mitglied des römischen Ordens avvocati di San Pietro, Bürger von Wien, Ehrenmitglied der Vincentius-Conferenz für freiwillige Armenpflege zu St. Leopold, Vicepräsident des Verbandes katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs und des Vereines zur Erbauung der Apostelkirche im X. Wiener Gemeindebezirke, Stifter der St. Joseph Votivkirche an der Türkenschanze in Wien.

II. „ Dr. Chimani Ernst, k. und k. General-Stabsarzt i. R., Besitzer der kaiserl. Allerhöchsten Anerkennungs-Medaille, der Kriegs-Medaille, der k. und k. Hofmedaille und der k. k. Jubiläums-Medaille, Central-Ausschußmitglied der Gesellschaft vom Weißen Kreuze, Vice-Präsident der Gesellschaft vom Rothen Kreuze, Verwaltungsrath der k. k. Gartenbau-Gesellschaft, Directions-Mitglied des Central-Krippen-Vereines, Mitglied der österr. Leo-Gesellschaft ꝛc.

Directoren:

Siehe S. 296.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Jur. Dr. Berger Wilhelm, Freiherr von, Herrenhaus-Mitglied, Gutsbesitzer ꝛc.

„ Dr. Böhm Franz, k. k. Statthaltereirath, Ritter des Franz Joseph-Ordens.

„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer, Stadtrath von Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ꝛc.

„ Dr. Chimani Ernst, k. u. k. General-Stabsarzt, siehe oben.

„ Döll Eduard, Oberrealschul-Director ꝛc.

„ Eisner Ritter von Eisenhof Angelo, Besitzer des Marianer-Kreuzes des deutschen Ritter-Ordens, Gutsbesitzer ꝛc.

„ Fliedl Johann Ev., päpstl. Ehrenkämmerer, f.-e. geistl. Rath, k. k. Ober-Gymnasial-Professor, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone ꝛc.

„ Gall Ludwig, Inspector der k. k. priv. Nordbahn ꝛc.

Herr Hamar Joseph, Bureauvorstand der k. k. priv. Nordbahn &c.

„ Dr. Herrdegen Karl, Oberinspector der k. k. priv. österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft &c.

„ Kaschl Franz, Bürgerschul-Director i. P., Besitzer der goldenen Salvator-Medaille &c.

„ Kleindienst Franz, Kais. Rath, Registraturs-Director der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone &c.

„ Kundi Julius, Pfarrer bei St. Elisabeth, f.-e. geistlicher Rath, em. k. k. Professor.

„ Kuttig Zdenko von Domberg, k. k. Regierungsrath, General-Director der k. k. priv. Nordbahn, Ritter des Franz Joseph-Ordens &c.

„ Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt" &c.

„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat, Ritter des Franz Joseph-Ordens &c.

„ Panesch Wilhelm, päpstl. Ehrenkämmrer, Superior.

„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath, Pfarrer.

„ Pfeifer Egyd, Prior im Stifte Schotten &c.

„ Pfob Joseph, Kommandeur des ritterl. Kreuzherren-Ordens, Pfarrer bei St. Carl.

„ Pollak Jacques, Fabrikant und beeid. Schätzmeister.

„ Dr. Radda Ritter von Boskowstein Sigmund, Concipient der k. k. n.-ö. Finanz-Procuratur.

„ Rauscher Wilhelm, k. k. Regierungs-Rath, Central-Inspector der k. k. priv. Nordbahn &c.

„ Riesler Franz, Doctor der gesammten Heilkunde &c.

„ Rißner Michael, Inspector der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

„ Schuch Franz X., Kais. Rath, Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land" &c.

„ Dr. Truxa Hans Maria, s. oben.

„ Truxa Karl Maria, k. k. Hofrath beim Verwaltungs-Gerichshofe, Ritter des Leopold-Ordens und des Ordens der Eisernen Krone III. Classe &c.

„ Wondra Johann Emanuel, Fachschriftsteller, Lehrer.

Kanzlei:

Peter Vincenz, Hilfsbeamter, Vereinssecretär.

Verzeichnis

a) derjenigen ordentlichen P. T. Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der Höhe von 10 K oder darüber entrichten.

		K h
Herr	Alber-Glanstetten August, Freiherr von, Dr., Triest	10.—
„	Auersperg Franz Joseph, Fürst, k. u. k. Geheimrath und Kämmerer ꝛc., Durchlaucht	20.—
„	Bellegarde Franz, Graf, Excellenz, Wien	10.—
„	Brandis Anton, Excellenz, gew. Landeshauptmann von Tyrol, Innsbruck	10.—
Frau	Chotek Marie Henriette, Gräfin, Ehrenstiftsdame in Wien	10.—
Herr	Clam-Gallas Franz, Graf, k. u. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses ꝛc.	10.—
„	Clary-Aldringen Carlos, Fürst, Durchlaucht, Wien	20.—
„	Fürst Emanuel Colalto et San Salvadore, Durchlaucht	50.—
„	Czechowicz Constantin, gr.-kath. Bischof in Przemysl	10.—
„	Czernin von Chudenitz Jaromir, Graf, k. u. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, Excellenz, Wien	10.50
„	Čtvertečka Bruno, Dr., Abt in Braunau (Böhmen)	10.—
Löbl.	Commune Wien	50.—
Herr	Dalmata Emil, Edler von, Truchseß, Commercialrath in Baden	10.—
Frau	Dobrženský Anna, Baronin, geb. Gräfin Kolowrat in Pottenstein a. d. Adler (Böhmen)	10.—
„	Dumba, k. und k. Geheimraths-Witwe, Excellenz	20.—
„	Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein, Sternkreuz-Ordens- und Palastdame ꝛc., Durchlaucht, Wien	20.—
Löbl.	Gemeinderath der Stadt Wien (Bibliothek)	10.—
Herr	Geusau Karl, Freiherr von, zu Schloß Engelstein (N.-Ö.)	10.—
„	Gruscha Anton, Dr., Cardinal, Fürsterzbischof von Wien ꝛc., Eminenz (siehe auch unter b)	100.—
„	Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Herrenhaus-Mitglied, Excellenz ꝛc., Wien	10.—
Frau	Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin, Wien	10.—
Herr	Karl Alexander, inful. Abt des Stiftes Melk, Herrenhaus-Mitglied ꝛc.	10.—

	K	h
Herr Katschthaler Johannes, Dr., Fürst-Erzbischof, k. u. k. Geheimrath, Ritter des Eisernen Kronen-Ordens	10.	—
Knaben-Seminar, f.-e. in Ober-Hollabrunn	10.	—
Se. Durchlaucht Liechtenstein Friedrich, Fürst, k. u. k. Kämmerer ꝛc., Attaché, London	20.	—
„ Linde Rudolf, Freiherr von, Dr., Domcapitular in Olmütz	10.	—
Männerstrafanstalt, k. k. in Mürau	10.	—
Herr Napotnik, Michael Dr., k. u. k. wirklicher geheimer Rath, Herrenhaus-Mitglied ꝛc., Fürstbischof von Lavant in Marburg	10.	—
„ Paar Karl, Fürst, k. u. k. Kämmerer, Herrenhaus-Mitglied, Durchlaucht (siehe auch unter b)	10.	—
„ Rost P. Leopold, iuful. Abt des Stiftes Schotten in Wien	10.	—
„ Ruber Ignaz, Edler von, Dr., k. u. k. Geheimrath, k. k. Justiz-Minister a. D., Senatspräsident des obersten Gerichts- und Cassationshofes. Excellenz	10.	—
„ Schreiner Jacob, Geheimer Kämmerer Sr. päpstl. Heiligkeit, Ritter des Franz Joseph-Ordens, in Wien	10.	—
„ Seilern Karl, Graf, Herrenhaus-Mitglied, Excellenz, Wien	10.	—
Frau Seng Therese, Med.-Dr.-Witwe, Hausbesitzerin, Wien (siehe auch unter b)	10.	—
Herr Sereny Otto, Graf, Reichstags-Abgeordneter ꝛc., Lomnitz	10.	—
„ Spiegel-Diesenberg Ferdinand, Graf, in Wischenau	10.	—
Stiftshofmeisteramt Heiligenkreuz	10.	—
Hochw. Stift Lilienfeld, N.-Ö.	10.	50
Herr Stöber Johann Maria, päpstl. Ehrenkämmerer, Pfarrer in Hernals	10.	—
Strafanstalt Karthaus, k. k. Direction die	12.	—
Herr Sylva-Tarouca, Ernst Emanuel, Graf, k. u. k. wirkl. geh. Rath, in Türnitz, Böhmen	20.	—
„ Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg, Albin Freiherr von, k. u. k. Feldzeugmeister a. D., Geheimrath und Kämmerer, Excellenz, in Villa Vicentina (Küstenland)	10.	—
„ Thun-Hohenstein Franz, Graf, k. u. k. Geheimrath, Minister-Präsident a. D., Excellenz, in Tetschen (siehe auch unter b)	20.	—
„ Veith, Conte in Friesach	10.	—
„ Bittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	10.	—
Herr Wache Johann, Dr., Prälat in Olmütz	10.	—
„ Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, k. u. k. wirkl. geh. Rath_Präsident des Herrenhauses ꝛc., Durchlaucht	20.	—

	K h
Frau Windisch-Grätz, Fürstin Hugo Christian, geb. Prinzessin Auersperg, Durchlaucht, in Gonobitz, Steiermark	20.—
Herr Windisch-Grätz Ernst, Fürst, k. u. k. Oberst a. D. ꝛc., Durchlaucht	20.—
Frau Windisch-Grätz Valerie, k. u. k. FZM.-Gemahlin, Fürstin, Durchlaucht, Wien	20.—
Herr Zacherl Hans, Fabrikant ꝛc., Wien	10.—
„ Zhanel Rudolf, Dr., k. k. Professor, in Eisenstadt (Ungarn)	50.—
Frau Zichy Melanie, Gräfin, geb. Fürstin Metternich, Durchlaucht, in Wien	20.—

b) derjenigen ordentlichen P. T. Mitglieder, welche ihren Mitgliederbeitrag „ein- für allemal" entrichteten.

	K h
Hochw. Augustiner-Stift in Altbrünn	100.—
Herr Baechle Pius, Dr., Landtagsabgeordneter in Wien	100.—
Fräulein Bernbacher Marie, Realitätenbesitzerin in Wien	200.—
Herr Biegeleben Rüdiger, Freiherr von, k. u. k. Geheimrath, Gesandter, Excellenz, in Gries bei Bozen	100.—
„ Chotek Rudolf, Graf, k. u. k. Kämmerer, Maltheser-Ordens-Ehren-Ritter	100.—
„ Eichmann Theodor, Fabriksbesitzer in Arnau, Böhmen	100.—
„ Eisner Ritter von Eisenhof Angelo, Commandeur des päpstlichen St. Sylvester-Ordens ꝛc. ꝛc., Gutsbesitzer, Wien	100.—
„ Fischer-Colbrie August, Dr., Bischof in Kaschau	100.—
„ Franz Adolf, Dr., Prälat in Gmunden	100.—
„ Gruscha Anton, Dr., Cardinal, Fürsterzbischof von Wien ꝛc., Eminenz (siehe auch unter a)	200.—
Frau Kinsky Marie, Gräfin ꝛc. in Wien	100.—
Herr Knopff Oskar, Kunst- und Handelsgärtner in Wien	200.—
„ Kohn Robert, Banquier in Wien	100.—
„ Kopp Georg, Dr., Cardinal-Fürstbischof in Breslau	200.—
„ Liechtenstein Johannes II. von und zu, regierender Fürst, Durchlaucht ꝛc., Wien	100.—
„ Lobkowitz Zdenko, Erbprinz, Durchlaucht, in Bilin, Böhmen	100.—
„ Löwenstein Karl, Fürst, Durchlaucht, auf Schloß Haid, Böhmen	100.—
Frau Löwenthal Anka, Freiin von, geb. Freiin Maroičić von Madonna del Monte, Elisabeth-Ordensdame ꝛc. in Wien	100.—

	K h
Frau Mathoy, k. k. Notarswitwe in Wien	200.—
Löbl. Militair-Oberrealschule, k. u. k., in Mährisch-Weißkirchen	100.—
Herr Ottenfels Moriz, Freiherr von, k. u. k. Geheimrath, Excellenz, in Wien	100.—
„ Paar Karl, Fürst, k. u. k. Kämmerer, Herrenhaus-Mitglied, Durchlaucht, in Wien (siehe auch unter a)	100.—
„ Pejacsevich Julian, Graf, Gutsbesitzer in Wien	100.—
„ Pfob Joseph, Commandeur des ritterl. Kreuzherren-Ordens, Pfarrer bei St. Carl in Wien	100.—
„ Peitl Bernhard, inful. Propst und Abt des Stiftes Klosterneuburg	100.—
„ Piatti Ferdinand, Graf ꝛc., in Wien	100.—
„ Pollauder Ludwig, Cooperator in Groß-Schweinbarth, Nieder-Österreich	100.—
Hochw. Prämonstratenser-Chorherrenstift zu Schlägl, O.-Ö.	100.—
Hochw. Prämonstratenser-Chorherrenstift zu Tepl in Böhmen	100.—
Herr Rhomberg Adolf, Herrenhausmitglied, Landeshauptmann von Vorarlberg in Bregenz	100.—
„ Schellhammer Karl, Banquier in Wien	100.—
„ Schwarzenberg Johann, Erbprinz, Reichsrathsabgeordneter, Durchlaucht, in Wien	200.—
Frau Seng Therese, Med.-Dr.-Witwe, Hausbesitzerin in Wien (siehe auch unter a)	200.—
Löbl. Stiftsbibliothek des hochw. Chorherrenstiftes in Klosterneuburg	100.—
Herr Stolberg Günther, Graf zu, in Paskau, Mähren . . .	100.—
„ Strauß Eduard, k. k. Hofball-Musikdirector ꝛc., Wien . .	100.—
„ Tagleicht Karl, k. u. k. Hofschlossermeister, Bürger von Wien	100.—
„ Thun-Hohenstein Franz, Graf, k. u. k. Geheimrath, k. k. Minister-Präsident a. D. ꝛc., Excellenz, in Tetschen (siehe auch unter a)	100.—
„ Truxa Dr. Hans Maria, Kaiserlicher Rath ꝛc., Wien . .	100.—
„ Wimpffen Siegfried, Graf, Gutsbesitzer in Wien . . .	100.—

Verzeichnis

der im Jahre 1905 dem Österreichischen Volksschriften-Vereine beigetretenen p. t. Mitglieder.

Böhm Joseph, Pfarrer in Blottendorf, Böhmen.
Hetzendorfer Engelbert, Pfarrer in Speisendorf, Nieder-Österreich.
Hahnel Friedrich, Pfarrer in Habstein, Böhmen.
Pozděna Rudolf F., Ingenieur, k. k. Commissär in Klosterneuburg.
Wendlik Vincenz, Pfarrer in Bierbaum, Post Absdorf.
Dalmata Emil Edler von, k. und k. Truchseß, Commercialrath in Baden, Nieder-Österreich.
Haffner August Dr., Universitäts-Docent, Wien.
Czech von Czechenherz Jaroslav, Wien.
Humplik Joseph, k. k. Staatsbeamter in Wien.
Wallner Franz, Geschäftsführer bei der Firma „Austria“ in Wien.
Männerstrafanstalt k. k. in Mürau, Mähren.
Pfarramt römisch-katholisches in Dessendorf, Böhmen.
Wiedinger Stephanie, Hausbesitzerstochter in Wien.
Reitter Karl, k. k. Staatsbeamter in Wien.

Anhang.

Auszug aus den Statuten des Österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben können, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder (§. 7).

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens vier Kronen.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem Österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daſs je ein von

einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 4 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 4 Kronen als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Zur gefälligen Beachtung!

Bei eventuellem Beitritte als Mitglied des Österreichischen Volksschriften-Vereines seitens der hochwürdigen Pfarrämter, Pfarr- und Schulbibliotheken dann christlichen Vereinen, Wohlfahrts-Anstalten ꝛc. ist derselbe gerne bereit, Bücherspenden („Österr. Geschichte für das Volk", dann Jahrbücher und sonstige populärwissenschaftliche Werke) an deren Bibliotheken abzugeben, falls darum angesucht wird.

Um möglichst weite Verbreitung dieser Notiz bei unterstehenden Ämtern, Zweigvereinen ꝛc. wird höflichst ersucht.

Die Direction des „Österr. Volksschriften-Vereines",
Wien, I. Salvatorgasse Nr. 12.

Dem Österreichischen Volksschriften-Vereine wurde im Check- und Clairingverkehr des k. k. Postsparcassen-Amtes ein Conto mit der Nr. **851.821** eröffnet, und wird deshalb an die p. t. Mitglieder außerhalb Wien das höfliche Ersuchen gestellt, bei Einzahlung der Jahresbeiträge sich des Erlagscheines gefälligst bedienen zu wollen, welcher dem „Österreichischen Jahrbuche" beigelegt ist.

Die Vereins-Direction.

Die bisher erschienenen

29 Jahrgänge des Österreichischen Jahrbuches

enthalten unter andern:

Ackermann J. E., Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883. S. 304—363.

Alexis, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.

— Victorka, Aus dem „Großmütterchen" (Babička) der Božena Němcová; 1898, S. 291—312.

— Die Jugend; 1901, S. 15.

Apih Joseph, Die Slovenen u. die Märzbewegung 1848; 1890, S. 79—106; 1892, S. 175—208; 1894, S. 15—35; 1896, S. 119—154.

Baccicocco F. A., Auf stillen Wegen im Wiener-Wald; 1898, S. 5—24.

— Winter und Sommer; 1899, S. 209.

— Dem Kaiser für 1900; 1900, S. 1; Drei Freunde des Landmannes; 1900, S. 20—36. — In die kleinste Hütte; 1901, S. 4.

— Wanderungen durch österreichische Gärten und Rieden S. 1—14.

— Wissenschaft und Naturärzte?; 1903, S. 301—302.

— Notre Dame und St. Stephan 1904, S. 71—75.

Batinić, Der Einfluß der Franciscaner auf die politischen Angelegenheiten in Bosnien; 1890, S. 285—320.

Becker M. A., Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.

Beckh-Widmanstetter, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.

— Opposition Einst und Jetzt; 1899, S. 197.

Beer, Dr. Rudolf, Kunstbestrebungen Karl V. und Philipp II.; 1896, S. 155—173.

Bihain Marie (Irma Warmuth-Jancsó), Frankreichs Reliquien in Österreich; 1896, S. 264—270.

— Aus den Erinnerungen einer Witwe; 1900, S. 273—287.

— Ein General aus alter Zeit; 1901, S. 278.

— Franz Rákoczy II. nnd seine Vorfahren; 1905, S. 269—284.

Bischoffshausen Sigismund, Freiherr von, Das Duell; 1903, S. 267 bis 300.

Böhm Anton, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.

— Die Weincultur im alten Wien; 1896, S. 271—299.

Bowitsch L., Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.
Cappilleri Wilhelm, Österreichische Literaturbilder; 1901, S. 1—25.
Carolus (Karl Höflmayr), Ein Leichenbegängnis (Karl Freiherr von Tinti, 26. August 1884); 1902, S. 26—29.
Chimani Otto, Der oberösterreichische Dialect-Dichter Anton Schlosser; 1900, S. 7—19. — Am Tummelplatz; 1901, S. 165.
Cerri Cajetan, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.
Domanig Karl, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.
Dullinger Joseph, Die Ministerien der österreichischen Monarchie v. J. 1848 bis zur Gegenwart; 1901, S. 99—150.
Eigl Karl Maria, Gedichte; 1904, S. 109—116.
— Die Sage von Dub; 1904, S 117—122.
— Gedichte; 1904, S. 123—130.
Feitzinger-Wolf Anna, Faust Pachler (C. Paul) als Mensch und als Dichter; 1897, S. 286—313.
Frankfurter S., Dr., Carnuntum und seine bisherigen Ausgrabungen; 1897, S. 321—335.
Franz Emma, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.
Freudenberg V., Die Verbreitung der Pflanzen; 1902, S. 30—34.
Friedland Alma, Reise-Erinnerungen aus Österreich; 1886, S. 23 bis 29.
— Gedichte; 1895, S. 225—234, 1897, S. 272—274, 1900, S. 288 bis 292, 1901, S. 88, 1903, S. 15—19.
— Anton Böhm, Ein Lebensbild; 1903, S. 231—248.
Friedländer von Malheim Friedrich Ritter, Erlebnisse eines Wieners im Jahre 1848; 1898, S. 188—214.
Hall Ludwig, Über den Nutzen und die Art populärer Volksschriften; 1896, S. 300—310.
Grienberger Theodor v., Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.
Guzek Leo, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887, S. 216 bis 236, 1889, S. 39—82. 1890, S. 28—55.
— Bilder aus der Herzegowina; 1895, S. 89—136.
Haas, Dr. G. E., Die Propheten des dreißigjährigen Krieges; 1890, S. 1—27.
Hans Maria, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.
Hassanrek Friedrich, Österreicher in der Ferne; 1884, S. 245 bis 275.
Hauffen, Dr. Adolf, Volksschauspiele im Böhmerwalde; Vortrag nach diesem Aufsatze gehalten bei der 52. Generalversammlung des Österreichischen Volksschriften-Vereines von Ludwig Deutsch; 1900, S. 105 bis 120.
Helfert, Dr. Joseph Alexander Freiherr von, Der Krakauer Emigranten-Aufstand 1848; 1890, S. 201—284.
— Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.

Helfert, Dr. Joseph Alexander Freiherr von, Die confessionale Frage in Österreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1882, S. 86—180. 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887. S. 45—152. 1888, S. 127—238. 1889, S. 83—280.
— Graf Leo Thun; 1891, S. 123—212. 1892, S. 84—166. 1893, S. 57—146. 1894. S. 93—158. 1895, S. 225—234. 1896, S. 179—254 1897, S. 1—271.
— Vor fünfzig Jahren; 1898, S. 186—222.
— Im Vorjahre der Österreichischen Revolution; 1900, S. 49—94.
— Im Vormärz des Jahres 1848; 1901, S. 213—274; 1902, „Völkerfrühling", S. 60—168.
— Mitteleuropäische Revolution. März und April 1848; 1903, S. 76 bis 222.
— Die Tyroler Landesvertheidigung im Jahre 1848; mit chronologischer Übersicht; 1904. S. 130—318.
— Santa Lucia; 1905, S. 133—258.
Hoernes, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.
Hoffinger, Dr. J. B. v., Haus Österreich; 1877, S. 1—9.
Höflmayr Karl, Tyroler Reise-Erinnerung; 1903, S. 66—69.
Hörmann Julius, Gedichte; 1902, S. 187—201.
— Musik des Herzens (Aus dem Leben Verdi's), Novelle; 1904, S. 76—92.
Huschak Joseph, Kleinigkeiten; 1885, S. 212—218.
Huschak Wilhelm, „Anna", Eine Namensstudie; 1900, S. 37—48.
— Weihnachtszauber; 1901. S. 290.
— Kunterbunte Gedanken; 1902, S. 221—223, 1903, S. 253—254.
— Etwas von der Indianersprache; 1905, S. 285—286.
Janko Wilhelm, Die Degen Österreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.
Jenny Dr. S. Die Römerstadt am schwäbischen Meer; 1889, S. 291—317.
Ilg, Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.
Ilg Albertine, Monatslieder; 1900, S. 95—104.
— Gott und die Poesie; 1901, S. 151; Wiener Lieder; 1902, S. 55—59.
— Gedichte; 1903, S. 70—75; 1904, 319—328; 1905, S. 259—268.
Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.-österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.
Jüllig Grete, Gedichte; 1903, S. 223—230.
Kaltenbrunner C. A., Der Kleinhäusler; 1880, S. 173—284.
Kanitz F., Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164—172.
Kasper-Walzel Joseph. Die Felsenruinen bei Czuljok im Trentschiner Comitate. Reisebeschreibung, 1902, S. 249—252.
— Thierquälerei und die Vereine gegen sie; 1904, S. 100—108.
— Gedichte; 1905, S. 121-132.
Kluge, P. Benedict, Der Poet; 1885, S. 219—232.
Kopallik. Dr. Joseph, Joseph II. und Pius VI.; 1898, S. 277—290.
Kopetz Heinrich Ritter v., Aus der Mappe eines alten Pragers; 1884, S. 29—30.

Lehner Joseph Ritter v., Heldenthat der österreichischen Handelsbrigantine „Skandarbek" am 10. Juli 1800; 1886, S. 279—281.
Leifert Karl P. S. J., Die Ursachen des Verfalles der Wissenschaft und Literatur; 1904, S. 60—70.
Lenz Oskar, Der Antheil Österreichs an der Erforschung Afrikas; 1885, S. 1—17.
Libicka Emma, Die wahre Liebe; 1905, S. 116—120.
Lind, Dr. Karl, Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen; 1885, S. 233—274. 1886, S. 76—106. 1890, S. 111—197.
Loewe Joh. Heinrich, Der hundertste Jahrestag der Geburt Joh. Em. Veith's; 1887, S. 171—184.
Malybrok-Stieler Ottilie, Pia de Tolomei; 1898, S. 25—76.
— Karl der Große in Dichtung und Sage von Julius Zeyer, aus dem Böhmischen in's Deutsche übertragen von Malybrock-Stieler; 1900, S. 159—256; 1904, „Unter dem Apfelbaum" 1—59.
Matosch, Dr. Anton, Gedichte; 1896, S. 174—178.
Maurer Joseph, Die Alten und die Jungen; 1884, S. 298—329.
Much, Dr. M., Älteste Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie; 1884, S. 40—112.
Mayrhofer v. Grünbühel Xaver, Aus dem Wiener Walde; 1886, S. 70—75.
Medopil Karl, Prokop Diwisch, der Erfinder des Blitzableiters; 1886, S. 270—275.
Moltsch W. O., Landlarische G'sang'ln; 1898, S. 269—276.
Obermayer Eugène, Zwei österreichische Schul-Comödien; 1883, S. 293—303.
— Das süße Becken; 1895, S. 317—323.
— Nikolaus Lenau im Leben und Dichten; 1888, S. 239—252.
Pachler, Dr. F., Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm; 1877, S. 182—251.
Peez Karl v., Zur Heirats-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen; 1884, S. 1—22.
— Ein Brief aus dem Jahre 1849; 1902, S. 212—214, Aus meiner Mappe; S. 215—220.
Penn Heinrich, Das älteste christliche Baudenkmal Österreichs; 1892, S. 167—174.
Peter Johann, Das Glück erbettelt; 1895, S. 29—38.
— Vom Kinde, das nicht beten wollte; 1898, S. 77—85.
— Maria, sei gegrüßet! 1900, S. 121—126.
— Aus dem Böhmerwalde; 1901, S. 60.
— Geschichten aus dem Böhmerwalde; 1902, S. 35—54.
— Der Niklo! Eine Jugenderinnerung; 1903, S. 56—66.
Pelzeln M. v., Wiedersehen; 1899, S. 103.
Pfundheller J., Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206—272.
Pichler, Dr. F. S., Die Riegersburg in Steiermark; 1886, S. 281—286.
Plazer Marie Edle von, Nicolaus von Jacquin; 1895, S. 1—28.
— Das Canal- und Fella-Thal in Kärnten unter der Herrschaft des Bisthums von Bamberg in Franken (1007—1759); 1899, S. 134.

Plazer Marie Edle von, Aus einem Brief von Martinique im Jahre 1756; 1903, S. 261—266.
Pranſek Vincenz, Einiges über Volkserziehung mit beſonderer Berückſichtigung Öſterreichs; 1890, S. 331—367.
Proſchko Hermine, Zwei Blätter zur hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's; 1892, S. 56—58.
— Vom Dichter der „Wlaſta"; 1899, S. 189.
— Dr. Iſidor, Johannes Keppler in Ober-Öſterreich; 1878, S. 163 bis 178.
Pütz E. v., Aus dem kleinen Walſerthale; 1881, S. 228—241.
— Donna Leonor von Portugal; 1894, S. 1—14.
Radics P. v., Krains Huldigungen für das Haus Habsburg; 1883, S. 1 bis 25.
— Die Schlacht bei Siſſek am 22. Juni 1593; 1899, S. 128.
Rak Thereſe, Daheim, Novellette; 1899, S. 206; Allerſeelen, Stimmungsbild; 1899, S. 228; Die Kaiſereiche; 1900, S. 1—6.
— Verſöhnt; 1901, S. 8; Blumenzauber; 1902, S. 202—211; Chriſtnachtwunder; 1904, S. 93—99.
Reinhart Heinrich, Wien zu meiner Zeit; 1893, S. 191—228; 1894, S. 209—258; 1896, S. 1—49; 1898, S. 158—176.
— Venezianer Geſchichten; 1900, S. 127—158.
— Zwei Schweſtern; 1901, S. 30.
Richly Heinrich, Älteſte Handelswege zwiſchen Niederöſterreich und dem ſüdlichen Böhmen; 1903, S. 20—35.
Scheidlein-Wenrich Karoline v., Ein Blatt aus einem unverwelklichen Lorbeerkranz; 1886, S. 107—109.
Schneider-Arno Joſé, Baronin, Königin Hedwig von Polen; 1892, S. 78—83.
— Öſterreich; 1898, S. 1—4. — Frauen; 1898, S. 95—99.
Schönbrunner Joſeph, Karl Madjera; 1887, S. 33—39.
Schöpf, Dr. Joſeph, Franz Anton Sander; 1890, S. 321—330.
Schranka, Dr. Eduard Maria, Tropiſche Könige; 1905, S. 108—115.
Schwalb Karl Joſeph, „Die Sparſamkeit"; 1902, S. 224—248.
Schwarzbach Joſeph, Stille Nacht, heilige Nacht; 1898, S. 223—234.
Schwicker Dr. J. H., Wie ein Reich unterging; 1886, S. 53—72.
— Der Margit-Felſen in der hohen Tatra; 1894, S. 43—54.
— Das Haus Habsburg und die Siebenbürger Sachſen; 1898, S. 235—268.
Stamm, Dr. F., Die hochgeborenen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173—181.
Stefanović-Vilovsky Theodor Ritter von, General Stefan Šuplikac de Vitez; 1895, S. 297—316.
Steinebach Friedrich, Die Habsburg; 1889, S. 19—36.
— Das vierte Gebot; 1894, S. 159—208.
— Der Panzl von anno Neun; 1895, S. 59—88.
— Der Märtyrer der Treue; 1898, S. 100—157.
Tandler J., Aphorismen; 1883, S. 26—29.
Truxa, Dr. Hans Maria, Die „Kaiſermühlen" bei Wien; 1890, S. 368 bis 374.

Truxa, Dr. Hans Maria, Hedwig Wolf; 1894, S. 55—66.
— Ein Gedenkblatt für Pfarrer Joseph Maurer; 1896, S. 255—263. 1897, S. 275—285.
— Von einem alten Italia-Fahrer; Die organisierte Anarchie, 1903, S. 255—260.
— Bilder und Studien aus dem Armenleben der Großstadt Wien; 1905, S. 1—103.
Y . . - Weber J. v., Unter den Fahnen der großen Kaiserin; 1895, S. 297—316; 1896, S. 50—118.
Wich Ida von, 1903, S. 36—55.
Wolf Hedwig, Mila; 1892, S. 239—258.
*** O goldene Levante; 1898, S. 86—94.
— Aus Emin Paschas Leben; 1898, S. 177—185.
— Johann Baptist Weiß; 1900, S. 267—272.
Zlatnik Franz Joseph, Gedichte; 1905, S. 104—107.

(Inhalt des Jubelbandes ex 1898 siehe Seite 323.)

Um den im Verlage des Österreichischen Volksschriften-Vereines erschienenen **Bücherschatz** dem bestimmungsmäßigen Zwecke zuzuführen, und im Geiste der Vereinsstatuten dahin zu wirken, dass Bildung und Wissen zum Gemeingute Aller werden, hat die Direction beschlossen, eine Preisreduction sämmtlicher noch vorräthigen Schriften eintreten zu lassen. Dieselben sind unter dem Selbstkostenpreise zu nachfolgenden Bedingungen durch die Vereinskanzlei in Wien, I. Salvatorgasse 12, zu beziehen, und zwar:

Österreichische Geschichte für das Volk. 17 Theile in 19 Bänden à 60 h nebst einem „Vortrag" hiezu.

I. Band. **Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.** Von M. A. Becker.

II. Band. **Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000.** Von Joseph und Hermenegild Jireček.

III. Band. **Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276.** Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. **Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV.** Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. **Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund.** Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. **Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhunderte vor ihrer dauernden Vereinigung.** Vom Jahre 1437—1526. Von Dr. Franz Krones.

VII. Band. **Österreich im Reformationszeitalter** (1526—1617). 1. Abtheilung: Die Zeiten Ferdinand I. und Maximilian II; 2. Abtheilung: Die Zeiten Rudolf II. und Mathias. Von Julius Pazout und Dr. Theodor Tupetz.[1])

IX. Band. **Ferdinand III. und Leopold I.** Vom Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X. Band. **Die letzten Habsburger.** Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711). 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739).

XI. Band. **Der österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748). Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. **Maria Theresia.** Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Ilwof.

XIII. Band. **Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia** (1763—1780). Von Prof. J. H. Schwicker. (2 Abtheilungen.)

---

[1]) Der Band VIII ist hieramts nicht mehr vorräthig, jedoch in der Buchhandlung von A. Hölder, Wien, I. Rothenthurmstraße Nr. 15, erhältlich und wird auf Verlangen besorgt; derselbe besteht aus drei Theile und behandelt den 30jährigen Krieg. Verfasst von Anton Gindely.

XIV. Band. **Kaiser Joseph II. und Leopold II.** Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. **Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville** (1792—1803). Von Karl Werner.

XVI. Band. **Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges** (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. **Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I.** (1812—1815.) Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Vortrag zur Österreichischen Geschichte für das Volk von Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Die 17 Theile (= 19 Bände) der Österreichischen Geschichte für das Volk enthalten die Geschichte unseres Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Jeder Band (im Umfange von 2—300 Seiten) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist von einem für die betreffende Zeitperiode als Specialist hervorragenden Historiker verfasst. Ein insbesondere für Schulen, Pfarr- und Gemeindebibliotheken, Vereine und Lesegesellschaften sehr empfehlenswerthes Werk.

Preis sämmtlicher 19 Bände à 60 h = 11 K 40 h.

Österreichisches Jahrbuch. Dreißig Jahrgänge. (1877 bis 1906.) Der 1.—4. Jahrgang (1877—1880) ist von Dr. Ferdinand Stamm, der 5.—28. Jahrgang (1881—1906) von Dr. Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert redigirt.

Die Jahrgänge 1900, 1902—1906 à 4 K = 24 K.

Die Erde als Wohnort des Menschen. Volkslesebuch von Dr. Ferdinand Stamm.

Der Verfasser behandelt die Erde in geographischer, naturgeschichtlicher und cultureller Beziehung, und zeigt insbesondere den Einfluß der einzelnen Objecte auf die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen, dann auf das Privat- und Staatsleben.

Preis 40 h.

„Der Irrgarten der Erziehung". Eine kurze und fassliche Anleitung, wie man es anzustellen habe, um seinen Kindern alle möglichen Untugenden und Laster abzugewöhnen. Mit theilweiser Benützung von Ch. G. Salzmann's „Krebsbüchlein" bearbeitet von L. F—r. Preis 40 h.

In diesem Büchlein führt der Verfasser in anschaulicher Weise Beispiele verfehlter Erziehung, und was eine gute vermeiden solle, an.

Der Gesammtpreis der oben angeführten Schriften würde sich somit auf 38 K stellen; für die Abnehmer sämmtlicher Werke mit Ausnahme

der gänzlich vergriffenen Jahrbücher 1877—1889 und 1901 tritt jedoch die weitere Begünstigung ein, dieselben um den Pauschalbetrag von 24 K. zu beziehen.

Die Kanzlei des Österreichischen Volksschriften-Vereines ist täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von $^1/_2$5—$^1/_2$7 Uhr Abends geöffnet. Schriftliche Anfragen über den Beitritt, die Statuten, über Schriften und Bücher werden sogleich beantwortet. Die Vereins-Direction ist auch bereit, Lesezirkel (Volksbibliotheken) auf dem Lande und in den Provinzstädten zu gründen, wenn an einem Orte eine Zahl von mindestens 12 beitragenden Mitgliedern vorhanden ist und der Vereinsleitung ein diesbezüglicher Vorschlag gemacht wird.

Jubiläums-Festschrift

„Zum Zweiten December 1848—1898". Huldigungsgabe des Österreichischen Volksschriften-Vereines, in dessen Namen geleitet und herausgegeben von Dr. Joseph Alexander Frhr. von Helfert, Excellenz ꝛc. ꝛc.

Diese aus Anlaß des Regierungs-Jubiläums Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn veranstaltete Sammlung poetischer und prosaischer Original-Beiträge hervorragender Autoren hat nicht nur dem hohen Zwecke einer Huldigungsgabe gedient, sondern ist mit Hinblick auf die reichhaltigen und verschiedenartigen Themen, welche dieselbe umfaßt, auch von hervorragendem und bleibendem literarischen Werthe.

Inhalt

der

Jubiläums-Festgabe im Jahrbuche 1899.

Seite

Zum zweiten December 1
Dem das Schicksal nichts ersparte. Von F. A. Baccicocco 6
Österreichs Schutzengel. Von Béla Kuderna 9
Viribus unitis. Von Dr. Heinrich Schwicker 16
Sic voluit Imperator. Von Theodor von Grienberger 25
Zum Regierungs-Jubiläum unseres Kaisers. Von Alma Friedland 26
Ein Charakterbild. Von F. A. Baccicocco 28
Der edle Prinz. Von Wilhelm Cappilleri 32
Unser Stern. Von F. A. Baccicocco 35
In aquilam Austriae. Von Theodor von Grienberger 36
Vom Kaiserlied. Von Richard Ritter von Kralik 37
Der Dank des Kaisers. Von Marie Edle von Berks (Mara Čop Marlet) . . 39
Der beste Schütz. Von Wilhelm Cappilleri 46
Kaiser-Manoeuver 1853. Von Karl von Hummel 48
Ein Kaiserfest, dem Himmel nah! Von Hermine Proschko 54
Rose und Edelweiß. Von Wilhelm Cappilleri 57
Mainacht. Von Irene Zoepf 59
Des Kaisers Jubeltag. Von Heinrich Penn 60
Österreich im Lichte der Dichtungen Scheffel's. Von Anton Breitner 62
Dem Kaiser. Von Ottilie Malybrok-Stieler 71
Dem Kaiser Heil. Von Leo Smolle 72
Österreichs Frauen zum 2. December 1898. Von José Baronin Schneider-Arno 74
Hoch lebe unser Kaiser! Von Dr. R. F. Kaindl 75
Zum Regierungs-Jubiläum. Von Wilhelm Huschak 76
Der Sieger von Custozza. Von Edward Samhaber 77
Evangelium eines Österreichers. Von Dr. Wilhelm Schram 78
Pax. Von Baron D . . . . . f 79
Meerfahrt. Von Cajetan Cerri 80
Elisabeth von Österreich. Von F. A. Baccicocco 82
Baugeschichtliches aus der Regierungszeit unseres Kaisers. Vom Architekten Anton Weber 83

Preis per Exemplar: Elegant gebunden 3 K, broschirt 1 K 50 h.

Inhalt.

Seite

Aus alter und aus neuer Zeit. Von Heinrich Kematmüller 1

Zur Klimatographie von Nieder-Österreich. Von Rudolf F. Pozděna . . 82

Was das Donauweibchen erzählt. Von Albertine Luhde-Ilg 45

Wien 1848 „im wunderschönen Monat Mai". Von Frhr. v. Helfert . . . 59

Poesien. Von Laura Dessort 117

Wenn der Frühling kommt. Von Laura Dessort 123

Caroline Pichler. Nach ihren Memoiren. Von Marie Bihain (Irma Warmuth-Jancsó) 137

Olgerd Gejstor. Aus den Annalen der Liebe. Von Julius Zeyer. Aus dem Böhmischen in's Deutsche übersetzt von O. Malybrok-Stieler 160

Briefe aus dem italienischen Feldzug 1847—1848. Verfasst von Oberlieutenant des k. k. Linien-Infanterie-Regiments Nr. 7 Friedrich Gouge. Veröffentlicht von Alexander Blum 232

Wiener Porzellan. Von Anna von Hoffinger 266

Vereins-Mittheilungen 293

☛ **Allfällige Reclamationen wolle man gefälligst an die Kanzlei des Österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von ½5—½7 Uhr N.-M. geöffnet ist.**

k. k. Universitäts- Buchbinderei
Georg Rautter's Wwe. & Sohn
Wien, I. Wollzeile 31.
Telephon 13228.
Gegründet 1833.
Specialität:
Bibliotheks-Einbände
in jeder Ausführung.
Arbeiten für Kanzleien und Kontors.

Gegründet 1839. Telephon Nr. 3158.

Erste Wiener Thurmuhren- und elektrische Uhren-Fabrik

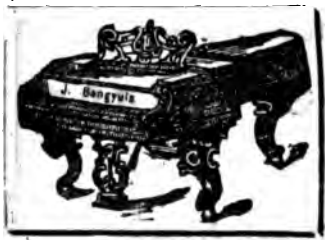
EMIL SCHAUER

Wien, VII. Bernardgasse Nr. 26

fertigt **Thurmuhren** und als Specialität **elektrische Uhren** mit Starkstrombetrieb für Kirchen, Schlösser, Kasernen, Rathhäuser, Schulen, Bahnen, Fabriken etc. bis zu den größten Dimensionen.

Zahlreiche Patente in allen Ländern.

Offerte, Kataloge, Stromberechnungen gratis und franko.



Alle Clavier-Gelegenheitskäufe

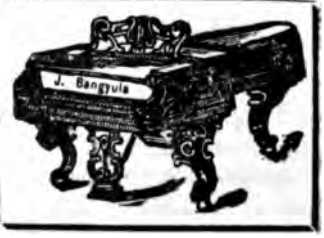
weitaus übertroffen durch die sensationserregenden billigen Preise, welche das

Grand Clavier-Etablissement

J. BANGYULA

Wien, I. Postgasse Nr. 2

dem geehrten P. T. Publikum bietet. Nur durch das enorm grosse ausgedehnte Lager ist es möglich, dass auch einzelne Claviere und Pianino zu En gros-Preisen abgegeben werden. Gleichzeitig bietet dieses altrenommirte Grand-Clavier-Etablissement die unstreitig billigsten **Leihgebühr-Preise** der Welt, daher Jedem empfehlenswerth, sich von der strengsten Reellität selbst zu überzeugen.



Filialen: Gmunden, Ischl, Aussee, Unterach a. Attersee.

Stimmungen und Reparaturen bestens ausgeführt unter Garantie.

AUFZÜGE

aus der k. und k.

HOF-MASCHINEN- und AUFZÜGE-FABRIK

A. FREISSLER

INGENIEUR

WIEN, X. Erlachplatz 4

BUDAPEST, VI. Davidgasse 2

befasst sich seit 30 Jahren ausschliesslich mit der Erzeugung aller Arten von

Aufzügen

nach

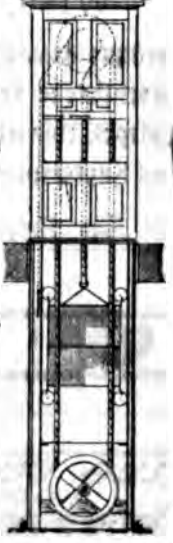
eigener bewährter Construction

für

Lagerhäuser, Bahnhöfe, Zuckerfabriken,
Brauereien und **Brennereien,**
Hotels und **Privathäuser.**

Lasten-Aufzug

Speisen-Aufzug



Anerkannt vorzügliche

Photographische Apparate.

Probeheft von Lechner's photogr. Mittheilungen und Preisverzeichnis gratis.

Kodak-Apparate und alle Bedarfsartikel für Amateure.

Projections-Apparate und Diapositive in grosser Auswahl.

R. Lechner (Wilh. Müller)

k. und k. Hof-Manufactur f. Photographie.

Fabrik photograph. Apparate.

Copieranstalt für Amateure.

Wien, Graben 31.

Schilder- und Glasmalerei, Glasätzerei, Dampfschleiferei

Gegründet 1834.

F. OSTER

Telephon 4084.

(Inhaberin: **Cäcilie Oster**)

Wien, V. Schönbrunnerstrasse 29.

Geätzte Glastafeln, Glasmalerei für **Kirchenfenster und Thüren, geschliffene Spiegel** in allen Formen und Größen, **Venetianer Spiegel, Thürschutzplatten** mit **moderner Verglasung** in **Messing** und **Kupfersprossen** mit geschliffenem Spiegelglas und färbigem Glas.

Alle Arten Schilder, Buchstaben, Reichsadler und Wappen.

Das leibliche Wohl

bleibt dauernd ein gutes, wenn man täglich zum Frühstück oder zum Nachtmahl **Simonsbrot** (dünn geschnitten) mit Butter genießt. **Stuhlverstopfung** und deren unangenehme Folgen, wie **Beklemmung, Kopfschmerzen, Herzklopfen, seelische Depression, Schlaflosigkeit** u. s. w. können sich bei regelmässigen Genuss des **Simonsbrot niemals** einstellen.

Simonsbrotfabrik Wien—Kagran.

K. u. k. Hof-**Bett-Waren-**Fabrikanten

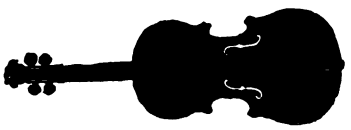
J. Pauly & Sohn

WIEN, I. Bezirk, Spiegelgasse Nr. 12

empfehlen ihre

Erzeugnisse von grossen **Betten**, wie alle einzelnen Artikel von **Bettwaaren, elastischen Einsätzen, Matratzen, Polstern** und **Decken**, bestens bekannten **Eiderdaunen-Decken.**

Kaufet anderwärts **kein** **Musikinstrument** oder **Saiten**, ohne vorher **Katalog**, der **umsonst geliefert wird**, einzuholen bei:



Hermann Trapp, Wildstein bei Franzensbad.

In hiesiger Gegend sind mehr wie 10.000 Arbeiter in dieser Branche beschäftigt, daher hier die **direkteste und billigste Bezugsquelle unter voller Garantie.**

Die bestrenommierten

Fürstlich Schwarzenberg'schen Brauereien

Wittingau

und

Protiwin

empfehlen ihre **Export-** und **Lagerbiere**
in anerkannt vorzüglicher Qualität.

Niederlage:

XIX. Radelmayergasse Nr. 3.

Telephon Nr. 14.371.

Wittingauer Flaschenbier-Niederlage

XV. Neubaugürtel Nr. 46.

Telephon Nr. 7322.

Protiwiner Flaschenbier-Niederlage

XIX. Kreindlgasse Nr. 1.

Telephon Nr. 7330.

Druck von Rudol Brzezowsky & Söhne in Wien

DB
17
64
v.30

Herbabnys Unterphosphorigsaurer

Kalk-Eisen-Sirup.

Dieser vor 36 Jahren eingeführte, von vielen Ärzten bestens begutachtete und empfohlene

Brustsirup

wirkt **schleimlösend und hustenstillend.** Durch den Gehalt an Bittermitteln wirkt er **anregend** auf den **Appetit** und die **Verdauung,** und somit **befördernd** auf die **Ernährung.** Das für die **Blutbildung** so wichtige **Eisen** ist in diesem Sirup in **leicht assimilierbarer Form** enthalten; auch ist er durch seinen Gehalt an löslichen **Phosphor-Kalk-Salzen** bei **schwächlichen Kindern** besonders für die **Knochenbildung** sehr nützlich.

Preis einer Flasche Herbabnys Kalk-Eisen-Sirup K 2.50, per Post 40 h mehr für Packung.

Herbabnys Aromatische Essenz.

Schmerzstillende Einreibung.

Herbabnys **Aromatische Essenz** ist ein seit mehr als 30 Jahren vielfach erprobtes Mittel, welches sich bei [illegible] den **Gelenken** und **Muskeln** [illegible] sowie auch **nervöse Sch**[illegible]

Preis: 1 Flacon K 2.—, per Po[illegible]

Herbabnys Verstä[illegible]

Sarsapa[illegible]

Dieser seit 30 Jahren bewährte Sirup enthält auch die wirksamen Bestand[illegible] **gezeichnetes** [illegible]

Er wirkt daher durch Beförderung des S[illegible] und **Hartleibigkeit,** sowie die darau[illegible]

Preis: 1 Flasche 1 K [illegible]

Warnung! Wir warnen von den unter gleichem oder ähnlichem Namen aufgetauchten, jedoch **bezüglich ihrer Zusammensetzung** und **Wirkung** von **unseren Original-Präparaten ganz verschiedenen Nachahmungen** unserer seit **mehr als 30 Jahren** erprobten und

Alleinige Erzeugu[illegible]

Dr. Hellmanns A[illegible]

Wien, VII/[illegible]

Depots in [illegible]

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.